C I 9/1 (1)
Landesbibliothek Coburg (70)
022000938838
Landesbibliothek
Coburg

LB
Coburg

Die Eselshaut.

A. W. Küfner fec. 1789

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d' Ane m' étoit conté,
J'y prendrois un plaisir extrême.

LAFONTAINE.

Erster Band.

Gotha
in der Ettingerschen Buchhandlung 1790.

C I 9/1 (1)

Landesbibliothek
Coburg

Ankündigung der Blauen Bibliothek aller Nationen.

Es ist gewiß ein gewagtes Unternehmen, unserm teutschen Publiko, das sich seit einigen Jahren her mit einer Art von Heißhunger auf politische, statistische, oder mit Einem Worte, auf sogenannte Journal-Lectüre geworfen, und darüber den Geschmack an den schönen Künsten der Musen verlohren zu haben scheint, jezt eine amüsante Unterhaltung von andrer Art darzubieten. Fern sey es von mir, hierdurch einen abwürdigenden Blick auf jene wichtige und interessante Wissenschaften und Materien zu werfen. Niemand kann sie höher schätzen als ich selbst. Ich spreche hier von Uebertreibung und Mißbrauche, und bemerke nur (was auch gewiß jeder aufmerksame Beobachter des Geistes der Zeit und der Nation mit mir bemerkt ha-

ben wird) daß bey unserer jezt so allgemein Mode gewordenen politischen Kannengieserey, Anekdoten-Sucht und dem falschen Aufklärungs- und Reformen-Drange, der gerade in den hohlsten Köpfen am meisten spuket, die Nation den Geschmack an Kunst des Dichters und Schriftstellers, d. h. an Schönheit und Reichthume seiner Compositionen, Leben und Natur seiner Darstellung, Feuer seiner Imagination, Eleganz und Wohlklange seines Styls, und Reinheit seiner Sprache verliehrt, die Lektüre, sonderlich der weiblichen Welt und der Jugend, für die doch obgedachte Geisteskost offenbar zu hart und unverdaulich ist, schlechter wird, und der feinere Weltton der sogenannten guten Gesellschaft, dem allein Cultur des Geistes und Geschmack an Künsten und schönen Wissenschaften die Politur giebt, zugleich mit herabsinkt. Indessen so wenig es auch bey solch einer allgemeinen Stimmung der Köpfe thunlich ist, gerade gegen den Strom zu schwimmen, so ist doch wenigstens ein Versuch möglich, das zu erhalten, was wir schon haben, und dem verwöhnten Kinde ein nüzlicheres, wenigstens unschädlicheres, Spielzeug in die Hände zu geben.

Der Uebergang, den man dazu nehmen könnte, dächt ich, wäre so leicht und natürlich als möglich. Die Leichtgläubigkeit, mit der wir in der leztern Deca-

Decade an allen Wundern und Wunderthätern hiengen, und das Ansehn, das sich Magie, Theurgie, Alchymie, Thier-Magnetismus und der ganze Troß der sogenannten **geheimen Wissenschaften** bey uns zu schaffen wußte, beweißt wie hungrig wir nach dem **Wunderbaren** sind; und ich sollte meynen, der Uebergang vom Glauben an Cagliostros und unsrer andern Thavmaturgen Mirakeln, zum behäglichen Genusse auch des wunderbarsten Feenmährchens und der tollsten Zaubergeschichte sey schon ein vortreffliches Zeichen der wiederkehrenden Genesung. ¡Wohlan, der Versuch sey gewagt!

Es ist bekannt, daß alle Nationen der Erde, unter allen Himmelsstrichen, von den rohesten Lappen und Kamschatkadalen an bis hinauf zu denen, die sich durch die höchste Cultur auszeichnen, eine gewisse Portion von **Wundermährchen**, Sagen und **abentheuerlichen Erzählungen** in ihrer Literatur, oder mündlichen Tradition haben, die von jeher unter ihnen im Umlaufe waren, immer mit großer Begierde angehört und gelesen wurden, und dadurch eine Art von National-Stempel erhalten haben. Der Orient, sonderlich Arabien, Persien und Hindostan, wo eine Menge Ursachen den Geist in einer Art von Kindheit erhalten, war von jeher die Wiege davon. Sie wurden durch die Kreuzfahrer nach Europa verpflanzt. Der alte krie-

 gerische

gerische Norden brachte wieder eine andere Art von wunderbaren Sagen in die südlichen Länder unsers Welttheils, und so entstunden dann aus dieser sonderbaren Mischung und dem Geiste der Ritterschaft alle die abentheuerlichen Geschichten und Volksmährchen des mittlern Zeitalters, in Frankreich, Spanien, Italien, England, Teutschland und andern Ländern, die so erstaunend reich an Imagination und wahrer Dichtung sind, und deren ganze Summe man in Frankreich gewöhnlich unter dem allgemeinen Titel: La Bibliotheque bleue, (die blaue Bibliothek) begreift. Ihr Ursprung verliehrt sich in die dunkelsten Zeiten der Literatur aller Nationen, die eine haben, und man kann selbst nicht sagen, welcher Nation sie eigentlich angehören. In dem Zustande, in welchem sie noch zum Theil in den Händen des Volks liegen, sind sie höchstens als roher Stoff für den Dichter brauchbar, und sie müssen schlechterdings erst durch eine geschmackvolle Bearbeitung wieder hergestellt werden. Der Graf **von Tressan**, der in dieser Kunst Meister war, sagt unter davon: „Je sais „bien que dans l'état ou sont ces ouvrages, il „n'est guere possible d'en juger; outre qu'ils „ne sont presque tous des traductions informes, „ils sont ecrits d'une manière si barbare, qu „on a de la peine à les entendre: *ce sont de*

„*vieux*

„*vieux tableaux, qu'il faut raccomoder; après „les avoir bien lavés, et à plusieurs desquels il „faut mettre des fonds,*" und er hat uns in seinem *Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie* ein kostbares Muster hinterlassen, wie man solche alte Kunstwerke behandeln und restauriren müsse.

Die **Feen-Mährchen** sind von neuerer Abkunft; theils wirklich arabischen Ursprungs, theils ein moderner Zweig Europäischer Literatur auf orientalischem Stamm gepfropft, der seitdem eine Menge schöner Blumen und Früchte getragen hat. Diese lieblichen Dichtungen sind zu bekannt und berühmt, als daß ich nöthig hätte, hier viel davon zu sagen. Vom Kinde an bis hinauf zum Greise passen sie für jedes Alter, sind das angenehmste Vehikel der reinsten Moral, der witzigsten Satyre und des amüsantesten Scherzes für jeden Stand. Die besten neuern französischen, englischen und teutschen Schriftsteller haben diese Art von Dichtung geliebt, und uns glückliche Versuche darin geliefert. Man lese unsers vortrefflichen **Wielands** Vorrede zu seinem Dschinnistan, um den Werth davon nach Verdienste zu schätzen.

Es giebt noch eine **dritte Gattung** wunderbarer und abentheuerlicher Erzählungen, die sich von den beyden ersten wesentlich unterscheiden, nemlich die **komischen Romane, Possen, Schnur-**

ren, Phantasien und amüsante Allegorien; Dichtungen, in denen sich die besten Köpfe fast aller kultivirten Nationen geübt, und uns vortreffliche Werke darin hinterlassen haben. Flögels Geschichte der komischen Literatur zeigt in einer schätzbaren Uebersicht, wie erstaunlich reich dieß Feld sey.

So unerschöpflich nun diese Quelle amüsanter Lectüre und Unterhaltung auch immer ist, so war sie doch bisher eigentlich nur für den Literator und Gelehrten der mehrere Sprachen verstund, die Geschichte dieses fruchtbaren Zweigs der alten und neueren Literatur studirt hatte, und dem diese Schätze in ihrer Verbindung, Sinn und wahren Gehalte offen da lagen, ganz zugänglich; das große Publikum aber kannte nur einzelne von der ganzen Maße so zu sagen losgerissene Bruchstücke, die hie und da übersezt worden und in Umlauf gekommen waren, die es bisher zu seinem Amüsement las, ohne sich übrigens um ihren Ursprung oder Literar-Geschichte zu bekümmern, und selbst ohne Gutes vom Schlechten zu scheiden. Ich sollte glauben, daß ein Schriftsteller, der es unternähme alle diese zerstreuten Schätze mehrerer Nationen planmäßig zu sammeln, gut zu bearbeiten, mit einer literarischen Notiz zu begleiten, und sie in einer fortgehenden allgemeinen Sammlung dem

Pu-

Publiko zu einer periodischen amüsanten Lektüre zu liefern, kein undankbares Werk unternehmen würde. ¡Aber welch ein Unternehmen! Und wie ungeheuer für die Kräfte und das Leben eines einzelnen Mannes! Ich bin nicht so tollkühn, es allein auf meine Schultern zu nehmen, allein auch nicht so verzagt, um davor zu erschrecken. Vereinte Kräfte geschickter Arbeiter führen den Bau auf, dazu ein Mann allein Plan und Riß entwarf; mehrere fleißige Hände fördern das edle Metall, nach dem Zuge eines einzigen Markscheiders, aus den tiefen Eingeweiden der Erde. Ich hoffe, daß es auch mir auf diesem Wege gelingen soll; denn ich bin der Unterstützung mehrerer vortrefflicher Männer und Freunde, die Teutschland lange schon unter seine guten Schriftsteller zählt, bey dieser Unternehmung, zu welcher sie sich mit mir verbunden haben, sicher. Länger als zwanzig Jahre schon sammelte ich sorgfältig alles, was ich in diesem Fache der Literatur in jeder Sprache auftreiben konnte, und es war immer die Puppe, mit der ich in den Stunden der Muße spielte. Mein Wunsch, dem Publiko, das sich so gern was erzählen läßt, etwas Ganzes und vollständiges in diesem angenehmen Felde zu geben, und dabey geschmackvolles Amüsement für alle Alter und Stände der Leser, die amüsirt seyn wollen, mit Wissen-

schaft

schaft zu verbinden, um auch dem Literator etwas von Werthe zu liefern, ist nunmehr zur That gereift: und ich kündige also hiermit an

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen,

ein fortlaufendes periodisches Werk, dessen Hauptzweck ist gute amüsante Lectüre zur Unterhaltung und Nahrung des Geistes, und Ausbildung des Geschmacks zu liefern, die fast alle Menschen, die nur nicht ganz verunglückt aus den Händen der Mutter Natur kamen, suchen und lieben.

Ueber **Plan** und **Einrichtung** des Werks, die ich den Lesern glaube so bequem als möglich gemacht zu haben, finde ich nur folgendes Wenige zu sagen nöthig.

1) Die **Blaue Bibliothek aller Nationen** wird eine allgemeine und fortlaufende Sammlung aller Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen und Romane, aller Völker, und, so zu sagen, der **Arabesken** und **Grotesken** aller bekannten Literaturen seyn, mit Auswahl gesammlet, und mit Geschmack übersezt, bearbeitet und redigirt.

2) Sie enthält also eine vollständige Sammlung.

a) aller guten **Feen-Mährchen**, in welcher Sprache und Literatur sie sich finden;

b)

b) aller alten Volks- und Ritter-Romane neu und so viel als möglich im Geschmacke des Grafen von Tressan bearbeitet;

c) aller abentheuerlichen komischen Romane, Poßen, Schnurren und Phantasien, die sich zu dieser Sammlung qualifiziren.

Jedem Bande wird eine kurze Literar-Notiz über seinen Inhalt voranstehen.

3) Jährlich erscheinen davon sechs Bände, oder alle 2 Monate richtig ein Band, zwischen 25 und 30 Bogen stark, je nachdem es die Stärke oder Abtheilung des darinn gelieferten Werkes giebt, in klein Octav, sauber, auf gutes weißes Papier gedruckt, mit einem schön gestochenen Titelkupfer in einem steifen blauen Umschlag broschirt, so das man es gleich lesen, und auch allenfalls so in die Bibliothek stellen kann.

4) Jeder Band hat, ausser dem allgemeinen Titel des Werks, noch einen besondern seines Inhalts, so daß also Liebhaber auch jeden Band, wenn sie das Werk eines oder des andern Verfassers allein haben wollten, nach Schluße des Jahrgangs, in welchen er gehört, einzeln von der Verlagshandlung haben können. Eher als vor Schluße des Jahres aber kann, um Verwirrungen zu vermeiden, kein einzelner Band weggegeben werden.

5)

5) Das Engagement und Abonnement der Leser bey diesem Werke, das als ein zweymonatliches Journal anzusehn ist, geht immer auf ein ganzes Jahr, oder 6 Bände, weil ich die Disposition der Jahrgänge so machen werde, daß auch ein Werk von mehr als einem Bande immer in einen Jahrgang zusammenkommt, und der Besitzer eines ganzen Jahrgangs also nie etwas Unvollständiges bekommt.

6) Das Abonnement des Jahrgangs von 6 Bänden ist 1 Louisd'or oder 5 Rthlr. Sächs. Courrant, welches beym Empfange des ersten Bandes gezahlt wird. Wer bey Lieferung des 3ten Bandes sein Abonnement noch nicht gezahlt hat, dem kann der 4te Band nicht ausgeliefert werden. Diese strenge Genauigkeit kann allein auf beyden Seiten Klagen und Verdruß verhindern. Nach Schluße des laufenden Jahres tritt das Werk bey der Verlagshandlung in den gewöhnlichen Laden-Preiß ein, und sie wird keinen einzelnen Band unter 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 6 gr. verlaßen.

7) Wer mit Ende des Jahres abgehen will, muß bey Lieferung des 5ten Bandes, nemlich Ende Octobers aufsagen. Wer da nicht aufsagt, für deßen Rechnung läuft die Lieferung noch künftiges Jahr fort.

8)

8) Liebhaber können zu jeder Zeit im Jahre antreten, sie machen sich aber immer zu allen 6 Bänden des Jahrgangs verbindlich. Sollten sie auch das ganze Werk von Anfange an komplet, und also die schon erschienenen Jahrgänge verlangen, so können sie dieselben immer bey der Verlagshandlung zu 5 Rthlr. als den Abonnements-Preiß erhalten.

9) Die Ettingersche Buchhandlung zu Gotha hat den Verlag und Haupt-Debit dieses Werks. Ausser ihr haben auch noch

Die Churfürstl. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

Die K. Ober-Post-Amts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurth am Mayn.

Das Kais. priv. Addreß-Comptoir zu Hamburg.

Hr. Buchhändl. Wappler und Stahel in Wien.

Das Kaiserl. Reichs-Post-Amt zu Weimar.

Hauptcommißionen davon übernommen, und Liebhaber können sich sowohl an dieselben, als auch überhaupt an ihr nächstgelegenes Postamt oder ihre Buchhandlung mit ihrer Bestellung wenden.

10) Mein Nahme gehört nicht mit zur Sache; und ich habe jezt Ursach und Lust hinter dem Vorhange zu bleiben. Wer mir etwas über diese

Unter-

Unternehmung zu sagen hat, sey so gütig es unter der Addreße

An den Herausgeber der Blauen Bibliothek aller Nationen,

unter Einschluße an die Ettingersche Verlagshandlung nach Gotha einzuschicken; und diese wird mir es richtig behändigen. Uebrigens ist auch dafür gesorgt, daß der Fortgang dieses Werks nicht mit meinem Todte in Stecken gerathe. Der Plan liegt fertig und ausgearbeitet in meinem Pulte, die Materialien dazu sind auf lange Zeit gesammlet und vorhanden, und meine verbündeten Freunde und Mitarbeiter mit der Arbeit selbst so bekannt, und gewiß zur Redaction eben so fähig und geschickt als ich; wie leicht könnte also nun in solchem Falle einer von ihnen an meine Stelle treten, und es fortführen.

Ich werde meiner Seits gewiß alles Mögliche thun, mir auch dießmal den Beyfall unsers Publikums, den ich gewiß sehr hoch schätze, zu verdienen.
Am 10ten Jänner 1790.

Der Herausgeber.

Ueber die

Literatur der Feen-Mährchen.

Alle Arten von Erzählungen vom Mährchen meiner Mutter Gans an bis hinauf zu Homers göttlichen Liede, oder zur allgemeinen Weltgeschichte, vom gehörnten Siegfried an bis zu den Memoiren von Brandenburg oder Gibbons unsterblichen Werke, haben einen großen gemeinschaftlichen Stamm, Geschichte. Seine Wurzeln sind durch die ganze Welt, durch alle Zeit-Alter und Völker geflochten, und haben höchst verschiedene Aeste, Zweige, Blüthen und Früchte getrieben. Bekanntlich ist die älteste Geschichte aller Völker Fabel und Poesie. Die Gränz-Linie, wo sie anfangen kann würkliche Facta anzureihen, ist höchst schwankend

und unbestimmt; hundert Wege führen dahin, und ehe wir es uns versehen sind wir über die Gränze der historischen Wahrheit hinüber, und treffen auf allen im Lande der Fabel zusammen. Geschichte ist und bleibt sie endlich unter allen Masken und Hüllen, sie gehe nun entweder mit offnen Gesichte und in ihrem natürlichen edlen Gewande als Historiographie einher, oder trete als Epische-Muse, oder in der Maske des Romans, der Volks-Sage, der Novelle, des Feen-Mährchens, der Ballade oder der Anecdote verkappt, auf. Jede dieser Verkappung hat ihren eignen Character, und ihr eignes Costume, die man kennt und die beobachtet werden müßen.

Da mich hier mein Zweck sehr beschränkt, und ich im Laufe dieser Sammlung ohnedieß mehrmals Gelegenheit haben werde auf diesen Gegenstand zurückzukommen, so breche ich von jenem ungeheuern Baume dießmal nur einen Zweig, und zwar den der Feen-Mährchen ab, um ihn genauer zu untersuchen und meine Leser damit bekannt zu machen.

Der

Der Ursprung der Feen-Tradition ist sehr alt, und wir müssen ihre Quelle unstreitig im südlichen Oriente bey den Persern und Arabern suchen, so wie hingegen die Keime der Ritter-Romane und Nordischen Sagen, im nördlichen Asien liegen; wie ich in der Folge, wenn ich auf die Literatur der Ritter-Romane komme ausführlich zeigen werde.

Die Araber und Perser hatten ihre Feen und Genien, Wesen die nicht Mensch, nicht Engel, nicht Teufel waren, mit außerordentlicher Schönheit, Unsterblichkeit und großer Gewalt über die Natur begabt, dabey aber doch dem allmächtigen Schicksaale unterworfen waren. Bey den Persern hiesen sie Peri, bey den Arabern Ginni, und hatten ihr eignes Feen-Land, das berühmte Ginnistan, das sie bewohnten. Sie waren meistens gute und den Menschen sehr wohlwollende Wesen, da hingegen die Diven, eine ähnliche Art von Wesen, außerordentlich häßlich und boßhaft, auch geschworne Feinde der Feen und Genien waren. *) Wollten die Perser

 jemand

*) *Herbelot*, Biblioth, Orient, Art, *Gian*, *Ginni*, et *Peri*.

jemand außerordentlich wegen seiner Schönheit loben, so nennten sie es Perizade, bein Feen Kind. Fast in allen Persischen und Arabischen Erzählungen sind Feen und Genien, wie uns Herbelot und alle Kenner der Oriental. Literatur versichern, und die berühmteste Sammlung davon, die uns unter dem Titel Tausend und eine Nacht, durch Hr. Galands Uebersetzung bekannt worden ist, beweißt.

Aus dem Oriente wanderten die Feen-Traditionen nach dem westlichen Europa fort, und die Provenzalen oder Troubadours waren die ersten die sie höchst wahrscheinlich durch die Mauren empfiengen, sie in Frankreich, Italien, Spanien, ja selbst in England und Irland verbreiteten, und theils in poetischen theils prosaischen Erzählungen verarbeiteten. *) Da die neue Sprache welche sie schufen, oder die sogenannte Romance, aus der lateinischen und Celtischen zusammengeschmolzen war, so sind sie es auch gewiß die den Nahmen Fee aus dem lateinischen

*) Comt. *de Tressan* Corps d' Exsrait de Rom. de Cheo, Discours praelim.

schen Fatum, wovon er unstreitig herkommt, geschaffen, und die Peris der Perser drein verwandelt haben *). Gian oder Ginne ist vermuthlich als ein mit dem lateinischen Genius ähnlich lautendes Wort geblieben, und daraus Genie gemacht worden.

Höchstwahrscheinlich trafen in Bretagne und in England die Feen-Traditionen aus Süden durch die Troubadours, mit den Sagen, die Odin der Eroberer mit aus dem nordlichen Asien gebracht hatte, durch die Skalden aus Norden zusammen, schmolzen in einander, und so kam Feerey in alle alte Ritter-Romane. Gewiß ist, daß schon im zwölften Jahrhunderte Feen-Mährchen und Feen-Romane, von Troubadours geschrieben, existirten, **) und Finette soll eins der ältesten provenzalischen Producte davon seyn. Der berühmte alte Ritter-Roman vom San Graal, und von Lancelot du Lac, von Chrê-

*) Auch in Italien heißt Fata eine Zauberin, eine Hexe.

**) De Mayer, Cabin. des Fées. T. XXXVII. Art. *Perrault*.

Chrêtien de Troies herausgegeben, und von Godefroy de Ligny beendigt, brachte die Feerey, zu Ende des XII Jahrhunderts, in Frankreich in vollen Schwung. Man hatte zwar schon seit etlichen Jahrhunderten an Feen geglaubt, aber doch immer nur mit einer gewissen Vorsicht von ihnen gesprochen, erzählt und gedichtet: nun aber brachte das große Ansehn vom San Graal, von Lancelot, und der großen Wunder-Kraft der Dame du Lac die Feen im ganzen Königreiche in vollen Schwung. Die Leute von Stande glaubten an Feen in den Romanen, und das gemeine Volk bevölkerte alles, jede Felsenhöhle, jede romantische Gegend, jeden hohen Berg und sonderlich jedes alte verfallne Schloß im Walde mit einer Fee oder einem Zauberer. So hatte z. E. das alte Schloß von Lusignan seine eigne Fee, die berühmte Melusine. Sogar Quellen und Bäume waren von Feen bewohnt. Zu Dompreuil in Lothringen, dem Geburts-Orte des berühmten Mädchens von Orleans, Ieanne d'Arc, stund ein großer Baum, welcher der Feen-Baum hieß, und von dem die Sage gieng, daß die Feen zu gewis-

gewissen Zeiten unter ihm zusammen kämen. Die Mädchen und jungen Pursche aus dem Dorfe tanzten im Frühlinge unter diesem Feen-Baume, und feyerten am Sonntage Lätare unter ihm ein eignes Fest. Sie brachten nemlich Brod zusammen welches sie unter dem Baume aßen, und zogen von da zur Quelle Ramuorum, und trunken von dem Wasser, welches Wunder thun sollte. Jeanne d'Arc war oft bey dieser Feyer mit gewesen, und daher wurde ihr der Proceß als einer Zauberin gemacht. Dieß beweißt wie sehr man damals für die Wirklichkeit der Feen in Frankreich war.

Wir müßen also in der Feerey schlechterdings zwey Perioden annehmen, die nie mit einander vermischt werden dürfen; nemlich die alte und die neuere.

1) Die alte, wo man würcklich an Feen glaubte, oder doch nicht eigentlich wußte, wie man mit dieser Sache dran war, gieng bis in die Mitte des XVII Jahrhunderts. Aberglaube, Tradition, Religion, Leichtglaubigkeit und Dichtung mischten sich in dieser Pe-

riode der Geistes-Kindheit von Europa so seltsam zusammen, daß sie über alles den verdüsternden Nebel des sogenannten Mittel-Alters zogen, bis ihn der Sonnenstrahl der neuaufgehenden Wissenschaften zerstreute.

2) Die neuere Periode, wo man Feeren blos als Stoff zu angenehmen, moralischen, ja sogar zu religiösen Dichtungen gebrauchte. Die Italiener brachen mit dem Pentamerone des Signor Basile, von Alessia Abbatutis vermehrt, das im Jahr 1672 erschien, gewissermasen dazu die Bahn; und ein gewißer Boetius de Bolsvert, ein berühmter Kupferstecher, schuf durch seinen geistlichen Feen-Roman, Pelerinage des Fiancées Colombelle et Volontairette vers leur Bienaimé dans Ierusalem, den Ton der kleineren Französischen Feenmährchen; die jedoch sich nicht eher hoben, und ein Gegenstand der Achtung der feineren und geschmackvolleren Welt wurden, als bis Perrault ihnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Art von neuer Schöpfung gab. In der That kann man Perrault allein die Wiederherstellung der Feen-Mährchen

chen zuschreiben, und sein allerliebstes Mährchen La Belle au Bois dormant ist als das erste Product dieser Art zu betrachten. Er benützte die alten Stoffe der Troubadours, und schuf sie zu neuen kostbaren Geweben von seiner Hand um; wie er es selbst in einer poetischen Epistel an die Gräfin von Mürat, die nicht minder glücklich in dieser Dichtungs-Art war, in folgender Stelle gesteht:

Mais ces fables plairont jusqu'aux plus grands esprits;
Si Vous voulez, belle Comtesse,
Par Vos heureux talens orner de tels récits;
L'antique Gaule Vous en presse;
Daignez donc mettre dans leurs jours
Les contes ingénus, quoique remplis d'addresse
Qu'ont inventés les Troubadours:
Le seus mystérieux que leur tour enveloppe
Egale bien celui d'Esope. —

Ohne die besondere Stimmung und Lage aber welche der Französische Hof gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV bekam, hätte die Literatur der Feen-Mährchen nie eine so hohe Cultur bekommen, und wäre nicht so allgemein Mode worden, als wirk-

 lich

lich geschahe. *) Es ist werth diese Epoque ein wenig genauer zu untersuchen.

Die Widerrufung des Edicts von Nantes, und die neuangestellten Königl. Censoren, welche die Glaubens-Inquisitoren, und die orthodoxen Doctoren der Sorbonne ersetzten, hatten alle Federn in Frankreich gelähmt. Niemand wagte mehr frey zu schreiben, aus Furcht dem fromm gewordenen Könige zu mißfallen. Seitdem die Frau von Maintenon aus einer Gouvernannte der Kinder der Frau von Montespan so gut als Königin von Frankreich worden war, und sowohl für eine exemplarische Erziehung der legitimirten jungen Prinzen, als auch für eine sichern Freystatt der jungen Unschuld rein catholischer adelicher Fräulein gegen die bösen Calvinisten, durch ihre Stiftung von St. Cyr sorgte; Ludwig XIV, durch seine Verbindung mit ihr, Hang zur Frömmeley, Alter, und Regierungs-Wiederwärtigkeiten, von dem brillanten Hofe abkam, sich in seine Kapelle

*) De Mayer, Cab. des Fees. T. XXXVII. Disc. prel.

pelle zurückzog, Freytags und Sonnabends fastete und betete, alle Pfarrer im Königreiche selbst ernannte, sich in einem eignen Hochamte die Erleuchtung vom heiligen Geiste zur Anstellung eines jeden Bischofs erbath, und sich übrigens ganz auf die kleine Privat-Societät in seinen Zimmern einschränkte, hatte der ganze Hof natürlich auch einen ähnlichen Ton angenommen. Man dachte für die legitimirten Kinder des Königs, welche Frau von Maintenan sehr liebte, und ihnen in der That auch eine sehr gute Erziehung gab, auf ähnliche stille Amüsements und nützliche Zeitvertreibe. Die beyden vortrefflichen Lehrer der Prinzen von Geblüte, Bossuet und Fenelon hüllten Religion und Moral in angenehme Formen, und trugen sie unter dem Schleyer nützlicher Fabeln und Dichtungen vor. Man schrieb und druckte eine ganze Bibliotheck guter Bücher, und castrirte sogar unbarmherzig und abgeschmackt genug die alten Classiker, zum Gebrauch der Prinzen; kurz die ganze Nation schien sich von der vorigen Galanterie reinigen, und eine ganz simple kindliche Moral zu ihrer Geistes Nahrung wählen zu wollen.

Der Hof selbst war indessen bey aller anscheinenden äußeren Ruhe und Resignation nichts weniger als ruhig, und gohr, wie ein innerlich brennender Vulcan, von den politischen Intriquen und Cabalen, welche die große Klugheit des Königs theils von Zeit zu Zeit zu unterdrücken, theils den Augen der Welt zu entziehen wußte; davon uns jedoch ein gewisses bittres Libell, unter dem Titel L'Ombre de Scarron ein sehr interessantes Tableau davon geliefert. Diese geheimen Factionen knüpften Parthien unter den Hof- und Welt-Leuten, und zogen sie in mehrere vertraute Cirkel in den Häußern der größten Familien zusammen.

Gerade in diesem Zeit-Punkte lebten zu Paris viele Damen die theils wirklich solid gelehrt waren, theils auch nur schöne Wissenschaften liebten und trieben, geschmackvoll und angenehm schrieben, und sich dadurch eine Art von Nahmen machten. Unter der letzteren Classe waren sonderlich schöne und liebenswürdige Damen von den ersten Häusern und großen Vermögen, die sich dadurch einen vor-

vortrefflichen Cirkel der auserlesensten Gesellschaft machten, denn ihre Thür stund immer den Musen offen. Die Damen von Stande giengen damals sehr wenig aus, und lebten fast immer in ihren Häusern; sie spielten fast gar nicht, sondern sprachen und conversirten wirklich, waren überhaupt sehr unterrichtet und voller Kenntniße, und es herrschte in ihrer Gesellschaft ein Ton von Anstand und Würde, der hier minder, als man vielleicht jezt glaubt, am unrechten Orte stund. Die Coterien waren damals würcklich Coterien. Man schränckte sich in Wahl der Gesellschaften ein, und war minder unbeständig. Die Zahl der einmal dazu gewählten Freunde blieb immer dieselbe, und vermehrte und verminderte sich nicht beträchtlich und schnell. Man lebte zusammen, wurde zusammen alt, und jeder Cirkel machte fast immer nur eine Familie. Dadurch wurde der gesellschaftliche Unterhaltungs-Ton freyer, vertraulicher, angenehmer. Man hatte kleine Zwiste miteinander und versöhnte sich wieder. Die Sitten waren bey weiten auch nicht so aufgelöst und verdorben als jezt. Eine Frau

konn-

konnte ohne Bedenken einem Gelehrten, einem Freunde, ein Zimmer in ihrem Hause einräumen, und niemand glossierte darüber. Wissenschaft und Freundschaft waren Grund genug dazu, den jedermann gelten ließ. Aus diesen Verbindungen entstunden nun eine Menge angenehmer literarischer Producte, die so zu sagen die Blüthen und Früchte des allgemein verbesserten gesellschaftlichen guten Tons und des häußlichen Lebens der feineren Welt waren. Da man die, mit denen man lebte, genau kannte, und lange genug mit ihnen lebte, so lernte man auch das menschliche Herz dadurch kennen. Die Männer entfernten sich nicht, wie jezt, von der weiblichen Welt. Man wählte sich eine Freundin, und verließ sie nie wieder. Die gelehrten, witzigen und freundschaftlichen Besuche wurden regelmäßig und nach der Uhr gegeben. Man kam zusammen, wollte sich amüsiren, gab einander einen Stoff zu einer kleinen Erzählung, mahlte darinn einander nach dem Leben, lachte darüber, und so war ein artiges, witziges oder naives Conte fertig. Diese Art sich zu amüsiren wurde so allgemein beliebt,

liebt, daß man sogar in den angenehmsten und geistreichsten Gesellschaften, vor oder nach dem Spiele, sich hinsetzte und artige Mährchen erzählte. *)

Nun trat Perrault i. J. 1697 mit seinen verfeinerten Feen-Mährchen, gerade in dieser Lage der Literatur uud des gesellschaftlichen Lebens zu Paris, auf, machte Epoque damit, und nun waren Feen-Mährchen das einzige und liebste Amüsement aller Gesellschaften von gutem Tone. Perraults Freundinnen und glücklichste Nachfolgerinnen in diesem neuen Zweige der Litteratur waren Mlle. De la Force, und die Gräfinnen de Murat, D'Auneil, und D'Aulnoy. Merkwürdig ist es, daß in Frankreich vorzüglich Damen sich damit am meisten beschäftigt, und daß wir gerade von ihnen die schönsten Feenmährchen haben. Der naive, und simple Ton, die Delikateße und Unschuld der Gefühle, und die blühende Farbengebung der Phanthasie scheint gerade ihrem Talente desto reicher von der

*) *Gord. de Percel*, de l'usage des Romans, T. I. p. 318.

der Natur zugetheilt zu seyn, da sie ihnen die nöthige Kraft sich bis zum Sublimen zu erheben versagte.

Die Feen-Mährchen schienen Anfangs hauptsächlich für die Jugend bestimmt zu seyn. Moral in Handlung gesetzt, und in angenehmen Dichtungen vorgetragen, war ohnstreitig eine glückliche Idee ohne Zwang und Eckel Grundsätze der Tugend in ein junges Herz zu flösen. Diese Reinheit und Decenz der Feen-Mährchen brachte sie auch wirklich in die Hände aller Kinder und junger Mädchen. Sie wurden so zu sagen der Sitten-Catechismus einer guten Erziehung, und man fand sie allenthalben, auf dem Dorfe und in der Stadt, bey Pfarrern, Müttern, Ammen, und Gouvernannten, im Zimmer des Königs, des Bürgers, und in der Hütte des Bauers. Selbst Frau von Maintenon, die eine große Liebhaberin davon war, und keinen angenehmern Zeitvertreib kannte, als zu spinnen und Mährchen dabey zu erzählen, versichert, daß ihr oft für Lachen über die Feen-Mährchen die Spindel aus der Hand

gefallen sey. Dieß war also die erste und vornehmste Bestimmung der neueren Feen-Mährchen in Frankreich.

Allein die Mode, die alles ändert, und Bücher eben so wie Kleider und Hauben beherrscht, hatte auch Einfluß auf die Feen-Mährchen. Man gieng von Perraults simplen und naiven Kinder-Tone ab, mischte mehr Intrigue, feinen Spott, Witz und Laune hinein, erhob dadurch die Feen-Mährchen, zu einem weit höheren Tone, und machte sie und ihre Manier zu erzählen zugleich zu einer geschmackvollen Unterhaltung der feinsten Gesellschaft in der großen Welt. In dieser Manier arbeiteten Mlle. De la Force, die Gräfin von Murat, von Auneil und von Aulnoy, der Graf Hamilton, und viele andere gleichzeitige Schriftsteller aus der damaligen Periode ihre Feenmährchen; bis hernach ein Schwarm mittelmäßiger Scribler und geschmackloser Nachahmer z. E. Preschac, Lesconvel u. s. f. alles verdarben, und die Feen-Mährchen so herunterbrachten, daß die ihrigen nichts mehr davon

als den Nahmen hatten. Duclos, Voltaire, Crebillon machten sie zu frivol, und ihre Lectüre für ein gewisses Alter zu gefährlich. Frau von Beaumont und J. J. Rousseau mit seinem einzigen aber vortrefflichen Feen-Mährchen La Reine Fantasque, machten die letzten glücklichen Versuche in dieser Dichtungs-Art; die aber auch mit ihnen in Frankreich aufgehört, oder wenigstens eine große Pause gewonnen zu haben scheint.

Ich bin mit Fleiße bey der Literatur der Französischen Feen-Mährchen, von denen uns Hr. von Mayer zu Paris vor einigen Jahren eine schätzbare Sammlung in 37 Bänden, unter dem Titel Le Cabinet des Fees geliefert hat, etwas ausführlich gewesen, weil Frankreich ihnen eigentlich die meiste Aufmerksamkeit, Cultur, Ausbildung und Modificationen geschenckt hat, und ich, wie billig, die gegenwärtige Sammlung mit den Französischen Feen-Mährchen eröffne. Ich werde, wenn ich in der Folge auf die Feen-Mährchen anderer Nationen komme, in der Literar-Notiz eines jeden Bandes zeigen, was sie bey jeder waren und für Schicksaale hatten.

Ueber

Ueber den Werth der Feen-Mährchen und den angenehmen Genuß derselben für alle Alter, Geschlechter und Stände, vereinigen sich die Urtheile der besten Köpfe und vortrefflichsten Schriftsteller aller cultivirten Nationen. Ich könnte eine lange Reihe Autoritäten davon hier aufführen; allein ich würde damit etwas sehr Ueberflüßiges thun, da die Sache schon für sich selbst spricht. La Fontaine der selbst ein so großer Meister in der Kunst zu erzählen war, und den sichersten und geläutertsten Geschmack in dieser Dichtungs-Art hatte, scheint mir durch seine kurze Eloge

Si *Peau d'Ane* m'étoit conté,
I'y prendrois un plaisir extrème.

ihrem Werthe das Siegel aufzudrücken; und unser vortrefflicher Wieland, den auch gewiß niemand für einen incompetenten Richter im Gerichtshofe der Musen halten wird, bestättiget es durch sein Urtheil in der Vorrede zu seinem Dschinnistan. „Es wäre, „sagt er, eine sehr unnöthige Schamhaftig„keit, wenn wir uns der Liebhaberey zu Gei-

„ſter= und Feen=Mährchen ſchämen wollten,
„da ſie etwas ſo Allgemeines unter den Men=
„ſchen iſt, daß die Wenigen, die man allen=
„falls für Ausnahmen gelten laſſen kann,
„eben ſo ſelten ſind als Perſonen, die keine
„Roſe riechen können, oder keine Sackpfei=
„fe hören, ohne Waſſer zu machen. — Un=
„ter allen Schriftſtellern hat der Fabeln = und
„Mährchen = Dichter den weiteſten Kreis.
„Alle Alter, Geſchlechter und Stände, junge
„und alte, hohe und niedrige, gelehrte und
„ungelehrte, beſchäftigte und müßige Per=
„ſonen, verſammlen ſich um den Erzähler
„wunderbarer Begebenheiten, und hören mit
„Vergnügen was ſie unglaublich finden. —
„Es ſcheint ſeltſam, daß zwey ſo widerſpre=
„chende Neigungen, als der Hang zum Wun=
„derbaren und die Liebe zum Wahren, dem
„Menſchen gleich natürlich, gleich weſentlich
„ſeyn ſollen; und doch iſt es nicht anders.
„In das wie und warum wollen wir uns
„jezt nicht einlaßen: genug daß es ſo iſt, und
„daß die Mährchen von der wunderbaren
„Gattung, wenn ſie gut erzählt werden, die=
„ſe beyden Neigungen zugleich vergnügen,
„und

„und eben darin der Grund des sonderbaren „Reizes liegt, den sie für alle Arten von Zu„hörer oder Leser haben.„

Ich kann hier eine sehr wichtige Bemerkung der in Erziehungsschriften so berühmten Mlle D'Espinasse, über diese Art von Literatur nicht unberührt laßen. Sie zieht nemlich alle Feen- und Arabischen Wundermährchen zur Lectüre und Erziehung für Kinder und junge Frauenzimmer, den Romanen weit vor; weil das Wunderbare jener Dichtungen nicht in der Natur ist, der Roman hingegen Scenen aus der würcklichen Welt, und zwar für die junge glühende Phantasie sehr wahrscheinlich darstellt, und eben dadurch schlafende Leidenschaften, früher als die Natur sie will, erweckt, und dem Kopfe und Herzen gefährlicher wird. Eine Wahrheit von der uns erst noch vor wenigen Jahren die Romane à la Siegwart überzeugt haben.

Dieß sey vor der Hand zur allgemeinen Einleitung über die Literatur der Feen-Mährchen genug. Das Einzelne derselben werde ich bey Gelegenheit des Innhalts eines jeden Bandes behandeln.

Einleitung
zu
gegenwärtigem Bande.

Da dieser Band ganz den Französischen Feen-Mährchen gewiedmet ist, so habe ich darinn so zu sagen die beyden Extremen dieses Zweigs der Französischen Literatur zusammenzustellen gesucht. Er enthält also die sämtlichen Feen-Mährchen von **Charles Perrault**, der Frau **von Lintot** und **J. J. Rousseau**. Perrault war, wie ich schon oben zu sagen Gelegenheit hatte, der Wiederhersteller, oder vielmehr der Schöpfer der neueren Feen-Mährchen in Frankreich, und mit J. J. Rousseau und Frau von Lintot scheint dieser schöne Zweig der Französischen Literatur, der seit beynahe einem Jahrhunderte so viele liebliche Blumen trug, fast ganz abgeblüht zu haben und unfruchtbar geworden zu seyn. Ich werde von jedem, meinem Plane gemäs, eine kurze literarische Notiz geben.

Charles Perrault.

Zwey Brüder gleiches Nahmens, obgleich von ganz verschiedenem Talente, machten sich im vorigen Jahrhunderte in Frankreich gleich berühmt. Claude Perrault, den man unglücklicherweise der Heilkunde gewiedmet hatte, wurde, als die Natur und sein Genie die Fesseln der Verhältniße und des Vorurtheils abgeworfen hatte, aus einem höchstmittelmäßigem Arzte, ein großer Architect, dem die Literatur die vortreffliche Uebersetzung des Vitruv, und Paris die schöne Fasade des Louvre, das Observatorium, und mehrere ausgezeichnete Werke der Baukunst vom besten Style verdankt.

Charles Perrault, sein jüngerer Bruder, i. J. 1633 zu Paris gebohren, war Controleur général des Bâtimens, und hatte sich nicht allein durch seine Werke und Arbeiten, sondern auch vorzüglich durch seine Gelehrsamkeit, Geist und Witz, des großen Colberts innigste Freundschaft zu erwerben gewußt. Er war Freund und Beschützer von Allem was Talent und Geschmack hatte, und schrieb selbst in Prosa und Versen mit vieler Leichtigkeit; ohngeachtet er als Dichter minder glücklich war, wie sein großes Gedicht auf Ludwig XIV, Louis le Grand, beweißt, worüber er auch mit Boileau den

den bekannten langen und bittern Zwist hatte, in welchem Boileau sich nichts weniger als edel und gut benahm. Dieß hindert uns aber gar nicht, seinem Geiste, angenehmen Witze, ausgebreiteten Kenntnißen, und dem Werthe seiner übrigen Schriften die volle Gerechtigkeit die sie verdienen, wiederfahren zu laßen.

Er war Mitglied der Academie Françoise und führte bey ihr den Gebrauch ein, die neuen Mitglieder bey offnen Thüren aufzunehmen. Boileau dessen Galle und bittrer Humor ihn auch hier anzugreifen nicht unterließ, hatte ein paarmal deßhalb unangenehme Demüthigungen in der Akademie auszuhalten.

Ich übergehe seine übrigen gelehrten Arbeiten, und beschäftige mich hier blos mit seinen Feen-Mährchen. Er war, wie schon gedacht, der Wiederhersteller der Feen-Mährchen in Frankreich, benutzte dazu Stoffe der Troubadours aus dem zwölften Jahrhunderte, bearbeitete sie ganz in dem naiven Kindertone und bestimmte sie auch blos für Kinder. Sie erschienen zuerst i. J. 1697. unter dem Titel Contes de ma Mère l'Oye, (**Mährchen meiner Mutter Gans**), und unter dem Nahmen des jungen Perrault d'Armancour seines

 Sohns,

Sohns, der damals aber noch ein Kind war. Der naife, einfältige, familiäre und leichte Erzählungs-Ton, mit der angenehmen Manier, Moral des täglichen Lebens einzukleiden, und in dieser gefälligen Hülle vorzutragen, die darinn herrschen, waren sehr geschickt sie bald in den allgemeinen Ruf zu bringen, in dem sie noch mit Rechte stehen; und ich weiß nicht ob eine Menge andrer neuerer Mährchen und Erzählungen, die mit weit mehr Prätension, und in brillanterem Style und höherer Manier geschrieben sind, gleiches Glück erwarten können. In Perraults Feen-Mährchen ist eine so süße, liebliche Kindlichkeit und Unschuld, daß sie den Erzähler und das Kind welches zuhört, völlig auf Eine Linie zusammensetzt. Man glaubt beyde über das Wunderbare der Erzählung erstaunt zu sehen, beyde ihr Gefühl darüber in dem simpeln kindisch wichtigen Tone vortragen zu hören; so daß der Leser gerade den Akademiker Perrault ganz vergißt, und ein angenehmes lebhaftes Kind erzählen zu hören glaubt. Dieß ist ihre Manier, und ihr Charackter.

Ich habe von Perrault blos seine zehn Feenmährchen hier aufgenommen, nemlich 1) Le petit Chaperon Rouge; 2) Les Fées; 3) La Barbe Bleue; 4) La Belle au bois dormant;

5) Le Maitre-Chat, ou le Chat botté; 6) Cendrillon, ou la petite Pantoufle de verre; 7) Riquet à la Houpe; 8) Le petit Poucet; 9) L'adroite Princesse, ou les Avantures de Finette; und 10) Peau d'Ane; die fast alle als Stoffe zu lyrischen oder andern kleinen Theater-Stücken von neueren dramatischen Dichtern benutzt worden sind. Man hat noch einige Erzählungen von Perrault, z. E. Griselidis, Les Souhaits ridicules, L'esprit fort u. s. w. die aber eher Novellen als Feenmährchen sind, und also nicht hieher gehören.

Perrault starb 1703, beweint von allen seinen Freunden, deren er sich durch seine Rechtschaffenheit, Herzensgüte und edlen Character eine große Zahl erworben hatte; und seine lieblichen Feenmährchen haben ihm fast ein noch dauerhafteres Denkmal gestiftet, als seine anderen gelehrten Werke.

Madame de Lintot.

Ihr Nahme ist eigentlich *Catherine Caillot, Dame de Lintot.* So wie Perrault der erste Wiederhersteller der Feen-Mährchen in Frankreich war, so sind Frau von Lintot und Rousseau die Letzten, welche den Feen in Frankreich ein Opfer brachten. Frau von Lintot soll vor wenigen Jahren erst zu Paris gestorben seyn. Ausser ihren drey

Feen-

Feen-Mährchen, 1) Timandre et Bleuette; 2) Le Prince Sincer, und 3) Tendrebrun et Constance, die ich wegen ihres guten natürlichen Tons, und allgemein anerkannten Werthes hier aufgenommen habe; hat man auch noch zwey andere angenehme Romane von ihr, nemlich Histoire de Mademoiselle de Salens; und Histoire de Madame d'Atilly. Frau von Lintot ärndete ihre poetischen Lorbern in ihrer Jugend, und schränkte sich hernach auf den süßen Genuß eines stillen und ruhigen Privatlebens ein.

Jean Jacques Rousseau.

¿Wer kann Rousseaus Nahmen nennen oder schreiben, ohne die tiefste Ehrfurcht für diesen großen Mann zu fühlen, deßen wohlthätiger Genius erst jezt nach seinem Todte noch zu würken anfängt? denn offenbar sind Rousseaus und Voltaires Köpfe die beyden großen Grundsteine auf denen jezt die Französische Nation das neue Gebäude ihrer Freyheit und ihres künftigen Glücks aufführt. ¿Ists möglich daß es noch keinem Patriotischen Franzosen einfiel, Voltaires Asche, die jezt kein Erzbischöflicher Fluch mehr trift, nach Ermenonville zu schaffen, dort sein Grab neben Rousseaus Grab zu legen, (so fern auch beyde im Leben, durch Miß-

ver-

verständniße mancher Art, von einander gehalten wurden), und darüber den Tempel der National-Freyheit zu bauen? Gewiß dieß würde ein Monument ohne seines gleichen in der Welt seyn.

Für meine gegenwärtige Sammlung gehört nur der Zipfel des Mantels dieses großen Mannes, ein Feenmährchen und zwar das einzige das er in seinem Leben machte. Allein so wie Alles, auch Kleinigkeiten, die ein großer Meister macht, von Bedeutung und Werthe sind, so ist auch La Reine Fantasque ein sehr vollendetes Meisterstück, und eine vortreffliche Schule der Könige und Prinzen. Man sieht nur zu deutlich welche Originale ihm zu diesem National-Portraite geseßen haben; und es ist unmöglich daß ein geistreicher Leser dieß vortreffliche Mährchen ohne das lebhafteste Vergnügen zu fühlen, sollte lesen können. Auffallend merkwürdig ist das Porträt vom Prinzen *Caprice*, das Rousseau in diesem Mährchen, so zu sagen mit Propheten-Geiste, von einem späteren Fürsten zeichnete, der, mit dem besten Willen für das Gute, sich und sein Volk total unglücklich machte. Ich setze es her; vielleicht daß meine Leser das Original dazu zu finden wißen.

„Je devine si bien tout le reste, dit le Drui-
„de à Ialamir, en l'interrompant, que j'achè-

„verois le conte pour toi. Ton prince *Caprice* „fera tourner la tête à tout le monde. Jl bou„leversera le Royaume en voulant le reformer. „Pour rendre ses sujets heureux, il les mettra „au désespoir, s'en prenant toujours aux au„tres de ses propres torts; injuste pour avoir „été imprudent, le regret de ses fautes lui en „fera commettre des nouvelles. Comme la sa„gesse ne le conduira jamais, le bien qu'il vou„dra faire augmentera le mal qu'il aura fait. En „un mot, quoiqu'au fond il soit bon, sensible „et généreux, ses vertus mèmes lui tourneront „à préjudice, et sa seule etourderie, unie à „tout son pouvoir, le fera plus haïr que n'auroit „fait une mechancété raisonnée.„

¿ Wer kennt nicht Rousseaus unsterbliche Werke, wer hat sie nicht gelesen? Jch enthalte mich also hier ganz etwas davon zu sagen; und schließe mit der schönen Grabschrift, die ihm sein Freund der Marquis de Girardin auf sein Monument, auf der kleinen Pappel-Jnsel im Park zu Ermenonville setzen ließ:

Jci repose
l'Homme de la Nature, et de la Verité.

Ammen-Mährchen

von

Charles Perrault.

I.

Rothkäppchen.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein Bauermädchen, so hübsch und niedlich als man nur eins in der Welt sehen kann. Ihre Mutter war ganz in sie vernarrt, und ihre Großmutter noch mehr. Diese gute Frau ließ ihr nun ein rothes Käppchen machen, das ihr so gut stund, daß man sie davon allenthalben nicht anders als Rothkäppchen nannte.

Nun hatte ihre Mutter einmal Brodkuchen gebacken. Da, sagte sie zu ihr, bring der Großmutter ein Stück Kuchen und das Butterbüchschen, und sieh' was sie macht; ich hörte vorhin sie wäre krank. Nun trappelte Rothkäppchen geschwind fort zur Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Da sie nun unterwegs durch ein Holz gieng, kam der Mei-

ster Wolf, und wollte sie fressen; aber er getraute sichs doch nicht, wegen etlicher Holzhauer, die in der Nähe da waren. Er fragte sie daher nur, wo sie denn hingienge. — I, sagte das gute Mädchen, das noch nicht wußte, wie gefährlich es ist, sich mit einem Wolfe einzulassen — da will ich zur Großmutter und ihr ein Stück Kuchen und ein Butterbüchschen von meiner Mutter bringen. — ¿ Ey wo wohnt sie denn? fragte der Wolf wieder; ¿ist's denn noch weit hin? — Ey ja freylich, versezte Rothkäppchen; sie wohnt noch über der Mühle draussen, die du dort unten, ganz unten, siehst, gleich im ersten Hause, wenn man zum Dorfe 'neingeht. — Nu gut, sagte der Wolf, ich will sie doch auch besuchen. Weißt du was; ich will den Weg da gehn, und geh' du jenen Weg, und da wollen wir sehn, wer am ersten hinkömmt. —

Nun fieng der Wolf aus Leibeskräften zu laufen an, und nahm den kürzesten Weg; Rothkäppchen aber hatte den längsten Weg genommen, und hielt sich noch darzu allenthalben auf, suchte Haselnüsse, lief den bunten Schmetterlingen nach, und bund sich Sträusserchen von Blümchen, die sie hie und da pflückte. Der Wolf war gar bald vor der Großmutter Hause. Er pochte an: poch, poch. —

¿ Wer

¿ Wer ist da? rufte die Großmutter. — Macht nur auf, lieb' Großmutter — antwortete der Wolf mit verstellter Stimme — ich bins, euer Rothkäppchen, ich bring euch Brodkuchen und ein frisches Butterbüchschen, das euch meine Mutter schickt. — Die gute Großmutter, die im Bette lag und krank war, rufte: zieh nur an der Klinke und der Riegel geht gleich auf. Der Wolf zog an der Klinke und die Haußthür gieng auf. Nun fiel er über die arme Frau her, und fraß sie, mir nichts dir nichts, rein auf, denn er hatte ganzer drey Tage nichts gefressen. Er machte darauf die Thür wieder zu, legte sich ins Bette der Großmutter und wartete nun auf Rothkäppchen, die bald drauf kam, und an die Thür klopfte. ¡ Poch, Poch! — ¿ Wer ist da? Rothkäppchen, welche die grobe Stimme des Wolfs hörte, fürchtete sich anfangs davor; sie dachte aber hernach, daß die Großmutter vielleicht einen heischen Hals hätte, und antwortete, macht nur auf, ich bin's, das kleine Rothkäppchen; ich bring euch frischen Kuchen und ein Butterbüchschen, das euch meine Mutter schickt — zieh nur an der Klinke, rufte der Wolf, und machte seine Stimme so klar als er nur konnte — zieh nur an der Klinke, liebes Rothkäppchen, und der Riegel wird gleich aufgehen. Rothkäppchen zog an der Klinke und die Thür gieng auf. Da der Wolf

sie hereinkommen sahe, kroch er unter die Bettdecke und sagte zu ihr: setze den Kuchen und das Butterbüchschen nur hin auf den Mehlkasten und komm hernach her und leg dich ein bisgen bey mich ins Bette. Rothkäppchen that es, zog sich aus und wollte sich ins Bette legen, aber wie erschrack sie nicht, da sie die Decke aufschlug und sahe wie ihre Großmutter im Bette aussah. ¡Ach lieb' Großmutter, fieng sie an, was ihr für große Arme habt! — Die hab ich, mein Tochter, daß ich dich desto besser umarmen kann. — ¡Ach lieb' Großmutter, was ihr für große und rauche Beine habt! — Die hab' ich, mein Tochter, daß ich desto besser laufen kann. — ¡Ach lieb' Großmutter, was ihr für große Ohren habt! — Die hab ich daß ich desto besser hören kann. — ¡Ach lieb' Großmutter, was ihr für große Augen habt! Die hab ich, mein Tochter, daß ich desto besser sehen kann. — Ach lieb' Großmutter, was ihr für große Zähne habt! — Und die hab' ich, daß ich dich fressen kann. — Und wie er das sagte fiel der garstige Wolf über das arme Rothkäppchen her, und fraß es.

II.

II.

Die Feen.

Ein Mährchen.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwey Töchter. Die Aelteste glich ihr von Gesicht und Laune so sehr, daß sie die leibhafte Mutter war, und man eine mit der andern hätte verwechseln können. Sie waren beyde so widerwärtig und hochmüthig, daß gar kein Mensch mit ihnen auskommen konnte. Die Jüngste aber war das leibhafte Ebenbild von ihrem Vater an Sanftmuth und Gutherzigkeit, und bey alle dem noch das hübscheste Mädchen, das nur weit und breit zu finden war. Da man nun meistens nur seines gleichen liebt, so hatte die Mutter sich auch in die älteste Tochter ganz vernarrt, und konnte die Jüngste hingegen gar nicht leiden, that ihr alles zu leide, ließ sie nicht mit am Tische, sondern nur in der Küche essen, und gab ihr unaufhörlich zu arbeiten.

Das arme Kind muste unter andern auch alle Tage zweymal eine gute halbe Stunde weit vom Hause ans Wasser gehen und einen großen Krug voll holen. Da sie nun einmal eben an dem Brunnen war, kam eine arme alte Frau zu ihr und bath sie, sie möchte sie doch einmal trinken lassen. Ey herzlich gerne, gutes Mütterchen, sagte das hübsche Mädchen, spülte gleich ihren Krug recht sauber aus, und schöpfte am hellsten Flecke in der Quelle frisches Wasser, reichte ihr den Krug und hielt ihr ihn immer, während sie trank, damit es ihr nicht zu sauer würde, ihn selbst zu halten. ¡Hab Dank, liebes Kind! sagte das Mütterchen, da sie getrunken hatte; du bist so schön, so lieb und so gut, daß ich dir etwas schenken muß, (denn es war eine Fee, die nur die Gestalt einer alten armen Bauerfrau angenommen hatte, um zu sehen, wie weit die Gutherzigkeit dieses jungen Mädchens gehen würde.) Ich schenke dir also die Gabe, fuhr die Fee fort, daß dir, wenn du sprichst, mit jedem Worte eine schöne Blume oder ein Edelstein aus dem Munde fallen soll.

Da nun das hübsche Mädchen nach Hause kam, zankte die Mutter sie gewaltig aus, daß sie so spät vom Brunnen wieder käme. Ich bitte um Verzeihung, liebe Mutter, fieng das

arme

arme Mädchen stammlend an, und zugleich fielen ihr zwey schöne Rosen, zwey Perlen und zwey große Diamanten aus dem Munde. ¿Ey was ist denn das? fieng die Mutter ganz erstaunt an; sieh' doch, ich glaube gar, es fallen dir Perlen und Diamanten aus dem Maule? ¿Sag mir doch, wie geht denn dieß zu, mein' Tochter? (und dieß war zum erstenmale in ihrem Leben, daß sie sie mein' Tochter nannte.) Das gute Kind erzählte ihr drauf ganz unschuldig her, was ihr am Brunnen begegnet war; und spuckte dabey eine gewaltige Menge Diamanten mit aus.

¡Mein Treu! sagte die Mutter, da muß ich deine Schwester auch hin schicken. Komm her Fränzel, sieh einmal, was deiner Schwester da für schöne Sachen aus dem Maule fallen, wenn sie redet; ¿wär dir's nicht lieb, wenn du diese Gabe auch hättest? Hör 'mal, du kannst sie auch kriegen, du darfst nur hingehen Wasser hohlen, und wenn eine arme Frau kommt und einmal trinken will, ihr nur gutwillig einmal zu trinken geben.

¡Ey nun ja, das wär mir so! versezte die älteste ganz protzig; das würde mir schön stehen, wenn ich da mit dem Kruge auf dem Kopfe an den Brunnen gehen und Wasser hohlen

sollte. — Du sollst aber gehen; ich wills haben; sagte die Mutter, und dieß den Augenblick. Da sie nun sahe, daß es nicht anders war, gieng sie zwar, aber immer murrend und brummend, und nahm die schönste silberne Flasche, die nur im Hause war, dazu. So bald sie nun an den Brunnen kam, sah sie eine prächtig gekleidete Dame aus dem Holze kommen, und sie um einen Trunk Wasser ansprechen. Und das war die nämliche Fee, die zuvor ihrer Schwester erschienen war, die aber jezt die Gestalt einer Prinzessin angenommen hatte, um zu sehen, wie weit die Bosheit dieses ungezogenen hochmüthigen Mädchens gehen würde. ¡Ey nun ja, versezte das böse Stück auf die Bitte der Dame, da hab' ich sonst nichts zu thun als Ihr zu schöpfen! und meine schöne silberne Flasche da, habe ich auch blos darzu hergebracht, um die Madam zu bedienen! Doch meinthalben, sie kann sie nehmen, wenn sie gar zu durstig ist, und sich selber einschöpfen. — Du bist nicht sehr höflich, meine Tochter, versezte die Fee, ohne böse zu werden. Wohlan, da du doch so wenig dienstfertig und gefällig bist, so schenk ich dir zur Gabe, daß dir, wenn du sprichst, bey jedem Worte eine Schlange oder Kröte aus dem Maule gehen soll.

Sie gieng wieder heim, und als ihre Mutter sie kommen sahe, rufte sie ihr entgegen: ¿Nun, meine Tochter, wie stehts? — J nu, wie soll's stehn; versezte das Brummeisen, und speyte zugleich zwey Schlangen und drey Kröten aus. ¡Ach daß Gott erbarm! schrie die Mutter; ¿Was ist das? an dem Unglücke ist kein Mensch schuld, als ihre gottlose Schwester. ¡Warte, du sollst's schon dafür kriegen! und damit sprung sie hin und wollte die Jüngste prügeln. Das arme Mädchen aber lief aus dem Hause fort und versteckte sich in dem benachbarten Walde. Da fand sie der Sohn des Königs, der eben von der Jagd zurückkam; und da er sahe, daß sie schön war, so fragte er sie: ¿was sie denn da so allein machte, und was sie zu weinen hätte? Ach gnädiger Herr, versezte das arme Mädchen, ich weine darum, weil meine Mutter so schlimm ist und mich aus dem Hause gejagt hat. Da der Prinz sahe, daß ihr unter dem Sprechen immer Perlen und Diamanten aus dem Munde fielen, erstaunte darüber und fragte sie: ¿woher denn dieß käme? Sie erzählte ihm darauf das ganze Abentheuer. Da sie so schön und so gut war, verliebte sich der Prinz in sie, und da er nun bedachte, daß sie mit dieser Gabe so reich und noch viel reicher sey, als irgend eine andere Prinzessin, die man für ihn wählen könnte, so

nahm

nahm er sie mit an des Königs, seines Vaters, Hof, und vermählte sich mit ihr. Was aber ihre Schwester betrift, diese machte sich bey aller Welt so verhaßt, daß auch endlich ihre eigne Mutter sie aus dem Hause jagte, und, nachdem sie weit und breit herumgelaufen war, ohne einen Menschen zu finden, der sie aufnehmen wollte, starb sie endlich Hungers hinter dem Zaune.

III.

Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der hatte die schönsten Häuser in der Stadt und auf dem Lande, Gold und Silberzeug in Menge, kostbare Meubeln und vergoldete Carossen; aber unglücklicherweise hatte dieser Mann einen blauen Bart, der ihn so abscheulich häßlich machte, daß, wo er sich nur sehn ließ, Weiber und Mädchen ihm aus dem Wege liefen. Eine vornehme Dame in seiner Nachbarschaft hatte zwey wunderschöne Töchter. Er hielt um eine von beyden an, und überließ der Mutter die Wahl, sie möchte ihm geben, welche sie wollte. Aber sie wollten ihn alle beyde nicht, und wenn die eine sagte: Nimm du ihn, so sagte die andre: Ey behalte du doch den Blaubart selbst. Genug es konnte sich keine entschließen, einen so häßlichen Mann zu heyrathen. Dazu kam auch noch das, daß er schon mehrere Weiber gehabt hatte, von denen kein Mensch wußte, wo sie

hin-

hingekommen waren. Eines Tages nun kam Blaubart hin zu ihnen, um sie näher kennen zu lernen, und nahm sie mit ihrer Mutter und drey oder vieren von ihren besten Freundinnen und einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft auf eins von seinen Landhäusern, und sie blieben da ganzer acht Tage zusammen. Da wurde nun an nichts gedacht als an Spaziergänge, Jagdparthien, Bälle, Redouten, Diners und Soupers; kein Mensch that die ganze Zeit über ein Auge zu, denn man trieb die ganze Nacht Scherz und Kurzweil. Die Sachen giengen so gut, daß endlich die jüngste Schwester den Bart ihres Wirths so gar blau nicht mehr fand, und daß sie zugab, er sey doch ein rechter braver Mann. Mit Einem Worte, die Sache wurde richtig, und da sie wieder in die Stadt gekommen waren, machten sie Hochzeit.

Nach Verlauf eines Monats sagte Blaubart zu seiner Frau: Mein Schatz, eine wichtige Angelegenheit nöthigt mich, eine Reise zu machen und Dich auf sechs Wochen zu verlassen. Laß Dir in meiner Abwesenheit die Zeit nicht lang werden, sondern bitte deine guten Freundinnen zu Dir, nimm sie mit auf's Land, wenn Du willst, und laß Dir nichts abgehn. Hier, fuhr er fort, hast Du die Schlüssel zu

den beyden Vorrathskammern; diese da sind zu dem Silbergewölbe; der ist zu meinem Geldkasten, wo ich all mein Gold und Silber habe; dieser hier schließt den Kasten, wo die Juwelen liegen; und dieß ist der Kapital zu allen Zimmern. Dieser kleine Schlüssel aber ist zu dem Kabinete, das am Ende der langen Galerie im Parterre liegt. Du kannst allenthalben hingehn; aber in das kleine Kabinet untersteh Dich nicht den Fuß zu setzen. Du hast alles von meinem Zorne zu fürchten, wenn Du diesem Befehle nicht nachkömmst. Sie versprach, alles, was er ihr gesagt hatte, auf das pünktlichste zu befolgen, und so umarmte er sie, sezte sich in seinen Wagen und fuhr fort. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht bis die junge Frau sie bitten ließ, sondern Blaubart war kaum fort, als sie die Neugierde trieb, einen Besuch bey seiner Frau zu machen, um das schöne Haus und alle die kostbaren Sachen zu sehn. Denn so lange der Mann zu Hause war, getraute sich keine hinzugehn, weil sie sich alle vor seinem blauen Barte fürchteten. — Nun gieng es Trepp' auf Trepp' ab, durch Stuben und Kammern, von denen immer eine schöner und prächtiger war als die andre. Hierauf giengen sie in die Vorrathsgewölbe und geriethen ganz ausser sich über die Menge von prächtigen Tapeten, Betten,

ten, Sophas, Schränken, Tischen und Spiegeln, in denen man sich vom Kopfe bis auf die Füße besehen konnte, und die alle prächtige Rahmen von Glas, Silber uud Email hatten. Bey jedem neuen Stück, das ihnen in die Augen fiel, priesen sie das Glück ihrer Freundin, und beneideten sie, wegen ihrer schönen Sachen. Aber sie fand an all den Herrlichkeiten wenig Vergnügen, denn sie konnte vor Ungeduld nicht erwarten, bis sie die Kammer in dem untersten Stockwerk gesehn hätte. Endlich konnte sie ihrer Neugierde nicht länger Gewalt anthun, sondern war so unhöflich, von der Gesellschaft wegzulaufen; und nun gieng es eine heimliche Treppe hinunter, über Hals und über Kopf, so daß sie dreymal mit den Absäzzen hängen blieb und beynahe den Hals gebrochen hätte. Da sie an die Thüre kam, bedachte sie sich einige Minuten, ob sie ihrem Manne gehorchen oder ob sie sich seinem Zorne aussetzen wollte. Aber die Versuchung war zu stark, und es war ihr unmöglich, Herr darüber zu werden. Sie nahm also den kleinen Schlüssel und zitternd öffnete sie die Thüre. Anfänglich sahe sie nichts, weil die Fensterladen alle fest, fest zu waren; aber als sie einige Minuten gewartet hatte, sah sie, daß der Fußboden mit geronnenem Blute bedeckt war. In diesem Blute spiegelten sich die Leichname

von mehrern todten Frauen, die der Reihe nach an der Wand hiengen. Dieß waren alle die Weiber, die Blaubart geheyrathet und die er alle nach der Reihe ums Leben gebracht hatte. Nun stelle man sich vor, wie die arme lebendige Frau erschrak, die schnell den Schlüssel abzog und ihn fallen ließ. Sie hob ihn schnell wieder auf, schloß die Thür zu und gieng in ihre Stube, um sich ein wenig zu erhohlen. Aber sie konnte gar nicht zu sich selbst kommen, so ausser sich war sie. Da sie sah, daß der Schlüssel blutig geworden war, wollte sie ihn abwischen; aber das Blut gieng nicht ab; sie wusch ihn, sie scheuerte ihn mit Sande, es blieb immer Blut daran; denn der Schlüssel war bezaubert, und es war unmöglich, ihn ganz rein zu machen. Wenn das Blut auf der einen Seite weg war, kam es auf der andern wieder zum Vorscheine. Unglücklicherweise kam Blaubart noch den Abend von seiner Reise zurück, und sagte, er habe unterwegs Briefe bekommen und daraus ersehn, daß die Geschäfte, um derentwillen er verreist sey, glücklich geendigt wären. Seine Frau stellte sich über seine unverhoffte Rückkehr gar freudig an. Aber den andern Morgen forderte ihr Blaubart die Schlüssel ab, die sie ihm auch gab, aber mit so zitternder Hand, daß er gleich errieth, was vorgefallen war. — ¿Wie

kömmt es denn, frug er, daß der Schlüssel zum Kabinette nicht mit dabey ist? — Ich muß ihn etwa eben auf meinem Tische haben liegen lassen, sagte sie. — Nun, antwortete Blaubart, so vergiß nicht, mir ihn hernach zu geben. — Sie schob es zwar von einem Augenblicke zum andern auf; aber endlich mußte sie doch damit herausrücken. Blaubart sah den Schlüssel an. ¿Wie kömmt denn das Blut daran? frug er. — Ich weiß es nicht, antwortete die arme Frau, und wurde dabey so blaß wie der Tod. — ¿Du weißt es nicht? war die Antwort. Aber ich weiß es. ¿Du hast also doch Lust bekommen in das Kabinet zu gehn? Nun wohl, Du sollst hineinkommen und den Damen Gesellschaft leisten, die Du darin gesehn hast. — Sie warf sich ihrem Gemahl zu Füßen, weinte, bat um Verzeihung, und bezeigte die lebhafteste Reue über ihren Ungehorsam. Ihr Kummer und ihre Thränen hätten einen Felsen erweichen können; aber Blaubarts Herz war unempfindlicher als ein Fels. Ohne Gnade, Madam, antwortete er, Sie müssen auf der Stelle sterben. — ¡Ach! erwiederte sie mit Thränen, wenn ich denn also sterben muß, so vergönnt mir wenigstens noch einige Augenblicke, um Gott meine Seele zu befehlen und meine Sünden abzubitten. — Ich gebe Dir eine halbe Viertelstunde Zeit,

ant-

antwortete er, aber auch keinen Augenblick länger.

Er gieng fort, und da sie nun allein war, rufte sie ihre Schwester und sagte ihr: Schwester Aennchen, (denn so hieß sie) steige doch geschwind auf den Thurm und sieh zu, ob etwa meine Brüder kommen. Sie haben mir versprochen, mich heute zu besuchen, und, wenn Du sie siehst, so winke ihnen, damit sie eilen. Schwester Aennchen stieg auf den Thurm, und die arme Frau rufte ihr von Zeit zu Zeit zu: ¿Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch nichts? — und Aennchen antwortete: ich sehe nichts als den Sonnenstaub, ich sehe nichts als das grüne Laub. — Unterdessen stand Blaubart mit einem großen Schlachtmesser unten und schrie aus Leibeskräften: Komm' herunter oder ich komme hinauf. — Nur noch einen Augenblick, antwortete sie, und dann rufte sie wieder ganz leise: ¿Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch nichts? Und Aennchen antwortete: Ich sehe nichts als den Sonnenstaub, ich sehe nichts als das grüne Laub. — Komm' herunter, rufte Blaubart noch einmal, oder ich komme hinauf. — Ich komme ja schon, antwortete ihm seine Frau, und rief dann wieder leise: ¿Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch

 nichts?

nichts? Und Aennchen antwortete: Ich sehe einen großen, großen Staub dort auf der Straße. — ¿Sind es meine Brüder? — ¡Ach! nein, Schwesterchen, antwortete Aennchen, es ist eine Heerde Schaafe. — ¿Kömmst Du denn noch immer nicht? rufte Blaubart zum drittenmal. — Noch einen Augenblick Geduld, sagte sie; und dann rufte sie: ¿Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch immer nichts? und Aennchen antwortete: Ich sehe zwey Reuter, aber sie sind noch weit, weit. — Und da sie näher kamen, rufte sie: Gottlob, es sind meine Brüder. Ich will ihnen winken, damit sie eilen. — Nun, schrie Blaubart zum viertenmale, daß das ganze Haus zitterte, und die arme Frau kam herunter mit verweinten Augen und zerstreuten Haaren. — Das hilft alles nicht, sagte Blaubart, Du mußt sterben. Dann packte er sie mit der einen Hand bey den Haaren und mit der andern hohlte er aus, um ihr den Kopf abzuhauen. — Die arme Frau wandte sich nach ihm zu, sah ihn mit sterbenden Augen an und beschwor ihn, ihr nur noch einen Augenblick zu schenken, um sich zu sammeln. — Nein, nein, sagte er, die Gnadenzeit ist vorbey; und nun hohlte er aus.... In diesem Augenblick schlug man stark an die Thüre, und Blaubart hielt ein. Die Thüre öffnete sich,

und zwey Reuter traten herein, mit dem Degen in der Hand, und liefen auf Blaubart los. Er erkannte sie für die Brüder seiner Frau, von denen der eine ein Dragoner, der andre von des Königs Leibwache war. Er fand nicht für gut, sie zu erwarten; aber die beyden Brüder verfolgten ihn und holten ihn ein, ehe er die Treppe erreichen konnte. Sie machten kurze Arbeit, stießen ihm den Degen in den Leib und ließen ihn liegen. Die arme Frau war auch beynahe todt, und sie hatte nicht soviel Kräfte aufzustehn, und ihren Bruder zu umarmen. — Es fand sich, daß Blaubart keine Erben hatte, und daß also seine Frau in dem Besitze aller seiner Reichthümer blieb. Sie wendete einen Theil davon an ihre Schwester Aennchen mit einem jungen Edelmanne zu verheyrathen, den sie schon seit langer Zeit geliebt hatte; ferner kaufte sie jedem ihrer Brüder eine Hauptmannsstelle und verheyrathete sich endlich selbst an einen sehr rechtschaffnen Mann, bey dem sie die bösen Tage vergaß, die sie mit Blaubart zugebracht hatte.

IV.

Die schlafende Schöne.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und waren darüber gar sehr betrübt. Sie giengen zwar in alle mögliche Bäder; sie sparten keine Gelübde und Geschenke; aber nichts wollte helfen. Endlich wurde die Königin dennoch guter Hoffnung, und kam mit einer Tochter nieder. Das war eine Freude; und um diese Tochter recht glücklich zu machen, bat man alle Feen aus dem ganzen Lande, deren sieben waren, zu Gevatterinnen; damit ihr jede, so wie es damals unter den Feen gewöhnlich war, ein Geschenk machen und die Prinzessin auf diese Weise alle nur mögliche Vollkommenheiten erhalten möchte. Nach der Taufe gieng die ganze Gesellschaft in den königlichen Palast, wo man den

Feen ein herrliches Gastmal gab. Jeder legte man ein prächtiges Couvert auf, mit einem Futteral von gediegnem Golde, in welchem Messer, Gabel und Löffel steckten, alles von dem feinsten Golde mit Diamanten und Rubinen besezt. Da sich die ganze Gesellschaft schon zu Tische gesezt hatte, öffnete sich die Thür, und eine alte Fee trat herein, die nicht eingeladen worden war, weil sie nun seit länger als funfzig Jahren nicht mehr ausgieng, und weil man glaubte, sie wäre in ihrem Thurme gestorben oder fest gezaubert. Der König ließ ihr auch ein Couvert auflegen; aber es war unmöglich ihr ein goldnes Gesteck zu geben, wie den andern, weil er nur sieben für die sieben Feen hatte machen lassen. Die Alte glaubte, es geschehe ihr zum Affront, und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Eine junge Fee, die neben ihr saß, hörte es, und vermuthete gleich, daß sie der kleinen Prinzessin irgend ein schlimmes Geschenk machen würde. Sie versteckte sich daher, nach aufgehobner Tafel, hinter die Tapete, um ihr Geschenk zulezt zu geben, und allenfalls das Böse wieder gut zu machen, welches die Alte dem Kinde anthun dürfte. Hierauf fiengen die Feen an der Prinzessin zu schenken. Die jüngste verlieh ihr vollkommene Schönheit; die Zweyte, Verstand wie ein Engel; die Dritte, Reiz und Anmuth

in allem, was sie vornähme; die Vierte, das Talent schön zu tanzen; die Fünfte, wie eine Nachtigall zu singen; die Sechste, alle Arten von Instrumenten auf das vollkommenste zu spielen. Als die Reihe an die Alte kam, schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte, die Prinzessin solle sich mit einer Spindel in die Hand stechen und daran sterben. Die ganze Gesellschaft erschrak über dieses schreckliche Geschenk, und sie weinten insgesammt wie die Kinder. Aber in dem Augenblicke trat die junge Fee hinter der Tapete hervor, und sagte ganz laut zu dem Könige und der Königin: gebt Euch zufrieden; Eure Tochter wird nicht sterben. Es steht zwar nicht in meiner Gewalt, die boßhafte Absicht dieser Alten ganz zu vereiteln; die Prinzessin wird sich mit einer Spindel in die Hand stechen; aber statt zu sterben, wird sie in einen tiefen Schlaf fallen, aus welchem sie nach Verlaufe von hundert Jahren durch den Sohn eines Königs aufgeweckt werden wird. — Zum Ueberflusse ließ der König einen Befehl bekannt machen, durch welchen er jedermänniglich verbot, an der Spindel zu spinnen, oder nur eine Spindel im Hause zu haben, bey Lebensstrafe. Eines Tages, da die Prinzessin schon etwa funfzehn oder sechszehn Jahr alt war, begaben sich der König und die Königin auf eines ihrer Lustschlösser, und da trug sichs zu, daß

die

die Prinzessin im ganzen Hause, Trepp' auf Trepp' ab, aus einer Stube in die andre lief, und endlich auch in ein kleines Dachstübchen, oben im Thurme kam, wo sie ein altes Mütterchen fand, die saß und spонn. Das alte Mütterchen hatte in ihrem Dachstübchen von dem Befehle des Königs kein Wörtchen erfahren. — ¿ Was macht ihr denn da? frug sie die Prinzessin. — I, da spinne ich, schönes Kind, versezte die Alte, die die Prinzessin nicht kannte. — ¡ Ach, das ist ja allerliebst! antwortete diese. ¿ Laßt 'mal sehn, wie ihr's macht? ich will doch sehn, ob ich es nachmachen kann. Die Alte gab ihr die Spindel, und wie sie dieselbe in die Hand nahm, stach sie sich damit, denn sie war etwas lebhaft und flattrig, und überdieß war es der Wille der Feen, daß es so gehn mußte. Sie stach sich also und sank ohnmächtig nieder. Die Alte war vor Schrecken ausser sich, und schrie nach Hülfe. Man eilte von allen Seiten herbey; man sprizte der Prinzessin Wasser ins Gesicht; man lößte ihr die Schnürbrust auf; man rieb ihr Hände und Schläfe mit starken Wassern; alles war umsonst; sie kam nicht wieder zu sich. Der König war indeß auch herangekommen und erinnerte sich der Prophezeihung der Feen; und da er wohl einsah, daß man sich dem Willen der Feen nicht widersetzen könne, so ließ er die

Prinzessin in das schönste Zimmer des Palasts tragen und auf ein prächtiges mit Gold und Silber durchwebtes Bett legen. Sie war schön wie ein Engel; denn die Ohnmacht hatte ihrer Farbe nichts von ihrem Glanze entzogen; ihre Wangen blühten wie Rosen und ihre Lippen wie Korallen. Nur die Augen hatte sie geschlossen: aber man hörte sie leise athmen und sah daraus gar wohl, daß sie nicht todt war. Der König befohl, sie ruhig schlafen zu lassen, bis die Stunde ihres Erwachens gekommen wäre. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem sie sie zu einem hundertjährigen Schlafe verdammte, befand sich eben in dem Königreich Mataquin, zwölftausend Meilen von dem Orte, wo sich diese Begebenheit zutrug; aber sie erhielt in wenig Augenblicken durch ihren Zwerg Nachricht davon, der Sieben-Meilen-Stiefeln anhatte — dieß waren Stiefeln, mit denen man auf jeden Schritt sieben Meilen machte. Die Fee reiste nun auf erhaltne Nachricht sogleich ab, und kam in weniger als einer Stunde auf einem feurigen mit Drachen bespannten Wagen an. Der König reichte ihr die Hand und hob sie aus dem Wagen. Sie billigte alles, was er gethan hatte; aber bey ihrer ausserordentlichen Vorsicht fiel ihr ein, daß, wenn die Prinzessin aufwachte, und sich in dem alten Schlosse allein fände, sie in große

Ver-

Verlegenheit gerathen würde. Sie fand auch dafür ein Mittel. Sie berührte, ausser dem Könige und der Königin, alles mit ihrem Zauberstabe, die Oberhofmeisterin, die Hofdamen, die Kammerfrauen, Kammerherrn, Offiziere, Haushofmeister, Köche, Küchenjungen, Schweizer, Pagen und Laquaien; sie berührte auch alle Pferde im Marstalle, sammt den Reitknechten, die Hofhunde und den kleinen Mimi, das Schooshündchen der Prinzessin, das neben ihrem Bette lag. So wie sie etwas berührte, schlief es ein, um zugleich mit der Prinzessin wieder aufzuwachen, und sie zu bedienen, wenn sie etwas nöthig hätte. Auch die Bratspieße in der Küche, die voll Rebhühner und Fasanen stacken, schliefen ein, und auch das Feuer schlief ein. Alles das geschah in einem Augenblicke; denn die Feen machen in allem was sie thun kurzes Federlesen. Hierauf küßten König und Königin ihre Tochter noch einmal, ohne daß sie davon aufwachte; verließen das Schloß und geboten durch ein Edikt daß sich niemand demselben nähern sollte. Aber auch dieses Verbot war unnöthig. Denn in weniger als einer Viertelstunde wuchs rund um das Schloß eine so große Menge Bäume und Sträuche, Dornen und Disteln, und diese waren alle so in einander verflochten, daß weder Menschen noch Vieh durchpaßiren konnte. Nur noch die

Thurm-

Thurmspitze gukte heraus und auch die sahe man nur in einer ziemlichen Entfernung. Man hatte allen möglichen Grund zu glauben, daß auch dieses ein Werk der Fee sey, damit die Prinzessin während ihres Schlafs nichts von neugierigen Leuten zu fürchten hätte.

Nach Verlauf von hundert Jahren ging der Sohn des regierenden Königs, der aus einer andern Familie war als die schlafende Prinzessin, auf die Jagd, und da es sich traf, daß er in die Gegend des Waldes kam, wo das Schloß lag, frug er, was das für Thürme wären, die aus dem Dickigt des Waldes hervorragten. Jeder antwortete ihm so gut er konnte, und was er selbst davon gehört hatte; der eine sagte, es wäre ein altes Schloß, worinn es spukte; der andere, es wäre der Sammelplatz aller Zauberer aus dem ganzen Lande; die gemeinste Meinung aber war, daß ein Popanz darin wohnte, der alle kleinen Kinder raubte, die ihm in den Wurf kämen, und sie dort ruhig verzehre, weil ihm niemand nachfolgen könnte und er allein den Weg durch das dicke Gebüsch wußte. Endlich aber nahm ein alter Bauer das Wort und sagte zu dem Prinzen: Durchlauchtiger Prinz, es ist nun länger als funfzig Jahre, daß ich meinen Vater habe sagen hören, es läge in diesem Schloße eine wunderschöne Prin-

zessin,

zessin, welche hundert Jahre schlafen und dann von einem Prinzen aufgeweckt werden sollte, dem sie bestimmt wäre. Als der Prinz dieses hörte gerieth er in Feuer und Flammen; und zweifelte keinen Augenblick, daß er bestimmt sey, dieses schöne Abentheuer zu bestehen. Er beschloß, sich auf der Stelle näher davon zu unterrichten. Er näherte sich dem Gebüsche, und bey jedem Schritte, den er that, machten ihm die Dornen und Disteln von selbst Platz und ließen ihn durch. So kam er endlich an das Schloß, welches er an dem äussersten Ende einer langen Allee liegen sah. Keiner von seinen Leuten hatte ihm folgen können, weil die Bäume und Sträuche es ihnen nicht erlaubt hatten, sondern immer näher zusammengerückt waren. Ungeachtet er sich ein wenig hierüber wunderte, so sezte er dennoch seinen Weg weiter fort; denn einem jungen und verliebten Prinzen fehlt es niemals an Muthe. Er kam hierauf in einen großen Vorhof, wo ihm doch beynahe der Muth vergangen wäre. Allenthalben herrschte das schrecklichste Stillschweigen; allenthalben sah man das Bild des Todes. Eine Menge Körper von Menschen und Thieren lagen hier ausgestreckt. Er hielt sie anfänglich für todt; aber an den kupfrigten Nasen der Schweizer und ihren rothen Gesichtern sah er, daß sie nur schliefen; und aus den Gläsern, die

neben ihnen standen und in welchen sich noch einige Tropfen befanden, sah er, daß sie während des Trinkens eingeschlafen waren. Er kam hierauf in einen andern großen Hof, der mit Marmor gepflastert war. Er stieg die Treppe hinauf; und kam in den Wach-Saal, wo die Garden in einer Reihe standen, die Carabiner auf den Schultern hatten, und laut schnarchten. So gieng er durch mehrere Zimmer, in denen er eine Menge Herren und Damen fand, die alle schliefen, einige sitzend, andere stehend. Endlich kam er in ein schönes Zimmer, das über und über vergoldet war; hier sah er auf einem Bette, dessen Vorhänge auf allen Seiten offen waren, das schönste Schauspiel von der Welt; eine Prinzessin von etwa funfzehn oder sechzehn Jahren, die in ihrem Gesicht etwas zärtliches und verklärtes zu haben schien. Zitternd und voll Verwunderung näherte er sich ihr und sank neben dem Bette auf die Knie. In diesem Augenblick endigte sich die Bezauberung. Die Prinzessin wachte auf und sah ihn mit so zärtlichen Augen an, als hätte sie ihn schon lange gesehen. — Sind Sie es, mein Prinz, sagte sie zu ihm; Sie haben lange auf sich warten lassen. — Der Prinz war entzückt über diese Worte und noch mehr über die Art, mit der sie sie vorbrachte. Er wußte gar nicht, wie er ihr seine Freude und

Erkenntlichkeit bezeigen sollte. Er versicherte also, daß er sie mehr als sich selbst liebte. Seine Worte waren schlecht gesezt, aber sie gefielen der Prinzessin nur um destomehr; denn je verliebter man ist, desto unberedter ist man. Er war überhaupt in weit größerer Verlegenheit als sie, und das gieng auch sehr natürlich zu; denn sie hatte Zeit genug gehabt über ihre Reden nachzudenken, und es ist sehr wahrscheinlich, obgleich die Geschichte nichts davon sagt, daß die gute Fee sie die ganze Zeit über mit angenehmen Träumen unterhalten habe, um ihr den langen Schlaf zu verkürzen. Und in der That hatte sie diese Zeit so gut angewandt, daß sie vier Stunden lang mit einander sprachen, ohne sich auch nur die Hälfte von dem gesagt zu haben, was sie sich zu sagen hatten.

Indeßen war zugleich mit der Prinzeßin alles im Schloße aufgewacht; jedes war wieder an seine Arbeit gegangen, und da sie nicht alle verliebt waren, so fühlten sie einen erschrecklichen Hunger. Die Hofdame welche den Dienst hatte, und eben so hungrig war, wie die andern, sagte der Prinzeßin einmal über das andre, die Suppe wäre aufgetragen. Der Prinz half ihr endlich vom Bette auf. Sie war ganz angezogen und in den reichsten Kleidern; aber er sagte ihr freylich nicht, daß sie in

der

der Zeit etwas altmodisch geworden wären; denn sie hatte noch einen hohen steif stehenden Kragen, wie seine Urgrosmutter getragen hatte. Sie war aber deswegen nicht weniger schön. Sie giengen nun zusammen in den Spiegelsaal und sezten sich zur Tafel, wobey die Hofbedienten der Prinzeßin aufwarteten. Während der Mahlzeit wurde Musik gemacht und die Kapelle spielte einige Stücke, die vortrefflich waren, ob man sie gleich seit hundert Jahren nicht mehr gespielt hatte. Nach aufgehobner Tafel traute sie der Hof-Capellan in der Schloß-Kirche und die Hofdamen brachten die Prinzeßin zu Bette. Sie schliefen wenig: denn die Prinzeßin hatte des Schlafs nicht nöthig und der Prinz stand bey Anbruche des Tages auf und kehrte nach der Stadt zurück, wo sein Vater wegen seines Ausbleibens in großer Angst war. Der Prinz gab vor, sich auf der Jagd in dem Walde verirrt zu haben; und da habe ihn ein Köhler in seine Hütte aufgenommen und mit schwarzem Brode und Käse bewirthet. Der König war ein sehr guter Mann und glaubte es, aber die Königin war nicht so leicht zu bereden; und da sie sah, daß er fast alle Tage auf die Jagd gieng und immer eine Ausflucht hatte, wenn er in zwey oder drey Nächten nicht nach Hause gekommen war, so schöpfte sie Verdacht und fiel auf die Vermuthung,

er müsse irgendwo ein Liebgen haben; denn er lebte länger als zwey Jahre mit der Prinzessin auf diesem Fuße, und sie schenkte ihm zwey Kinder, von denen sie das erste, welches ein Mädchen war, Prinzessin Morgenroth, und das zweyte, einen Sohn, Prinz Tag nannten, weil er noch schöner war als seine Schwester. Die Königin, um ihren Sohn zum Geständnisse zu bringen, sagte mehrmalen zu ihm, daß man sein Leben genießen müsse, und daß man sich seiner Schwachheit in gewissen Punkten nicht zu schämen habe; aber er wagte es nicht, ihr sein Geheimniß anzuvertrauen; denn er fürchtete sie, so sehr er sie auch liebte; weil sie aus einer Popanzen-Familie war, — sein Vater hatte sie blos ihrer ungeheuern Reichthümer wegen geheyrathet. — Man sagte sich auch am Hofe ins Ohr, daß sie alle Begierden der Popanze hätte, und wenn sie kleine Kinder vorbeygehen sähe, sich kaum enthalten könnte, sie zu fressen. Darum wollte ihr der Prinz nichts sagen. Aber da der König nach Verlaufe von zwey Jahren gestorben war und der Prinz nun freye Hände bekam, deklarirte er seine Heyrath, und hohlte seine Gemahlin mit großen Ceremonien aus ihrem Schlosse. Sie zog mit vielem Pompe in die Hauptstadt ein, und hatte ihre beyden Kinder neben sich. Kurze Zeit darauf bekriegte ihr Gemahl den Kayser

Cantalabutte, seinen Nachbar. Die Verwaltung des Reichs überließ er seiner Mutter und empfahl ihr seine Gemahlin und Kinder auf das dringendste. Er mußte den ganzen Sommer über ausbleiben, und sobald er abgereißt war, schickte seine Mutter ihre Schwiegertochter und ihre Enkel in ein entlegenes Landhaus, mitten im Walde, um dort ihren abscheulichen Gelust besser befriedigen zu können. Einige Tage darauf folgte sie ihnen selbst nach, ließ vor Schlafengehen ihren Haushofmeister zu sich kommen, und sagte zu ihm: morgen Mittag will ich die kleine **Morgenroth** speißen. ¡ Um Gotteswillen, Ihro Majestät! rufte der Haushofmeister. — Ohne Widerrede, versezte die Königin, (sie sagte dieß mit dem Tone eines Währwolfs, der nach frischem Fleische lüstert) und zwar will ich sie mit einer sauern Zwiebelbrühe essen., — Der arme Mann, der wohl sahe, daß die Königin über diesen Punkt keinen Spaß verstand, nahm sein großes Messer und gieng in die Kammer der kleinen **Morgenroth**. Sie war damals vier Jahr alt, und sprung ihm lächelnd an den Hals und bat ihn um Zukkerwerk. Er fieng an zu weinen: das Messer fiel ihm aus der Hand, er begab sich in den Hof und schnitt einem jährigen Lamme die Gurgel ab, und machte eine so gute Brühe daran, daß ihm die Königin sagte, sie hätte Zeit ihres

Lebens

Lebens so was Gutes nicht gegessen. Zu gleich- er Zeit hatte er die kleine Morgenroth mit- genommen, und sie seiner Frau gegeben, um sie in einer geheimen Kammer zu verbergen, welche er unten im Hofe hatte. — Acht Ta- ge drauf sagte die Königin wieder zu ihrem Haushofmeister: Ich will Morgen Abend den kleinen Tag essen. — Er antwortete nichts, sondern beschloß, sie wie das erstemal zu be- trügen. Hierauf gieng er zu dem kleinen Tag, der eben ein Rapier in der Hand hatte und sich mit einem großen Affen herumfocht; und gleichwohl war er erst drey Jahr alt. Er brachte ihn auch seiner Frau, um ihn zu der kleinen Morgenroth zu thun, und statt des kleinen Tags tischte er der Königin ein junges zartes Reh auf, das sie ausserordentlich gut fand.

Bis dahin gieng alles gut. Aber eines Tags sagte die Königin wieder zu ihrem Haus- hofmeister, Morgen will ich die Königin essen, und zwar mit derselben Brühe, wie ihre Kin- der. Dießmal gerieth der arme Haushofmei- ster in eine wahre Verzweiflung, weil er nicht wußte, wie er sie betrügen sollte. Die junge Königin war, ohne die hundert Jahre, die sie verschlafen hatte, etwas über zwanzig Jahr alt ihre Haut war etwas hart, obgleich weiß und

schön; ¿und wo sollte er in dem ganzen Thiergarten ein Thier finden, das ihr gliche? Er faßte also den Entschluß, der Königin ohne Barmherzigkeit die Kehle abzuschneiden, um sein eignes Leben zu retten, und begab sich in dieser Absicht auf ihr Zimmer. Er suchte sich so viel es ihm möglich war, in Wuth zu setzen, und trat mit dem Dolche in der Hand in das Zimmer der jungen Königin. Indessen konnte er es doch nicht über das Herz bringen, sie so sehr zu überraschen, sondern überbrachte ihr den Befehl ihrer Schwiegermutter mit dem größten Respekte. — Wohlan, sagte sie, und reckte ihm den Hals hin, vollbringt den Befehl, den man euch gegeben hat; ich werde meine Kinder wiedersehn; meine armen Kinder, die ihr Raub worden sind, die ich so sehr liebte. — Denn sie hielt sie für todt, weil sie ihr heimlich entführt worden waren. — Nein, nein, Madam, antwortete der arme Haushofmeister gerührt, Sie sollen nicht sterben und sollen Ihre Kinderchen doch wiedersehn. Ich will die Königin noch einmal betrügen, und ihr eine junge Hirschkuh an Ihrer Stelle auftischen. Er führte sie hierauf in die Kammer, wo ihre Kinder waren, die ihr um den Hals fielen, und er ließ sie hier, um eine Hirschkuh zurechte zu machen, die die Alte auch mit dem größten Appetite aß, als wenn es die junge Königin

gin selbst gewesen wäre. — Sie freute sich innerlich über ihre Grausamkeit, und machte sich gefaßt, dem Könige bey seiner Rückkehr zu sagen, daß seine Gemahlin und seine beyden Kinder von den Wölfen gefressen worden wären.

Als sie aber eines Abends in den Höfen des Schlosses umherschlich, um ihrer Gewohnheit nach frisches Menschenfleisch auszustöbern, hörte sie unten im Saale den kleinen Tag weinen, dem seine Mutter die Ruthe geben wollte, weil er unartig gewesen war, und zu gleicher Zeit hörte sie auch, daß die kleine Morgenroth für ihren Bruder um Verzeihung bat. Die Königin erkannte die Stimme ihrer Schwiegertochter und ihrer Enkel, und gerieth in Wuth, weil sie sich betrogen sahe. Sie befohl sogleich den andern Morgen mit einer fürchterlichen Stimme, vor welcher alles zitterte, eine große Kufe in den Hof zu bringen, und sie mit Kröten, Schlangen und Ottern anzufüllen, um die Königin, ihre Kinder, den Haushofmeister, seine Frau und seine Magd hineinzuwerfen. Sie hatte Befehl gegeben, sie mit gebundnen Händen herbeyzuführen; die Henker waren schon im Begriffe, sie in die Kufe hineinzustürzen, als der König, den man sobald nicht erwartet hatte, in den Hof geritten kam. Er war ganz erstaunt über das

Schauspiel, zu welchem er hier kam, und frug, ¿ was es bedeuten solle? Niemand wagte es, ihm Auskunft darüber zu geben, als seine Mutter sich wüthend in die Kufe stürzte, und sogleich von den giftigen Thieren aufgefressen wurde. Der König betrübte sich darüber, denn sie war seine Mutter; aber er tröstete sich bald in den Armen seiner schönen Gemahlin und seiner liebenswürdigen Kinder.

V.

V.

Die gestiefelte Katze.

Ein Müller hinterließ bey seinem Absterben seinen drey Söhnen nichts weiter als seine Mühle, seinen Esel und seine Katze. Die Theilung war bald gemacht, und man brauchte weder Gerichtsschreiber noch Advocaten dazu, die von dieser kleinen Erbschaft gewiß nichts übrig gelassen hätten. Der älteste Sohn bekam die Mühle, der zweyte den Esel und der jüngste die Katze. Der lezte war mit seinem kleinen Erbtheile wenig zufrieden. Meine Brüder, sprach er, können ihr Leben auf eine gute Art hinbringen, wenn sie beyde gemeinschaftliche Sache machen; aber wenn ich meine Katze verzehrt und mir einen Muff aus ihrem Felle gemacht habe, so bleibt mir nichts übrig als Hungers zu sterben. Die Katze hörte diese Reden aufmerksam mit an, und sagte mit einem gesezten und ernsthaften Wesen zu ihrem Herrn:

Lieber Herr, bekümmert Euch nicht so sehr. Gebt mir nur einen Sack und laßt mir ein Paar Stiefelchen machen, damit ich in den Wald gehen kann, und Ihr werdet finden, daß Ihr nicht so arm seyd als Ihr glaubt. — Der arme Müllers-Sohn rechnete nun zwar nicht sehr auf diese Versprechungen; indeß wußte er, daß seine Katze gar sehr schlau war, und die Ratten und Mäuse mit mancherley List übertölpelte; und so hegte er einige Hoffnung, daß sie ihm vielleicht in seinem Unglücke nützlich seyn könnte. Er gab ihr also was sie verlangte, und sie zog muthig ihre Stiefelchen an, hing den Sack an ihren Hals, nahm die Riemen in ihre Vorderpfoten und marschirte so auf einen Berg, wo es eine große Menge Kaninchen gab. Sie steckte Kohl und Kleyen in ihren Sack, streckte sich aus als wäre sie todt, und erwartete, daß ein junges mit der List der Welt unbekanntes Kaninchen hineinkriechen sollte, um den Kohl darin zu fressen. Sie durfte nicht lange warten; kaum hatte sie sich hingelegt, so kroch ein junges unbedachtsames Kaninchen in den Sack. Die Katze zog sogleich die Riemen zu, packte und würgte es ohne Umstände. Nun gieng sie, stolz auf ihre Beute, zum Könige und bat um Audienz. Man ließ sie in das Gemach seiner Majestät, wo sie einen tiefen Bückling machte und sagte; ich

bringe

bringe Eurer Majestät hier ein Kaninchen, welches der Herr Graf von Carabas (diesen Nahmen fand sie für gut ihrem Herrn zu geben) mir aufgetragen hat, Ihnen zu überreichen. — Sage deinem Herrn, antwortete der König, daß ich ihm danke. — Ein andermal gieng die Katze ins Korn mit ihrem offnen Sacke am Halse; zwey Rebhühner krochen hinein: sie zog die Riemen zu und fieng sie alle beyde. Hierauf gieng sie wieder zum Könige und brachte sie ihm, wie das Kaninchen. Der König nahm auch die beyden Rebhühner gnädig an, und ließ ihr ein Trinkgeld geben. So fuhr die Katze zwey oder drey Monate fort, dem Könige immer von Zeit zu Zeit Wildpret aus dem Forste ihres Herrn zu bringen. Als sie nun eines Tages erfuhr, daß der König mit seiner Tochter, die eine wunderschöne Prinzessin war, eine Spazierfahrt am Ufer des Flusses machen wollte, sagte sie zu ihrem Herrn: wenn Ihr heute meinem Rathe folgen wollt, so ist Euer Glück gemacht. Badet Euch in dem Flusse, an der Stelle die ich Euch zeigen werde, und dann laßt mich nur machen. Der Graf von Carabas that, was ihm seine Katze rieth, ohne zu wissen warum. Als er sich nun badete, kam der König vorbey; und die Katze schrie aus Leibeskräften: Hülfe, Hülfe, der Herr Graf von Carabas ersäuft. Auf dieses Geschrey

steckte der König den Kopf zum Wagen heraus und erkannte die Katze, die ihm so oft Wildpret gebracht hatte, und befohl seiner Leibwache dem Herrn Grafen beyzuspringen. Unterdessen man ihn nun aus dem Flusse zog, näherte sich die Katze dem Wagen, und sagte dem Könige, daß während ihr Herr sich gebadet, Diebe gekommen und ihm seine Kleider gestohlen hätten, ob sie gleich aus allen Kräften um Hülfe gerufen. Aber sie hatte sie weislich unter einem großen Steine versteckt, um sie nicht sehen zu lassen. Sogleich befohl der König seinem Bedienten, das schönste Kleid aus seiner Garderobe für den Herrn Grafen Carabas zu hohlen. Der König erzeigte ihm alle nur mögliche Höflichkeiten. Da nun die schönen Kleider, die er jezt bekam, ihm sehr wohl standen, — denn er war von Natur schön und wohlgebaut — so fand ihn die Prinzessin sehr nach ihrem Geschmacke, und da sie der Graf von Carabas einigemal eben so zärtlich als ehrfurchtsvoll angeblickt hatte, wurde sie verliebt in ihn bis über die Ohren. Der König bot ihm seinen Wagen an, und ersuchte ihn an seiner Promenade Theil zu nehmen. Die Katze war ausser sich vor Vergnügen, da sie sahe, daß ihre List sowohl gelung, und lief voraus; und da sie einige Bauern antraf, die eine Wiese mähten, sagte sie zu ihnen: ihr guten Leute, wenn ihr

dem

dem Könige nicht sagt, daß die Wiese, die ihr hier mäht, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, so werdet ihr in Kochstücken zerhackt, das will ich euch nur sagen. — Da nun der König kam, frug er die Mäher, wem die Wiese gehörte, die sie mähten. Dem Herrn Grafen von Carabas, antworteten sie alle einmüthig; denn die Drohung hatte ihnen bange gemacht. Sie haben hier eine schöne Besitzung, Herr Graf, sagte der König. — Wie Ihro Majestät sehen, antwortete der Graf; diese Wiese trägt alle Jahre eine artige Summe ein. — Die Katze lief immer voraus und traf Schnitter an. Zu denen sagte sie wieder: ihr guten Schnitter, wenn ihr dem Könige nicht sagt, daß das Feld, das ihr schneidet, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, so werdet ihr in Kochstükken zerhackt werden, das will ich euch nur sagen. — Da nun der König kam, wollte er wissen, wem alles das Getraide gehörte. Dem Herrn Grafen von Carabas, antworteten die Schnitter, und der König freute sich darüber. Die Katze lief immer so vor dem Wagen voraus und sagte immer dasselbe zu allen, die ihr begegneten; und der König ward ganz erstaunt über die vielen Güter des Herrn Grafen von Carabas. Endlich kam die Katze in ein schönes Schloß, das einem Popanze gehörte, der ganz unmäßig reich war; denn das

ganze

ganze Land wodurch der König gekommen war, gehörte zu diesem Schlosse. Die Katze erkundigte sich sorgfältig, wer dieser Popanz wäre, und worin seine Kräfte beständen, und bat dann um die Erlaubniß ihm aufwarten zu dürfen. Da sie vor ihm kam, sagte sie, sie habe sein Schloß nicht so nahe vorbeykommen wollen, ohne die Ehre zu haben, ihm ihren Respect zu bezeigen. Der Popanz nahm sie mit aller Höflichkeit auf, deren nur ein Popanz fähig ist, und ließ sie niedersetzen. Man hat mich versichern wollen, hub die Katze hier an, daß Sie die Gabe besäßen, gnädiger Herr, sich in alle Arten von Thieren zu verwandeln; daß Sie zum Beyspiel die Gestalt eines Löwen oder Elephanten annehmen könnten. — Das ist auch wahr, antwortete der Popanz, und um es Dir zu beweisen, will ich mich gleich in einen Löwen verwandeln. Die Katze that ganz erschrocken, da sie einen Löwen vor sich stehen sahe und kletterte auf die Dachrinne, mit großer Mühe und Gefahr, weil sie Stiefeln anhatte, mit denen es sich nicht gut auf den Ziegeln marschirt. Als aber der Popanz seine Löwengestalt abgelegt hatte, kam sie wieder herunter und versicherte ihm, sie wäre in Todesangst gewesen. Man hat fuhr sie fort, noch über dieses sagen wollen, was ich aber kaum glauben kann, daß Sie auch die Kraft besäßen, die Gestalt der kleinsten Thiere anzuneh-

nehmen, zum Beyspiel sich in eine Ratte oder Mauß zu verwandeln. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich dieß für ganz unmöglich halte. — ¿ Für unmöglich? versezte der Popanz; wir wollen sehn. Und in dem Augenblicke verwandelte er sich in eine Mauß und lief auf dem Fußboden hin und her. Sobald ihn die Katze in dieser Gestalt sahe, fuhr sie auf ihn zu, haschte und fraß ihn. Unterdessen war der König an dieß schöne Schloß gekommen und wollte es inwendig sehn. Die Katze hörte den Wagen über die Zugbrücke rollen, lief ihm entgegen und sagte zu dem Könige: Eure Majestät sey willkommen in dem Schlosse des Herrn Grafen von Carabas. ¿ Wie Herr Graf? rief der König, auch dieses Schloß gehört Ihnen? Ich habe in meinem Leben nichts schöneres gesehn als diesen Hof und die Gebäude, die ihn einschließen. Ich will doch, mit Ihrer Erlaubniß, auch das Inwendige besehn. Der Graf reichte der Prinzessin die Hand hob sie aus dem Wagen und folgte dem Könige. Sie giengen hierauf in einen großen Saal, wo sie ein prächtiges Gastmal fanden, das der Popanz für seine Freunde hatte zurichten lassen, die nicht hineinzugehn wagten, weil sie den König hatten kommen sehn. Der König war über die guten Eigenschaften des Grafen ganz entzückt und seine Tochter war gar in ihn vernarrt; und da der König sahe, daß er so reich

war,

war', sagte er zu ihm, nachdem er fünf oder sechs Pokale ausgeleert hatte: Es kömmt nur auf Sie an Hr. Graf, ob sie mein Schwiegersohn werden wollen. Der Graf machte einen großen Bückling, und nahm von Herzen die angebotne Ehre an, und er wurde noch an demselben Tage mit der Prinzessin getraut. Meister Kater wurde ein großer Herr, und fieng nun keine Mäuse mehr, als nur manchmal aus Liebhaberey und zum Spaße.

VI.

Fräulein Aschenbrödel
oder
das Glas-Pantöffelchen.

Es war einmal ein Edelmann, dem starb seine Frau und er heyrathete eine andre, die hochmüthig und eitel war. Sie hatte zwey Töchter, die waren eben so und glichen ihr auch sonst in allen Stücken. Der Mann hatte seiner Seits auch eine Tochter, die war aber ein gar sanftes und gutes Kind. Sie hatte dieß Temperament von ihrer Mutter geerbt, die auch eine gar gute Frau gewesen war. Kaum war die Hochzeit vorbey, so ließ die Mutter ihre üble Laune an ihrer Stieftochter aus. Die guten Eigenschaften dieses Kindes waren ihr unausstehlig, weil der boshafte Charakter ihrer eignen Töchter so sehr damit abstach. Sie ließ sie al-

so die niedrigsten Geschäfte im Hause thun; sie mußte aufwaschen, die Treppe scheuern und die Zimmer der gnädigen Mama und ihrer Fräulein Schwestern fegen. Sie schlief auf dem Oberboden, auf einem elenden Strohsacke, während ihre Schwestern in tapezirten Kammern schliefen, wo sie die schönsten modischsten Betten und die prächtigsten Spiegel hatten. Das arme Mädchen trug dieß alles mit einer unbeschreiblichen Gedult, und wagte es nicht, sich bey ihrem Vater zu beklagen, wo sie doch nur von neuem Geschmähltes bekommen hätte; denn die böse Frau vermochte alles über ihn. Wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, sezte sie sich in den Winkel des Kamins, in die Asche; darum nannte man sie im ganzen Hause nur Aschenbrödel. Indessen war Aschenbrödel in ihren schlechten Kleidern dennoch hundertmal schöner als ihre Schwestern, wenn sie auch noch so prächtig angezogen waren.

Eines Tags gab der Sohn des Königs einen Ball und lud alle Leute von Stande dazu ein. Die beyden Fräulein wurden auch gebeten, denn sie machten große Figur in der Gegend. Man kann leicht denken, daß sie eine große Freude darüber hatten und an nichts anders dachten, als was sie für Kleider anziehen und wie sie sich aufsetzen wollten,

ten, um recht schön zu seyn. Für Aschenbrödel gab es dabey auch etwas zu thun, denn sie mußte ihren Schwestern die Wäsche platten und ihre Manschetten in Falten legen. Man sprach die ganze Zeit über von nichts als von dem bevorstehenden Balle. Ich, sagte die älteste, ziehe mein rothsammtnes Kleid mit der englischen Garnirung an. Und ich, sagte die jüngste, ziehe meinen Alltagsrock an, aber dafür thu' ich den Mantel mit den goldnen Blumen um, und binde mein Steinband in die Haare, das auch nicht schlecht ist. Man schickte nach der besten Putzmacherin, um ihnen die neumodischsten Hüte zu bringen, und sie suchten die schönsten Bänder und Spitzen aus. Dabey frugen sie immer Aschenbrödeln um Rath; denn sie hatte einen sehr guten Geschmack. Aschenbrödel rieth ihnen auf das beste, und bot ihnen an sie selbst aufzusetzen, was sie mit vielen Vergnügen annahmen. Während sie nun damit beschäftigt war sie aufzusetzen, sagten sie zu ihr: ¿ Aschenbrödel, möchtest du wohl mit auf dem Balle seyn? — ¡ Ach! gnädige Fräulein, Sie scherzen! erwiederte Aschenbrödel; ich darf daran nicht denken. — Du hast recht; antworteten Sie, man sollte schön lachen, wenn eine Aschenbrödel auf den Ball käme. — Jede andre würde sie krumm und schief aufgesezt haben; aber Aschenbrödel hat-

te ein viel zu gutes Herz und machte sie recht schön zurecht. — Sie hatten vor großer Freude beynahe in zwey Tagen keinen Bissen gegessen, und hatten fast ein Dutzend Schnürbänder zerrissen, weil sie sich eine rechte schmale Taille machen wollten; vom Morgen bis in die Nacht standen sie vor dem Spiegel. Endlich kam der glückliche Tag; sie fuhren fort und Aschenbrödel sah ihnen so weit nach als sie konnte. Da sie sie nun nicht mehr sahe, fieng sie an zu weinen. Ihre Pathe, die sie weinen sahe, frug, was sie vorhätte.... Ich möchte gern.... Ach! ich möchte gern.... Sie konnte es vor weinen nicht aussagen. Da sagte ihre Pathe, die eine Fee war; ¿ Du möchtest wohl gerne mit auf den Ball gehn? ¿ nicht wahr?... ¡ Ach ja! antwortete Aschenbrödel mit einem tiefen Seufzer. — Nun wohl, sagte die Pathe, weil du eine so gute Tochter bist, sollst du hingehn. — Sie führte sie hinauf in ihre Kammer und sagte zu ihr: gehe in den Garten und hohle mir eine Melone herauf. Aschenbrödel gieng sogleich in den Garten und hohlte die schönste, die sie finden konnte, und brachte sie ihrer Pathe. Aber sie konnte gar nicht rathen, wie die Melone machen sollte, daß sie auf den Ball käme. Aber ihre Pathe schnitt sie auf und höhlte die Schaale ganz aus, berührte sie dann mit ihrem

rem Zauberstabe und augenblicklich war die Melone in einen schönen, vergoldeten Wagen verwandelt. Dann suchte sie die Mäusefalle und fand sechs lebendige Mäuse darin. Sie befahl Aschenbrödeln das Thürchen aufzuziehn, und jeder Maus, die herauslief, gab sie einen Schlag mit dem Zauberstabe; und augenblicklich war jede Maus in einen schönen Apfelschimmel verwandelt. Nun wußten sie aber nicht, wo sie einen Kutscher herbekommen wollten. Ich will sehn, sagte Aschenbrödel, ob sich etwa eine Ratte in der Rattenfalle gefangen hat; da wollen wir einen Kutscher daraus machen. — Du hast Recht, sagte die Pathe, geh' hin, sieh' zu.... Aschenbrödel brachte ihr die Rattenfalle, und es waren drey große Ratten drinn. Die Fee nahm die mit dem grösten Barte, und nachdem sie sie berührt hatte, ward ein dicker Kutscher daraus, der einen schönen großen Schnurrbart hatte.... Ferner sagte die Pathe: geh' noch einmal in den Garten; da wirst du hinter der Gießkanne sechs Eidexen finden, die bringe heran. Sie brachte sie und ihre Pathe verwandelte sie in sechs Laquaien, die mit ihren schönen besezten Rökken hinten auf den Wagen traten, als wenn sie Zeit ihres Lebens nichts anders gethan hätten. Nun sagte die Fee zu Aschenbrödel: sieh', nun hast du alles was du brauchst,

um zum Balle zu fahren. — Ja, sagte sie, aber kann ich denn so in diesem Petermanns-Kittel hin gehn? Ihre Pathe rührte sie nur mit ihrem Zauberstabe an, und augenblicklich wurden die kostbarsten Kleider daraus, mit Golde durchwirkt und mit Edelsteinen besezt. Endlich gab sie ihr auch ein Paar allerliebste Glas-Pantöffelchen. So ausstaffirt stieg sie in den Wagen; aber ihre Pathe gab ihr noch die gute Lehre, ja nicht über Mitternacht auf dem Balle zu bleiben; denn wenn sie einen Augenblick länger bliebe, so würde ihr Wagen wieder zur Melone, ihre Pferde zu Mäusen, ihre Laquaien zu Eydexen und ihre schönen Kleider zu einem Petermanns-Kittel werden. Sie versprach ihrer Pathe, vor Mitternacht gewiß weg zu gehn. Die Kutsche fuhr fort und Aschenbrödel kannte sich nicht vor Vergnügen. Als sie an das Schloß kam, meldete man dem Prinzen, es halte unten eine vornehme Dame, die niemand kenne. Der Prinz gieng selbst hinab, hob sie aus dem Wagen und führte sie in den Tanzsaal. Alles schwieg, da sie hinein trat; die Tänzer hörten auf zu tanzen und die Musikanten zu spielen; denn aller Augen waren auf die schöne Unbekannte geheftet. Ein dumpfes Gemurmel erhob sich im ganzen Saale: ¡Ach! wie schön sie ist! wie schön sie ist! Selbst der König, der doch schon sehr alt war, betrachte-

te sie durch die Lorgnette, und sagte leise zur Königin, er habe in langer Zeit keine so schöne und so liebenswürdige Person gesehn. Die Damen betrachteteu mit großer Aufmerksamkeit ihre Koeffüre und ihre Kleider, um sich den andern Tag eben so anzuziehn, wobey sie nur besorgt waren, keinen so schönen Stoff und so geschickte Schneider zu finden, die das machen könnten. Der Prinz sezte sie zu oberst und dann tanzte er selbst mit ihr vor. Sie tanzte mit so vielem Anstande, daß man sie nur noch mehr bewunderte. Man gieng hierauf zur Tafel, welche prächtig servirt war; aber der Prinz aß keinen Bissen, denn er betrachtete die schöne Unbekannte ohn Unterlaß. Sie sezte sich neben ihre Schwestern und sagte ihnen die schönsten und höflichsten Sachen von der Welt: sie gab ihnen von den Citronen und Orangen, die sie von dem Prinzen bekommen hatte, und sezte sie dadurch in große Verwunderung, denn sie kannten sie nicht. Mitten in ihrem Gespräche hörte Aschenbrödel drey Viertel auf zwölf schlagen, sie stund auf, machte der Gesellschaft eine Verbeugung und eilte davon. Als sie nach Hause gekommen war, ging sie gleich zu ihrer Pathe, dankte ihr und äusserte zugleich den Wunsch, morgen wieder auf den Ball zu gehn, weil der Prinz sie dazu eingeladen hätte. Während sie

ihrer Pathe erzählte, was auf dem Balle vorgegangen war, klopften ihre beyden Schwestern an die Thüre und Aschenbrödel machte ihnen auf. — Sie sind lange ausgeblieben, sagte sie, und gähnte dabey und rieb sich die Augen und dehnte sich, als wenn sie eben erst aufgewacht wäre. — Ja, sagte die eine von ihnen, wenn du mit auf dem Balle gewesen wärst, du würdest warlich keine Langeweile gehabt haben. Es kam eine schöne Prinzessin hin; die war erstaunlich höflich gegen uns und hat uns Orangen und Citronen gegeben. Aschenbrödel kannte sich nicht vor Vergnügen. Sie frug, wie denn die Prinzessin heiße; aber sie sagten, man wisse es nicht, und der Sohn des Königs wäre darüber in Verlegenheit, und würde alles in der Welt darum geben, zu erfahren, wer sie wäre. Aschenbrödel frug lächelnd: ¿War sie denn so gar schön? ¡Wie glücklich sind Sie nicht, daß Sie sie gesehn haben! Ach! Fräulein Adelheid, borgen Sie mir doch morgen ihr gelbes Kleid, das sie auf Alltag anziehn.... I nu ja, sagte Adelheid, das stünde mir an. ¡Dir meine Kleider borgen! Ich glaube du bist nicht wohl gescheit! Aschenbrödel erwartete dieß, und war sehr froh darüber; denn sie würde in große Verlegenheit gerathen seyn, wenn ihr ihre Schwester das Kleid hätte borgen wollen.

Den andern Tag fuhren die beyden Fräulein wieder zum Balle und Aschenbrödel auch, und diese war noch schöner gepuzt als das erstemal. Der königliche Prinz war ihr immer zur Seite und sagte ihr eine Menge schöner Sachen, wobey Aschenbrödel keine Langeweile hatte. Sie hätte darüber beynahe die Warnung ihrer Pathe vergessen; denn der erste Schlag von zwölf Uhr schlug, da sie glaubte es wäre erst eilf Uhr. Sie stund auf und eilte davon, flüchtiger als ein Reh. Der Prinz folgte ihr nach; aber er konnte sie nicht einhohlen: aber da sie einen von ihren Glas-Pantöffelchen verlohr, so hob er ihn sorgfältig auf. Aschenbrödel kam ganz ausser Athem nach Hause, ohne Wagen, ohne Laquaien, mit ihren alten Kleidern, und von ihrer ganzen Herrlichkeit war ihr nichts geblieben als der eine Pantoffel. Man hielt Nachfrage bey der Thorwache, ob sie nicht eine Prinzessin hätte aus dem Schlosse gehn sehn? Sie sagte aber, es sey niemand herausgegangen als ein Mädchen in schlechter Kleidung, die eher wie eine Bäuerin als eine Prinzessin ausgesehn hätte. Als die beyden Schwestern vom Balle nach Hause kamen, frug sie Aschenbrödel, ob sie sich heute wieder so gut amüsirt hätten, und ob die schöne Dame auch da gewesen wäre. Sie sagten ja, aber sie wäre mit dem Glockenschlag Zwölfe fortgegangen, und

wäre so eilfertig gewesen, daß sie einen allerliebsten kleinen Pantoffel von Glase verlohren hätte. Der Prinz hätte ihn aufgehoben und ihn den ganzen Ball über betrachtet; es wäre nichts gewisser, als daß er in die schöne Dame, welcher der Pantoffel gehörte, verliebt seyn müßte. Daran sagten sie nun keine Unwahrheit; denn wenig Tage darauf ließ der Prinz unter Trompeten und Paukenschalle bekannt machen, daß er die Person heyrathen wolle, deren Fuß in diesen Pantoffel passe. Man probierte ihn zuerst den königlichen Prinzessinnen an, dann den Herzoginnen, dann dem ganzen Hofe, aber das war alles umsonst. Man brachte ihn endlich auch den beyden Schwestern, die sich alle mögliche Mühe gaben, um den Fuß hineinzubringen, aber kaum die große Zehe hineinbrachten. Aschenbrödel, die ihnen zusahe und den Pantoffel erkannte, sagte endlich lächelnd: ich will doch sehn, ob er mir etwa paßt. Ihre Schwestern lachten sie aus; aber der Cavalier, der die Proben anstellte und das Mädchen sehr schön fand, sagte: es sey nicht mehr als billig, daß sie den Versuch auch anstelle, da er Befehl habe, allen Frauenzimmern das Pantöffelchen anzuprobiren. Er ließ Aschenbrödeln niedersetzen, und siehe da, ihr Füßchen glitt ohne Mühe hinein und der Schuh saß ihr wie angemessen. Man denke sich das

Erstaunen der beyden Schwestern und was sie vollends für Augen machten, da Aschenbrödel das andere Pantöffelchen aus der Tasche nahm und es anzog. In diesem Augenblicke trat die Pathe ins Zimmer, die mit einem Schlage auf Aschenbrödels Kleider sie vollkommen eben so schön machte, als die, in welchen sie auf dem Balle erschienen war.

Jezt erkannten sie die beyden Schwestern für die Dame des Balls. Sie warfen sich zu ihren Füßen, und baten sie tausendmal wegen der ihr zugefügten Beleidigungen um Verzeihung. Aschenbrödel hob sie auf, umarmte sie und verzieh ihnen von ganzem Herzen. Ja sie bath sie sogar um ihre Freundschaft und Liebe. Man brachte sie hierauf zu dem Prinzen, der sie schöner als jemals fand, und sie wenige Tage darauf heyrathete. Aschenbrödel, welche eben so gut als schön war, gab ihren Schwestern eine Wohnung im Schlosse und verheyrathete sie an demselben Tage an zwey vornehme Herrn vom Hofe.

VII.

Ruprecht mit der Kuppe.

Es war einmal eine Königin, die bekam einen Sohn, der so häßlich und ungestalt war, daß man lange nicht wußte, ob er eine menschliche Gestalt hätte oder nicht. Eine Fee, die bey seiner Geburt gegenwärtig war, versicherte indeß, daß er demungeachtet durch seinen Verstand sehr liebenswürdig werden würde: und sie sezte hinzu, daß er vermöge des Geschenks, welches sie ihm verliehen habe, seiner Geliebten dereinst eben soviel Verstand mittheilen könne, als er selbst besäße. Diese Versprechungen beruhigten die arme Königin ein wenig, die sehr bekümmert war, Mutter eines so häßlichen Geschöpfs zu seyn. Nun ist es wahr, so bald das Kind zu reden anfieng, hatte es tausend allerliebste Einfälle, und es war etwas geistreiches in allem was er vornahm, so daß man

ihm

ihn lieb haben mußte. Ich habe vergessen zu sagen, daß er mit einem kleinen Haarbusche auf die Welt kam, daher man ihn nur Ruprecht mit der Kuppe nannte; denn Ruprecht war der Familien-Name.

Nach Verlaufe von sieben oder acht Jahren kam die Königin eines benachbarten Reichs mit zwey Töchtern nieder. Die erste war schön wie der Tag, und die Königin hatte eine so unmäßige Freude darüber, daß man fürchtete, sie möchte sich Schaden thun. Dieselbe Fee, die bey der Geburt des kleinen Ruprechts mit der Kuppe gegenwärtig gewesen, war auch hier dabey, und sagte der Königin, um ihre Freude zu mäßigen, daß die kleine Prinzessin keinen Funken Verstand haben und eben so dumm als schön seyn würde. Dieß war nun der Königin gar nicht recht; aber sie hatte einige Minuten darauf ein weit größeres Herzleid, denn das zweyte Kind, mit dem sie niederkam, war außerordentlich häßlich.... Lassen Sie sich das nicht so gar sehr zu Herzen gehn, sagte die Fee zu ihr; der Mangel der Schönheit wird ihrer Tochter auf einer andern Seite ersezt werden. Sie wird soviel Verstand und Witz bekommen, daß man ihre Häßlichkeit kaum noch bemerken wird. ¡Gott gebe das! versezte die Königin. Aber könnte man der Aeltesten, die so schön ist, nicht

nicht auch zu etwas Verstande verhelfen? — Von dieser Seite kann ich nichts für sie thun, erwiederte die Fee, aber Schönheit kann ich ihr geben soviel ich will; und da ich gerne alles thun möchte, Ihnen gefällig zu seyn, was nur in meinen Kräften steht, so will ich ihr die Gabe verleihen, dem Manne, der ihr Herz gewinnt, ihre Schönheit mitzutheilen.

Die beyden Prinzessinnen wuchsen nan heran und ihre Talente wuchsen mit ihnen. Allenthalben sprach man von der Schönheit der ältesten und dem Verstande der jüngsten. Aber mit dem Alter vermehrten sich auch ihre Fehler. Die jüngste wurde von Tag zu Tage häßlicher und die älteste von Tag zu Tage dümmer. Sie antwortete entweder gar nicht, wenn man sie frug, oder sie sagte etwas Albernes. Sie war dabey so ungeschickt, daß sie nicht vier Tassen auf den Tisch setzen konnte, ohne eine davon zu zerbrechen; und daß sie kein Glas Wasser trank, ohne die Hälfte davon über sich herzugießen. So sehr man also auch immer der Schönheit eines jungen Frauenzimmers huldigt, so war dennoch die jüngste immer weit beliebter als die älteste. Zuerst näherte man sich gemeiniglich der ältesten, um sie zu betrachten und zu bewundern; bald aber schloß man sich an die an, welche den meisten Verstand hatte, um

sie

sich an ihren Einfällen und ihren richtigen Bemerkungen zu ergötzen, und so stund gewöhnlich in weniger als einer halben Stunde die älteste allein, und alles hatte sich um die jüngste versammelt. So dumm die älteste war, so bemerkte sie dieß doch; und sie hätte gern alle ihre Schönheit darum gegeben, wenn sie nur die Hälfte von dem Verstande ihrer Schwester gehabt hätte. Die Königin, die sonst eine kluge Frau war, konnte sich zuweilen nicht enthalten, ihr ihre Dummheit vorzurücken; und dieß verursachte der armen Prinzessin jederzeit die heftigste Bekümmerniß.

Eines Tages gieng sie in den Wald spazieren, um in der Einsamkeit ihr Unglück zu beweinen, als sie einen kleinen, ungestalteten, aber sehr prächtig gekleideten Mann auf sich zu kommen sahe. Es war der Prinz Ruprecht mit der Kuppe, der in ihr Porträt verliebt worden war; — denn allenthalben fand man ihr Bildniß. — Er hatte das Königreich seines Vaters verlassen, um das Vergnügen zu haben, sie zu sehn und zu sprechen. ¡Welche Freude, da er sie ganz allein antraf! Er näherte sich ihr mit aller ersinnlichen Ehrfurcht und Höflichkeit. Da er aber nach den ersten Komplimenten bemerkte, daß sie sehr niedergeschlagen war, sagte er zu ihr: ich begreife nicht,

nicht, wie eine so schöne Person so niederge-schlagen seyn kann, als Sie zu seyn scheinen. Ich kann mich zwar rühmen, eine große Menge von schönen Damen gesehn zu haben, aber ich kann aufrichtig versichern, daß keine es wagen dürfte, sich mit Ihnen zu messen. — Sie belieben zu scherzen; antwortete die Prinzessin, und schwieg still. Die Schönheit, fuhr Ruprecht fort, ist ein so großer Vorzug, daß man jeden andern Mangel dabey übersehn kann; und da sie jene in einem so hohen Grade besitzen, so begreife ich nicht, was es in der Welt geben kann, daß Sie so sehr zu bekümmern im Stande ist.... Ach! antwortete die Prinzessin, ich wollte lieber so häßlich seyn als Sie und etwas mehr Verstand haben; als so schön und so dumm seyn als ich jetzo bin. — Man kann seinen Verstand nicht mehr zeigen, war die Antwort, als wenn man keinen zu haben glaubt, und es liegt in der Natur der Seele, daß je mehr sie hat, desto weniger glaubt sie zu besitzen.... Ich weiß das nicht, erwiederte die Prinzessin, aber ich weiß sehr wohl, daß ich dumm bin, und dieß Bewustseyn macht mir tödtlichen Kummer. — Wenn Ihr Kummer in weiter nichts besteht, sagte Ruprecht, so kann ich ihm leicht ein Ende machen.... ¿Und wie das? fiel die Prinzessin ein.... Ich habe das Talent, antwortete jener, der Person, welche

welche ich am meisten liebe, so viel Verstand mitzutheilen als ich will; und da Sie diese Person sind, so hängt es blos von Ihnen ab, so viel Verstand zu bekommen, als Sie wollen, wenn Sie mir versprechen, mich zu heyrathen. Die Prinzessin wußte nicht, was sie antworten sollte. — Ich sehe wohl, fuhr Ruprecht fort, daß es Ihnen schwer fällt, in diesen Vorschlag einzuwilligen, und ich wundre mich nicht darüber; aber ich gebe Ihnen ein ganzes Jahr Bedenkzeit, um mit sich selbst zu Rathe zu gehn. Die Prinzessin war so einfältig und hatte doch gleichwohl ein so großes Verlangen klüger zu werden, daß sie sich einbildete, das Enoe dieses Jahres würde niemals kommen. Sie nahm also den Vorschlag an. — Und kaum hatte sie dem Prinzen versprochen, daß sie ihm nach Ablauf eines Jahrs an eben dem Tage ihre Hand geben wollte, als sie eine ausserordentliche Veränderung in sich wahrnahm. Sie war ganz anders als vorher; sie fühlte eine ausserordentliche Leichtigkeit alles zu sagen was sie wollte, und alles was sie sagte, war sinnreich, leicht und natürlich. In diesem Augenblicke fieng sie mit Ruprecht ein langes Gespräch an, wo sie mit soviel Fertigkeit und Nachdrucke sprach, daß Ruprecht anfieng zu fürchten, er möchte ihr mehr Verstand mitgetheilt haben, als er selbst behalten hätte. Als sie in das

Schloß

Schloß zurückkam, wußte niemand am Hofe was er von dieser plötzlichen und ausserordentlichen Veränderung denken sollte. Denn statt daß sie sonst lauter verkehrtes Zeug geantwortet hatte, sprach sie jezt ausserordentlich vernünftig und mit vielem Geiste. Man kann denken, wie groß die Freude über diese Veränderung war, an der jedermann Antheil nahm, ihre jüngste Schwester ausgenommen, welche nun nicht mehr den Vorzug des Geistes hatte, und neben ihrer Schwester eine sehr schlechte Rolle spielte. Der König richtete sich nun in allen Stücken nach ihrem Rathe und hielt oft selbst in ihren Zimmern Session. Auch verbreitete sich der Ruf von dieser Veränderung sehr geschwinde, und fast alle Prinzen der benachbarten Königreiche strömten herbey und bewarben sich um ihre Gunst und hielten um sie an. Aber keiner hatte ihr Verstand genug, und sie hörte sie an, ohne einen von ihnen besonders Hoffnung zu machen. Endlich aber kam ein so mächtiger, reicher, geistvoller und wohlgebildeter Freyer, daß sie in der That einige Neigung für ihn faßte. Ihr Vater bemerkte es und sagte ihr, daß er ihr willig freye Gewalt ließe, einen Gemahl zu wählen, welchen sie wollte, und daß sie ungescheut ihre Erklärung von sich geben könnte. Ein fester Entschluß in dieser Angelegenheit fällt einem gemeiniglich um desto

schwe-

schwerer zu fassen, je mehr man Verstand hat, und so dankte sie dem Könige für seine gütigen Gesinnungen, und bat ihn um die Erlaubniß, sich noch einige Tage bedenken zu dürfen. Ganz von ungefähr gieng sie in den Wald spazieren, wo sie den Prinz Ruprecht mit der Kuppe zum erstenmal gefunden hatte, um über ihren zu fassenden Entschluß reiflich nachzudenken. Während sie hier in tiefen Gedanken spazieren gieng hörte sie unter ihren Füßen ein dumpfes Geräusch, als wenn mehrere Personen kämen und giengen. Sie ward aufmerksam und hörte, daß das Eine sagte: bringe mir dort den Kessel her. Ein Anderes: gieb mir die Pfanne. Noch ein Anderes: lege Holz an das Feuer. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Erde, und sie sah unter ihren Füßen eine Art von Küche, worin eine Menge von Köchen, Küchenjungen und andern Bedienten mit Zurüstungen irgend eines Festes beschäftigt waren. Eine Bande von zwanzig bis dreyßig Köchen kam heraus und sezte sich in einer Allee an eine lange Tafel, die Spicknadel in der Hand, und arbeiteten nach dem Takte eires Liedchens, das sie zusammen anstimmten. Die Prinzessin erstaunte über das was sie sahe, und frug: ¿ was es bedeuten solle? und für wen sie arbeiteten? .... Für den Prinzen Ruprecht mit der Kuppe, sagte der angesehenste von der Gesellschaft. Der

Prinz hat morgen Hochzeit. — Hierüber erschrak die Prinzessin und besonn sich auf einmal daß heute eben ein Jahr wäre, da sie dem Prinzen versprochen hätte, ihn zu heyrathen. Sie hatte nicht wieder daran gedacht: denn als sie dieß Versprechen that, war sie noch einfältig; und da sie ihren neuen Verstand bekam, vergaß sie alle ihre vorhergehenden Thorheiten. Sie sezte indeß ihren Spaziergang fort; aber kaum hatte sie dreyßig Schritte gethan, als Ruprecht mit der Kuppe vor sie trat, mit aller Keckheit und Pracht, die einem Prinzen geziemt, der sich verheyrathen will. Er redete sie an. Sie sehn, sagte er zu ihr, daß ich mein Wort sehr genau halte; und ich zweifle nicht, daß Sie in der Absicht hiehergekommen sind, auch Ihr Versprechen zu erfüllen und mich zu dem glücklichsten Manne zu machen. — Ich muß Ihnen offenherzig gestehn, versezte die Prinzessin, daß ich über diesen Punkt noch zu keinem festen Entschlusse gekommen bin, und ich glaube nicht, daß er jemals nach Ihrem Wunsche ausfallen wird. — Sie setzen mich in Erstaunen, erwiederte der Prinz. — Ich glaube es Ihnen, war die Antwort, und ich würde in großer Verlegenheit seyn, wenn ich mit einem Manne von weniger Lebensart und Verstande zu thun hätte. Er würde mir sagen, daß eine Prinzessin ihr Wort halten müsse, und

daß

daß ich verpflichtet sey, ihn zu heyrathen, weil ich es ihm versprochen hätte. Aber da ich mit einem Manne von so vielem Verstande spreche, so bin ich zum voraus überzeugt, daß er meine Gründe anhören wird. Sie wissen, daß ich mich nicht entschließen konnte, Sie zu heyrathen, da ich noch dumm war; ¿ wie können Sie erwarten, daß ich bey dem Verstande, den Sie mir mitgetheilt haben, und der mich weit heikeler gemacht hat, einen Entschluß fassen werde, den ich damals nicht fassen konnte? Wenn es Ihr Ernst war mich zu heyrathen, so haben Sie sehr übel gethan, mich von meiner Dummheit zu heilen, und mich einsichtsvoller zu machen als ich damals war.....

Wohlan, sagte der Prinz, wenn Sie es einem Mann ohne Verstand verzeihen würden, wenn er Ihnen, wie Sie eben gesagt haben, Ihre Wortbrüchigkeit vorrückte, ¿ warum wollten Sie mir nicht diese Freyheit verstatten, da es jezt auf das Glück meines Lebens ankömmt? ¿ Soll ein Mann von Verstande übler daran seyn als ein Dummkopf? ¿ Können Sie das von mir verlangen, da Sie selbst so viel Geist besitzen und es sich so sehr wünschten? Erlauben Sie mir also Ihnen einige Vorstellungen zu machen. ¿ Haben Sie, ausser meiner Häßlichkeit, etwas an mir auszusetzen? ¿ Sind Sie unzufrieden mit meiner Geburt, meinem Verstande, meiner

Aufführung und meiner Laune? — Im geringsten nicht, antwortete die Prinzessin. Alles was Sie mir hier aufzählen, verdient meine Achtung und Liebe.... Wenn das ist, fiel ihr Ruprecht ein, so bin ich glücklich; denn es steht in Ihrer Gewalt, mich zu dem liebenswürdigsten Manne zu machen. — ¿Wie ist das möglich? versezte sie. — Nichts leichter, antwortete der Prinz, wenn Sie mich nur genug lieben, um diese Verwandlung zu wünschen; denn Sie müssen wissen, daß dieselbe Fee, die mir am Tage meiner Geburt die Gabe verlieh, einer andern Person, die mir gefallen würde, Verstand und Geist mitzutheilen, auch Ihnen das Talent gegeben hat, Ihrer Seits den Mann, welchen Sie lieben, schön zu machen. Wenn das ist, sagte die Prinzessin, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß Sie der liebenswürdigste Prinz von der Welt werden mögen und theile Ihnen die Gabe der Schönheit so sehr mit, als nur irgend in meinen Kräften steht. Kaum hatte die Prinzessin diese Worte ausgesprochen, als ihr Ruprecht schön und liebenswürdig erschien.

Einige versichern, daß dieß nicht so wohl die Wirkung des Zaubers war, sondern daß vielmehr die Liebe allein diese Verwandlung möglich machte. Sie behaupten, daß die Prinzessin

über den guten Eigenschaften ihres Liebhabers seinen Verstand, seine Bescheidenheit und Treue, die Ungestaltheit seines Körpers und die Häßlichkeit seines Gesichts vergessen habe. Sein Buckel kam ihr vor wie das Achselzucken eines Mannes von Welt; und statt, daß er sonst entsezlich hinkte, so fand sie jezt, daß er sich nur auf eine sehr liebenswürdige Art ein wenig nach der einen Seite neige. Auch seine schielenden Augen kamen ihr darum nur noch glänzender vor; und die kleine Unordnung, die in ihren Blicken herrschte, schien ihr ein Zeichen seiner heftigen Liebe zu seyn; und seine große, rothe Nase endlich bekam in ihren Augen etwas heroisches. Dem sey nun wie ihm wolle, die Prinzessin versprach ihm ihre Hand auf der Stelle, wenn er die Einwilligung ihres Vaters erhalten könnte. Dieser kannte Ruprechten schon als einen Prinzen von großem Verstande, und da er nun noch erfuhr, daß seine Tochter so viele Achtung für ihn hegte, nahm er ihn mit dem grösten Vergnügen zu seinem Schwiegersohne an. Die Hochzeit war den andern Tag, so wie es Ruprecht zum voraus gesehn und lange Zeit vorher angeordnet hatte.

VIII.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein Holzhauer, der hatte mit seiner Frau sieben Kinder und zwar lauter Knaben. Das älteste war erst zehn Jahr und das jüngste noch nicht sieben. Man wird sich wundern, wie der Holzhauer in so kurzer Zeit so viele Kinder haben konnte; aber seine Frau hatte sich ein wenig getummelt, und war immer mit Zwillingen niedergekommen. Die guten Leute hatten nun gar nicht viel zu leben und ihre sieben Kinder wurden ihnen schwer zu erhalten, weil noch keins davon etwas verdienen konnte. Am meisten waren sie darüber bekümmert, daß der jüngste Bube so zärtlich war, und fast gar nicht sprach; und ob dieß gleich ein Zeichen seines Verstandes war, so hielten sie ihn doch für dumm. Es war auch ein gar kleiner Knabe, und da er auf die Welt kam, war er kaum so groß als ein Daumen; darum nann-

ten

LB Coburg

ten sie ihn auch nur den kleinen Däumling. Der arme Junge war das Marterholz im Hause, und wenn es etwas gab, so mußte er immer Unrecht haben. Gleichwohl war er der verschlagenste und aufgeweckteste von seinen Brüdern, und wenn er wenig sprach, so hörte er desto aufmerksamer zu. Nun kam ein Mißjahr, und es entstand eine Hungersnoth, und die armen Leute sonnen auf Mittel ihre Kinder loßzuwerden. Als die Kinder eines Tags zu Bette waren, und der Holzhauer mit seiner Frau noch am Feuer saß, sagte er voll Bekümmerniß zu ihr: du siehst, wir können unsre Kinder nicht länger ernähren und eh ich sie vor meinen Augen will Hungers sterben sehn, so will ich sie lieber morgen in dem Walde lassen. Denn während sie Reisig zu Wellen suchen, können wir uns heimlich davon machen, ohne daß sie es merken. Ach! versezte die Frau, ¿kannst du es über das Herz bringen, Mann, dich deiner Kinder zu entschlagen? — Ihr Mann stellte ihr noch einmal die grosse Armuth vor in der sie lebten, aber er predigte tauben Ohren; sie wollte nicht einwilligen; denn ob sie schon arm war, so war sie doch ihre Mutter. Da sie aber überlegte, was für Kummer es ihr machen würde, wenn sie sie Hungers sterben sähe, so willigte sie endlich unter vielen Thränen ein, und gieng zu Bette, aber sie konnte

die ganze Nacht kein Auge zu thun. Der kleine Däumling hatte das ganze Gespräch mit angehört; denn da er in seinem Bette merkte, daß seine Eltern etwas wichtiges abhandelten, war er ganz sachte aufgestanden und unter den Schemel gekrochen, auf dem sein Vater saß, damit sie ihn nicht sehen sollten. Er legte sich hierauf wieder ins Bett, konnte aber eben so wenig schlafen als seine Mutter, sondern sonn die ganze Nacht darauf, was zu thun sey. Ganz früh stund er auf und gieng an den Bach und las kleine weise Kiesel auf, die er in die Tasche steckte, und gieng so wieder nach Hause. Nun gieng die Reise fort und der kleine Däumling sagte seinen Brüdern kein Wort von dem, was er gehört hatte. Sie kamen in einen dicken Wald, wo man keine zehn Schritte vor sich sehn konnte. Der Holzhauer hieb Holz, und seine Kinder lasen Reisig auf um Wellen zu machen. Da ihre Eltern sie so beschäftigt sahen, entfernten sie sich anfänglich ganz sachte, und dann liefen sie auf einem krummen Fußsteige aus Leibeskräften weiter. Die Kinder merkten bald, daß sie allein wären, und fiengen an zu rufen und zu weinen. Aber der kleine Däumling ließ sie immer rufen, und es war ihm gar nicht bange, wie er wieder nach Hause kommen wollte; denn als sie in den Wald gegangen waren, hatte er auf

dem ganzen Wege die kleinen weißen Kiesel gestreut, die er in der Tasche hatte. Er sagte daher zu seinen Brüdern: laßt euch nur nicht bange seyn; unsre Eltern haben uns hier gelassen; aber ich will euch schon wieder nach Hause bringen; geht mir nur nach. Sie giengen ihm nach und er führte sie bis an ihr Haus. Anfänglich wagten sie es nicht hineinzugehn; sondern sezten sich vor die Thüre, um zu hören, was ihr Vater und ihre Mutter zusammen sprächen.

Als der Holzhauer und seine Frau nach Hause gekommen waren, hatte ihnen der Gutsherr zehn Thaler geschickt, die er ihnen seit langer Zeit schuldig war und auf die sie nicht mehr rechneten. Dieß gab ihnen das Leben wieder, denn die armen Leute starben beynahe vor Hunger. Der Holzhauer schickte seine Frau sogleich in die Fleischbank; und da sie in langer Zeit nichts gegessen hatten, so kaufte sie dreymal mehr Fleisch ein, als für zwey Leute nöthig war. Da sie sich nun satt gegessen hatten, sagte die arme Frau: ¿Ach! wo werden jezt unsre armen Kinder seyn? Die könnten sich nun noch satt essen an dem was uns übrig bleibt. Da bist du nun Schuld daran Mann; ich habe dir gleich gesagt, daß es uns gereuen würde. ¿Was mögen sie nun jezt in dem Walde

machen? Ach, du lieber Gott, wenn sie nur die Wölfe nicht schon gefressen haben. Du bist doch ein rechter Rabenvater; deine eignen Kinder so im Stiche zu lassen. Der Holzhauer wurde endlich ungeduldig; denn sie sagte ihm noch hundertmal, daß es ihn gereuen würde und daß sie es gar wohl gesagt hätte; und er drohte ihr am Ende mit Schlägen, wenn sie nicht stille schwieg. Im Grunde that es dem Holzhauer eben so leid als seiner Frau; aber sie ließ ihm auch gar keine Ruhe, und es gieng ihm wie andern ehrlichen Leuten, die es auch wohl gerne sehen, wenn ihre Weiber Recht haben, aber die nur nicht leiden können, wenn sie immer Recht gehabt haben wollen.... Die Frau hörte nicht auf zu heulen und zu schreyen: ¡Ach, das Gott erbarm! wo sind jezt meine Kinder, meine armen Kinder? Sie wurde dabey einigemal so laut, daß die Kinder es an der Thüre hörten und alle auf einmal ruften: da sind wir; da sind wir. — Sie lief gleich hin und machte die Thür auf, herzte und küßte sie, und sagte einmal über das andre: ¡wie dank' ich meinem lieben Gott, daß ihr wieder da seyd! ¿Ihr seyd wohl recht müde und habt großen Hunger? ¡Ach! wie hast du dich drekkig gemacht, Peter! Komm her ich will dich abwischen.... Peter war der älteste, und sie hatte ihn am liebsten, weil er rothe Haare hat-

te,

te, wie sie auch. Sie sezten sich hierauf zu Tische und aßen mit gutem Appetite, und erzählten ihren Eltern, wie sie sich gefürchtet hätten, und wie Angst ihnen im Walde geworden wäre, und dabey redten sie immer alle auf einmal. Die armen Leute waren sehr froh, daß sie ihre Kinder wieder hatten, und diese Freude dauerte so lange als die zehn Thaler währten; aber da das Geld alle war, gieng die Noth von neuem an, und sie beschlossen nun wieder ernstlich, ihre Kinder im Stiche zu lassen; und um ihrer Sache gewiß zu seyn, sie noch tiefer in den Wald zu führen als das erstemal. So leise sie dieß Projekt auch abhandelten, so merkte der kleine Däumling es doch, und beschloß sich wie das erstemal zu helfen. Er stand deshalb wieder ganz früh auf, um Kieselsteine aufzulesen; aber es war nichts; denn die Hausthüre war fest zugeschlossen. Er wußte nun nicht was er machen sollte; aber da ihm seine Mutter das Morgenbrod gab, fiel ihm ein, daß er das Brod statt der Steine brauchen könnte, indem er es stückchenweise auf den Weg streute. Er steckte es also in die Tasche. Ihre Eltern führten sie nun an den dicksten und finstersten Ort des Waldes und giengen dann davon wie das erstemal. Der kleine Däumling bekümmerte sich wenig darum; denn er glaubte mit Hülfe des ausgestreuten Brods den

Weg leicht wieder zu finden; aber er erschrak nicht wenig als er kein Krümchen mehr fand; denn die Vögel waren gekommen und hatten alles aufgefressen. Nun waren sie in großer Noth, denn sie verirrten sich und kamen immer tiefer in den Wald; endlich wurde es gar Nacht und es erhub sich ein Sturm, der ihnen Angst und bange machte. Von allen Seiten glaubten sie das Heulen der Wölfe zu hören, die sie fressen wollten. Sie getrauten sich kaum das Maul aufzuthun oder sich umzusehn. Dann kam ein starker Platzregen, der sie bis auf die Haut durchnezte; bey jedem Schritte gleiteten sie aus und fielen in den Koth, wobey sie sich über und über schmuzig machten. Der kleine Däumling stieg endlich auf einen Baum, um sich umzusehn; und nachdem er lange umhergeschaut hatte, erblickte er endlich einen schwachen Schein, wie von einer Lampe; aber das war noch weit, weit vom Walde. Er stieg wieder vom Baume herab, und da er auf die Erde kam, sah er nichts mehr. Da war nun guter Rath theuer. Indeß marschirte er mit seinen Brüdern immer drauf los, nach der Gegend zu, wo er das Licht gesehen hatte, und endlich kamen sie aus dem Walde heraus und sahen das Licht wieder. Endlich kamen sie gar an das Haus, wo das Licht drin war, aber mit Zittern und Zagen; denn wenn sie in die

Tiefe

Tiefe kamen, verlohren sie es immer wieder aus dem Gesichte. Sie klopften an und es kam eine Frau, machte auf und frug was sie wollten. Der kleine Däumling antwortete, sie wären arme Kinder, die sich im Walde verirrt hätten, und bäten sie um ein Nachtlager. Da die Frau sah, daß es lauter hübsche Kinder waren, fieng sie an zu weinen und sagte: ach ihr armen Kinder, wo seyd ihr hingerathen. ¿Wißt ihr wohl, daß dieses Haus einem Popanze gehört, der die kleinen Kinder frißt? Das fuhr den Kindern eiskalt über den Leib und sie zitterten und bebten. ¿Ach! sagte der kleine Däumling, liebe Mutter, was sollen wir in aller Welt anfangen? Wenn ihr uns nicht aufnehmt, so fressen uns die Wölfe ganz gewiß noch diese Nacht; und da wollen wir doch lieber von dem Herrn gefressen seyn. Vielleicht erbarmt er sich unser, wenn Sie ihn recht schön darum bittet.... Die Frau hoffte sie bis an den andern Morgen wenigstens vor ihrem Manne zu verbergen, und ließ sie hinein, und sezte sie um's Feuer herum, welches lichterloh brannte; denn es steckte ein ganzer Schöps am Bratspieße zum Abendessen für den Popanz. Sie waren kaum wieder ein wenig aufgethaut, als sie drey oder viermal tüchtig an die Thüre schlagen hörten; es war der Popanz, der wieder nach Hause kam. Da steckte

die Frau die Kinder geschwind unter das Bett und dann lief sie und machte die Thüre auf. Der Popanz trat hinein und seine erste Frage war, ob das Abendessen fertig wäre und ob sie den Wein abgezogen hätte; und sezte sich gleich zu Tische. Der Schöps war noch halb roh; aber das war ihm eben recht und er schmeckte ihm nur desto besser. Darauf schnupperte er rund um sich her; Frau, sagte er, ich rieche Menschen-Fleisch. Ach, sagte die Frau, es wird das Kalb seyn, das ich eben ausgeweidet habe.... Ich rieche frisches Menschenfleisch, sag' ich dir, sagte der Popanz noch einmal, und sah seine Frau gefährlich dazu an; es steckt hier was drunter, wohinter ich noch nicht kommen kann. Bey diesen Worten stund er auf und gieng gerade auf das Bett los.... Aha, sagte er, du denkst mich anzuführen, du Zetter-Hexe. Ich werde kurzes Federlesen machen und dich zuerst fressen und die Jungen hinterdrein. Ey, hätte ich doch nicht gedacht, daß ich so delikates Wildpret finden würde; das kömmt mir eben zu Passe, um drey von meinen guten Freunden damit zu traktiren, die mich in kurzem besuchen werden. Dabey zog er einen nach dem andern unter dem Bette vor. Die armen Kinder fielen auf die Knie und baten um Gnade; aber sie wußten nicht, daß sie gerade an den allerunbarmherzigsten Popanz

gekom-

gekommen waren, der sie schon mit den Augen verschlang und zu seiner Frau sagte, wenn sie da eine gute Brühe daran machte, so würde es eine leckre Mahlzeit geben. Er gieng auch schon hin und hohlte ein großes Messer, um sie abzuschlachten, und wezte es auf einem großen Steine, den er in der linken Hand hielt. Als er eben einen angepackt hatte, sagte seine Frau zu ihm: ¿ Was willst du ihn denn noch so spät abschlachten? ¿ Hast du denn nicht morgen noch Zeit genug dazu? — Halt's Maul, antwortete der Popanz, ¿ was gehen dich die Krabben an? — ¿ Aber du hast ja noch Fleisch die Menge, erwiederte die Frau; ein Kalb, zwey Schöpse und ein halbes Schwein.... Du hast recht, antwortete der Popanz, füttre sie nur gut, damit sie nicht mager werden, und dann laß sie zu Bette legen. Die gute Frau war darüber sehr vergnügt. Sie gab ihnen tüchtig zu essen; aber sie konnten vor Angst nichts hinterbringen. Der Popanz hielt sich seiner Seits an den Wein und freute sich innerlich, daß ihm der Himmel eine so gute Mahlzeit für seine Freunde bescheert hatte. Er trank ein Dutzend Becher mehr als gewöhnlich; der Wein stieg ihm in den Kopf und er mußte sich zu Bette legen.

Der Popanz hatte sieben Töchter, die noch klein waren. Sie waren alle rund und fett, denn sie aßen auch rohes Fleisch wie ihr Vater; aber sie hatten kleine, runde, graue Augen, gebogne Nasen und große Mäuler, mit langen scharfen Zähnen, die weit auseinander stunden. Sehr schlimm waren sie eben noch nicht; aber sie versprachen alles mögliche, denn sie bissen schon die kleinen Kinder, um ihnen das Blut auszusaugen. Sie waren bey Zeiten schlafen gegangen und lagen alle in einem große Bette, und jede hatte eine goldne Krone auf dem Kopfe. In derselben Kammer stund noch ein anderes Bett von derselben Größe. In dieß Bett brachte die Frau die sieben Knaben und legte sich dann selbst zu ihrem Manne. Der kleine Däumling, der gleich gesehn hatte, daß die kleinen Popanzchen goldne Kronen auf den Köpfen hatten, und dem bange war, es möchte dem Popanze gereuen, sie nicht noch den Abend abgeschlachtet zu haben, stund um Mitternacht auf, sezte den sieben Mädchen seine und seiner Brüder Mützen auf, und nahm ihnen dafür die Kronen ab, und sezte sie sich und seinen Brüdern auf, damit der Popanz sie für seine Töchter und seine Töchter für die Jungen halten möchte, die er schlachten wollte. Es kam gerade so wie er sich's eingebildet hatte. Der Popanz war um Mitternacht auf-

gewacht

gewacht und es hatte ihn gereut die Exekution bis auf den andern Tag aufgeschoben zu haben. Er sprang also aus dem Bette, nahm sein großes Messer und sagte: ich will doch sehn, was die jungen Herrn oben machen. Dießmal soll's gewiß das leztemal seyn..... Er tappte die Treppe hinauf und kam in die Kammer, wo seine Mädchen schliefen. Darauf gieng er an das Bett, wo die Jungen lagen und schnarchten. Nur der kleine Däumling schlief nicht, sondern fühlte gar wohl, wie ihm der Popanz auf dem Kopfe herum tappte, so wie er auch seinen Brüdern gethan hatte. Da der Popanz die Kronen fühlte, sagte er: nun da hätt' ich einen schönen Streich machen können. Ich merke wohl, daß ich gestern Abend über den Durst getrunken habe. Dann gieng er an seiner Töchter Bett, und da er hier die Jungen-Mützen fühlte, sagte er: da sind sie ja, die kleinen Bälge. Nun, frisch an's Werk... Bey diesen Worten schnitt er seinen sieben Töchtern die Kehlen ab, mir nichts, dir nichts; und wie er damit fertig war, legte er sich gutes Muths wieder zu seiner Frau in's Bett. Als ihn der kleine Däumling schnarchen hörte, weckte er geschwind seine Brüder auf und sagte ihnen, sie sollten sich schnell anziehn und ihm folgen. Sie thaten es, giengen ganz sachte hinab in den Garten und sprungen über die Mauer. Dann

liefen sie die ganze Nacht unter Zittern und Zagen und ohne zu wissen, wo sie hinkämen.... Den andern Morgen wachte der Popanz auf und sagte zu seiner Frau: geh' hinauf und mache die kleinen Jungen zurechte. Die Frau wußte gar nicht, was sie von der großen Güte ihres Mannes denken sollte; denn da er ihr befahl, die Kinder zurecht zu machen, meynte sie nicht anders, als sie sollte sie anziehn. Sie gieng also hinauf und war beynahe des Todes, da sie ihre sieben Töchter im Blute schwimmen sahe. Sie fiel in Ohnmacht; denn das ist immer das erste, was die Weiber thun, wenn sie nicht weiter wissen. Der Popanz gieng ihr nach, um ihr zu helfen, damit sie nicht zu lange trödeln sollte. Er erschrak beynahe eben so sehr als seine Frau bey dem Anblicke seiner geschlachteten Töchter. — ¡Ach! schrie er, was hab' ich da gethan! Aber ich will sie dafür bezahlen, die Schurken! — Er goß hierauf seiner Frau einen Eimer Wasser in's Gesicht, wodurch sie wieder zu sich kam; dann sagte er zu ihr: hohle mir gleich meine Sieben-Meilen-Stiefeln, ich will sie schon einhohlen. Er machte sich auf den Weg; marschirte bald da bald dort hin und kam endlich auf die Straße, welche die armen Kinder zogen, die nur noch hundert Schritte von ihres Vaters Hause waren. Sie sahen den Popanz von Ferne, der

über die breitesten Ströme wegschritt, als wenn es Bäche wären. Der kleine Däumling ward zum guten Glücke einen hohlen Felsen in der Nähe gewahr, unter den er mit seinen sechs Brüdern kroch und Achtung gab, was der Popanz anfangen würde. Dieser war von dem langen unnützen Laufen so müde, (denn die Sieben-Meilen-Stiefeln nahmen ihren Mann auch tüchtig mit) daß er ein wenig ausruhen mußte; und durch ein sonderbares Ungefähr sezte er sich gerade auf den Felsen, unter welchen die Knaben sich versteckt hatten, nieder. Vor großer Müdigkeit schlief er bald darauf ein und fieng so erschrecklich an zu schnarchen, daß den armen Kindern eben so bange dabey wurde, als da er ihnen das Messer an die Kehle sezte. Dem kleinen Däumling war am wenigsten Angst, und er sagte zu seinen Brüdern, sie sollten nur nach Hause gehn, während der Popanz schliefe, und seinetwegen unbekümmert seyn. Sie folgten seinem Rath und eilten ins Haus. Der kleine Däumling aber kroch aus seinem Loche heraus, und schlich sich auf den Zehen zu dem Popanze hin, zog ihm ganz sachte die Stiefeln von den Beinen und zog sie selbst an. Die Stiefeln waren zwar sehr groß und weit; aber da sie bezaubert waren, so konnte sie jedermann anziehn und sie paßten gleich an jeden Fuß, und so saßen sie

auch dem kleinen Däumlinge, als wenn sie ihm angemessen wären. Er gieng gerade in des Popanzes Hauß, wo er die Frau bey ihren todten Kindern in Thränen fand.... Euer Mann, hub der kleine Däumling an, ist in großer Gefahr. Räuber haben ihn überfallen, und drohen ihm das Leben zu nehmen, wenn er nicht alles sein Gold und Silber herausgiebt. Da sie ihm eben das Messer an die Kehle sezten, wurde er mich gewahr, und bat mich, euch die Nachricht von diesem unglücklichen Zufalle zu bringen und mir alles von euch geben zu lassen, was er von Werthe besizt, ohne etwas zurückzubehalten. Denn sonst werden sie ihn ohne alle Barmherzigkeit todt schlagen. Da die Sache keinen Aufschub litte, hat er mir seine Sieben-Meilen-Stiefeln gegeben, wie ihr seht, um geschwinder vom Flecke zu kommen und um mich bey euch zu legitimiren. — Die gute Frau gab ihm im ersten Schrecken alles was sie hatte; denn sie hatte ihren Mann lieb, ob er gleich die kleinen Kinder fraß; und der kleine Däumling kam mit den Reichthümern des Popanzes beladen in seines Vaters Hause an und ward mit offnen Armen aufgenommen.

Ueber diesen lezten Umstand ist man indeß nicht recht einig, und manche behaupten, der kleine Däumling habe den Popanz nicht bestoh-

len;

len; sondern ihm nur seine Sieben-Meilen-Stiefeln ohne Bedenken abgenommen, weil er den kleinen Kindern damit nachlief. Diese Leute versichern dieß von guter Hand zu wissen und selbst in dem Hause des Holzhauers bekannt zu seyn. Sie erzählen, der kleine Däumling habe die Stiefeln angezogen und sey damit an den Hof gegangen, weil er wußte, daß man daselbst über den Zustand einer Armee, die zwey hundert Meilen entfernt war, und über den Ausgang einer Schlacht unterrichtet zu seyn wünschte. Der König versprach ihm eine große Summe Geldes, wenn er ihm Nachricht brächte; und Däumling brachte sie noch denselben Abend. Hierdurch machte er sich bekannt und verdiente unsägliches Geld; denn der König bezahlte ihn reichlich, um seine Befehle an die Armee zu bringen; und eine Menge Damen gaben ihm was er wollte, damit er ihnen Nachricht und Briefchen von ihren Liebhabern brächte. Dies trug ihm das meiste ein. Es fanden sich auch einige Frauen, die ihm Briefe an ihre Männer mitgaben; aber diese bezahlten nicht sonderlich, und er schlug diese Einnahme nicht hoch an. Nachdem er eine Zeitlang den Bothen gemacht und unermeßliches Geld gesammelt hatte, kam er wieder zu seinen Eltern, die eine ganz unbeschreibliche Freude hatten, als sie ihn wiedersahn.

Er theilte der ganzen Familie von seinen Reichthümern mit. Er kaufte seinem Vater und jedem seiner Brüder eine einträgliche Stelle, sezte sie alle in gute Umstände und vergaß sich auch selbst bey der Gelegenheit nicht.

IX.

IX.

Abentheuer der Prinzessin Sinnreich.

An die Frau Gräfin von Mürat.

Sie machen die artigsten Mährchen von der Welt, liebe Gräfin, und Ihre Verse sind eben so wohlklingend als leicht und natürlich. Gern möchte ich auch meiner Seits Ihnen eines erzählen, aber ich weiß nicht ob es Ihnen Vergnügen machen wird; denn Ihnen die Wahrheit zu gestehen, so geht es mir jezt gerade wie dem zum Edelmanne gewordenen Bürger bey Moliere: ich möchte weder in Versen noch in Prosa erzählen, ohne Schmuk, ohne Reime, mit Einfalt und Naivität, mit Einem Worte, ungesucht und so wie man spricht.

Der Zweck meiner Erzählung sey eine nützliche Moral, die derselben zur Empfehlung bey

Ihnen diene. Zwey Sprüchwörter liegen ihr zum Grunde, statt Eines; ich weiß daß Sie diese Mode lieben, und ich bequeme mich mit Vergnügen darnach. Sie werden einmal aus dieser Erzählung sehen, wie unsere guten Vorfahren den Satz einzuschärfen suchten, daß man in tausend Thorheiten verfällt, wenn man sich nicht zu beschäftigen weiß, oder um in ihrer Sprache zu reden: daß der Müßiggang aller Laster Anfang ist. Das zweyte Sprüchwort ist, daß man niemals sorglos, sondern immer auf seiner Hut seyn müsse; oder wie diejenigen Worte desselben lauten: trau, schau, wem? Hören Sie mich also an.

* * *

Zur Zeit der ersten Kreuzzüge beschloß ein König, ich weiß selbst nicht wo er her war, einen Zug gegen die Unglaubigen in Palestina zu thun. Ehe er aber seinen Marsch antrat, brachte er in seinem Reiche alles in Ordnung, und vertraute die Rechenschaft einem erfahrnen Minister an, so daß er von dieser Seite vollkommen beruhigt war. Desto mehr Sorgen aber machte ihm seine Familie. Seine Gemahlin war noch nicht lange todt. Er hatte keinen Sohn von ihr, aber drey erwachsene Töchter, die in dem Alter waren sich zu

ver-

verheyrathen. Ihren wahren Nahmen habe ich nicht erfahren können. In jenem Zeitalter goldner Einfalt gab das Volk jedem Vornehmen, ohne Umstände, einen Zunahmen, der einen Bezug auf seinen Charakter hatte und seine Tugenden und Fehler bezeichnete. So nannte man die älteste Tochter des Königs Prinzessin Faul-Pelz, die zweyte, Prinzessin Plaudertasche, und die jüngste Prinzessin Sinnreich.

Etwas trägeres und unthätigeres als Prinzessin Faul-Pelz läßt sich auf der Welt nicht denken. Gewöhnlich stand sie erst um Ein Uhr auf; dann schleppte man sie gleich in die Meße, unfrisirt und unangezogen, in Nacht-Kleidern die ihr nur halb am Leibe hingen, und oft mit zweyerley Pantoffeln. Diesen Uebelstand verbesserte man zwar bey der Toilette, aber den ganzen Tag gieng sie doch in Pantoffeln, und man konnte sie niemals dazu bringen Schuhe anzuziehen, weil es ihr gar zu sauer wurde darin zu gehen. Wenn sie gegessen hatte, setzte sie sich an ihre Toilette, und brachte bis auf den Abend dabey zu; die übrige Zeit bis Mitternacht gieng mit spielen und Souper hin; dann zog sie sich wieder eben so langsam aus, als sie sich angezogen hatte, und konnte nie eher zu Bette kommen, als bis es heller Tag war.

Prinzessin Plaudertasche führte ein ganz andere Lebensart. Sie war ausserordentlich lebhaft, und wandte auf ihre eigene Person sehr wenig Zeit; aber sie war so gesprächig, daß sie vom Morgen bis in die Nacht den Mund nicht zuthat. Sie wußte die ganze Geschichte von allen schlechten Wirthschaften, Liebeshändeln und Abentheuern nicht blos vom Hofe, sondern von den gemeinsten Bürgersleuten in der Stadt. Sie wußte alle Frauen auf den Fingern herzuzählen, die sich von ihren Bedienten die Trinkgelder und das Kartengeld geben ließen, um desto größern Staat zu machen, und sie konnte ganz genau angeben, wie viel die Kammerjungfer von dieser und jener Dame und der Kammerdiener von diesem und jenem Herrn bekäme. Um alle diese Kleinigkeiten zu erfahren, hatte sie beständig lange Unterhaltungen mit ihrer Amme und ihren Nätherinnen, den sie viel lieber zuhörte als den größten Rednern; und dann tischte sie diese schönen Geschichtchen dem Könige oder den Hofjunkern oder auch den Lakaien auf; denn das war ihr einerley, mit wem sie plauderte, wenn es nur geplaudert war. Diese Plaudersucht hatte noch einen sehr schlimmen Effekt. Da sie sich mit allen Leuten so gemein machte, so nahmen sich die Hof-Junker und Pagen manche Freyheiten heraus; und sie hörte ihre Schmeicheleyen ohne alle Umstände

an, nur um das Vergnügen zu haben, darauf zu antworten. Denn es mochte nun kosten was es wollte, vom Morgen bis in die Nacht mußte sie jemand haben, der ihr vorschwazte oder dem sie vorschwazen konnte. Plaudertasche dachte eben so wenig als ihre Schwester, und las niemals; sie bekümmerte sich nicht um die Wirthschaft, noch nahm sie jemals eine Nadel in die Hand. Mit Einem Worte diese beyden Schwestern ließen ihren Geist und ihre Hände in einer beständigen Unthätigkeit.

Die jüngste Schwester war von einem ganz verschiedenen Charakter. Ihr Geist war niemals unbeschäftigt; sie besaß eine angenehme Lebhaftigkeit und machte den besten Gebrauch davon. Sie tanzte, sang und spielte mehrere Instrumente mit großer Vollkommenheit; alle kleinen Frauenzimmerarbeiten gelungen ihr außerordentlich; sie erhielt Ordnung in dem Hause und sah den Bedienten auf die Finger; denn schon damals war es Mode, daß der König von seinen Bedienten bestohlen wurde.

Aber dies waren ihre Talente noch nicht alle. Sie hatte eine sehr glückliche Beurtheilungskraft und eine so außerordentliche Gegenwart des Geistes, daß sie sich glüklich aus jeder Verlegenheit zog. Sie hatte unter andern

bemerkt, daß ein auswärtiger Gesandter ihrem Vater einen Fallstrick in einem Vertrage legte, den er eben unterzeichnen wollte. Der König veränderte den Artickel, um die List des Gesandten und seines Herrn zu bestrafen, faßte ihn nach dem Rathe seiner Tochter in zweydeutigen Ausdrücken ab, und betrog so den Betrüger selbst. Ein andermal entdekte sie einen Betrug, welchen ein Minister dem Könige spielen wollte, und durch den Rath, den sie ihrem Vater gab, fielen die Folgen der Treulosigkeit dieses Mannes auf ihn selbst zurück. Und so gab die Prinzessin bey mehrern Gelegenheiten Proben ihrer Einsichten und ihres Scharfsinns, und erhielt daher von dem Volke den Nahmen **Prinzessin Sinnreich**. Der König liebte sie weit mehr als ihre Schwestern und setzte ein solches Vertrauen in ihren Verstand, daß wenn er keine andern Töchter gehabt hätte, er ohne die mindeste Unruhe abgereißt seyn würde. Aber so zuversichtlich er auf diese rechnete, so besorgt war er wegen der Aufführung seiner andern Kinder. Um also auch hierüber gesichert zu seyn, ergriff er folgende Maasregeln.

Sie sind in allen Arten von Kenntnissen so bewandert, liebenswürdige Gräfin, daß Sie ganz gewiß auch sehr oft von der wunderbaren

Macht der Feen gehört haben werden. Der König, welcher in genauer Freundschaft mit einer von diesen Damen stand, machte ihr seinen Besuch und theilte ihr seine Besorgniß in Betreff seiner Töchter mit. Die beyden ältesten, sagte er, die mir allein Sorge machen, haben zwar nie das mindeste gethan, das ihrer Pflicht zuwider liefe; aber sie haben so wenig Verstand, sie sind so unvorsichtig und leben in einer so großen Unthätigkeit, daß ich fürchten muß, sie lassen sich während meiner Abwesenheit auf Thorheiten ein, um sich die Zeit hinzubringen. Auf den Charakter meiner jüngsten Tochter kann ich zwar rechnen, aber ich werde sie eben so wie die andern behandeln müssen; darum bitte ich Euch, weise Fee, mir für meine drey Töchter drey gläserne Spinnrocken zu machen, davon jeder die Eigenschaft hat zu zerbrechen, wenn die, der er gehört, etwas unternimmt, das ihrer Ehre zuwiderläuft.

Die Fee war sehr geschickt und so machte sie dann dem Könige drey bezauberte Rocken, welche die verlangte Eigenschaft besaßen. Aber er war mit dieser Vorsorge noch nicht zufrieden. Er brachte die Prinzessinnen in einen großen Thurm, der mitten in einer Einöde erbaut war, und befahl ihnen, in diesem Thurme zu wohnen, und während seiner Abwesenheit niemand

mand zu sich zu lassen. Alle ihre Bedienten beyderley Geschlechts nahm er ihnen weg, schenkte ihnen die gläsernen Rocken, deren Eigenschaften er ihnen erklärte, umarmte sie, schloß den Thurm zu, nahm die Schlüssel zu sich und zog davon.

¿Es wird Ihnen bange seyn, die drey Prinzessinnen möchten in ihrem Thurme Hungers sterben? Aber keineswegs. An dem einen Fenster war eine Rolle angebracht und an dieser ein Strick, an welchen die Prinzessinnen einen Korb hiengen und hinabließen. In diesen Korb legte man, was sie auf den ganzen Tag brauchten, und wenn sie es hinaufgezogen hatten, nahmen sie den Strick zu sich hinein.

Prinzessin Faul-Pelz und Prinzessin Plaudertasche führten in dieser Einsamkeit ein trauriges Leben. Sie starben beynahe vor Langerweile. Aber was half's, sie mußten sich in Geduld fassen, damit ihr Rocken nicht zerbräche, mit dem ihnen der König Angst und bange gemacht hatte.

Nur Prinzessin Sinnreich hatte keine Langeweile. Sie fand bey ihrem Rocken, ihrer Nadel und ihren musikalischen Instrumenten Unterhaltung genug; und überdieß legte man

auf

auf Befehl des regierenden Ministers täglich Briefe in ihren Korb, die ihr von allem Nachricht gaben, was innerhalb und ausserhalb des Königreichs vorfiel. Der König hatte hierzu Erlaubniß gegeben, und um sich der Prinzessin gefällig zu machen, unterließ der Minister niemals, seine Berichte einzusenden. Prinzessin Sinnreich las alle diese Nachrichten mit einem ausserordentlichen Eifer und sie verschaften ihr eine Unterhaltung, für welche ihre Schwestern keinen Sinn hatten. Sie sagten, sie wären viel zu verdrüßlich, um an solchen Kleinigkeiten Vergnügen zu finden; und sie wünschten sich nichts mehr als einige Spiele Karten, um sich während der Abwesenheit ihres Vaters die Zeit zu vertreiben.

So lebten sie geraume Zeit und verwünschten ihr Schicksal, daß sie zu dieser traurigen Lebensart verdammte; und gegen etwas mehr Freyheit hätten sie gern ihren Stand und alles was sie besaßen vertauscht. Oft traten sie an das Fenster um wenigstens zu sehn, was auf dem Felde vorgieng. Da nun Prinzessin Sinnreich eines Tags mit einer artigen Stickerey in ihrem Zimmer beschäftigt war, lagen ihre Schwestern im Fenster und erblikten am Fuß des Thurms eine alte Frau, die mit Lumpen bedekt war, und sie um Gotteswillen um ein

Allmosen ansprach. Sie bat sie mit gefaltenen Händen sie in ihr Schloß zu laßen und stellte ihnen vor, daß sie eine arme Frau wär, die weder aus noch ein wüßte, aber ihnen in tausend Sachen nützlich werde könnte. Nun trugen die beyden Prinzessinnen anfänglich zwar großes Bedenken, weil ihnen ihr Vater verboten hatte, durchaus niemanden in den Thurm zu lassen; aber da Prinzessin **Faul-Pelz** überlegte, daß sie durch die alte Frau der Mühe überhoben würde sich selbst zu bedienen, und Prinzessin **Plaudertasche**, daß sie jemanden bekäme mit dem sie schwatzen könnte, so beschlossen sie endlich, die arme Fremde einzunehmen.

¿Glaubst du wohl, sagte **Plaudertasche** zu ihrer Schwester, daß sich der Befehl des Königs auch auf Leute von dieser Klasse erstreckt? Ich glaube daß wir sie ohne alle Bedenklichkeit hereinlassen können.... Du kannst meinentwegen thun was du willst, antwortete Faul-Pelz. **Plaudertasche** erwartete nur diese Einwilligung und ließ den Korb hinab. Die arme Frau setzte sich hinein, und die Prinzessinnen zogen sie darin herauf.

Als sie sie näher in Augenschein nahmen, fanden sie sie so schmuzig und zerlumpt, daß

sie ihr andre Kleider geben wollten; aber sie antwortete, morgen wolle sie sich schon anders anziehn, jezt wolle sie die Prinzessinnen lieber bedienen. Während dieses Gesprächs kam Prinzessin Sinnreich in's Zimmer und gerieth in keine geringe Verwunderung über die Gesellschaft, in welcher sie ihre Schwestern fand. Diese sagten ihr die Ursach, warum sie sie aufgenommen hätten, und da Sinnreich die Sache nicht ändern konnte, so verhehlte sie den Verdruß, welchen sie über diese Unvorsichtigkeit empfand.

Die neue Bedienung der Prinzessinnen lief unterdessen im ganzen Schlosse umher, unter dem Vorwandte ihren Dienst zu besorgen, in der That aber um die innere Beschaffenheit des Gebäudes in Augenschein zu nehmen. Wahrscheinlich haben Sie schon Verdacht wegen dieser Bettlerin geschöpft, und um Sie nicht länger in der Ungewißheit zu lassen, will ich Ihnen nur bald sagen, daß diese arme Frau niemand anders war, als der Sohn eines mächtigen Königs aus der Nachbarschaft. Dieser junge Prinz, einer von den verschlagensten und arglistigsten Köpfen seines Zeitalters, übte eine unumschränkte Gewalt über seinen Vater aus. Hierzu bedurfte es eben keiner sonderlichen Feinheit; denn dieser König war von einem so sanf-

ten und nachgiebigen Charakter, daß man ihn nur den liebreichen König nannte. Den jungen Prinzen aber, welcher nie geradezu gieng, sondern bey allen Gelegenheiten List und Verschlagenheit aufbot, nannte das Volk Reich-an-List, und zur Abkürzung nur schlecht weg, Prinz Reichlist.

Er hatte einen jungen Bruder, der eben soviel Tugenden als der ältere Fehler besaß; aber ungeachtet der Verschiedenheit in ihren Gesinnungen, sah man niemals zwey Brüder in einer so vollkommenen Eintracht. Der jüngste besaß ausser seinem vortreflichen Charakter eine Annehmlichkeit und Schönheit, daß man ihm den Beynamen Prinz Schönlieb gegeben hatte.

Dieser Prinz Reichlist war es eben, welcher dem Gesandten seines Vaters den Betrug an die Hand gegeben hatte, der von der Prinzessin Sinnreich entdeckt und zum Nachtheile des Erfinders umgewandt worden war. Seit der Zeit hatte er einen tödtlichen Haß auf den Vater der drey Prinzessinnen geworfen, und da er erfuhr, wie er sie bey seiner Abreise zu verwahren gesucht hatte, so faßte er sogleich den Entschluß, sich das boshafte Vergnügen zu machen, die Vorsicht eines so mistrauischen Vaters zu vereiteln. Prinz Reichlist gab also

bey seinem Vater eine Reise vor, erhielt von ihm Erlaubniß dazu und schlich sich in den Thurm oder vielmehr in das Schloß der drey Prinzessinnen ein, wie wir eben jetzo gehört haben.

Da er den Thurm in Augenschein nahm, bemerkte er, daß man die Prinzessinnen draussen hören könne, und er hielt also für gut, den ganzen Tag über seine Verkleidung beyzubehalten, weil sie sonst etwa auf den Einfall gerathen könnten, um Hülfe zu rufen, und ihn für sein kühnes Unternehmen bestrafen zu lassen. Er blieb also den ganzen Tag seiner Rolle getreu, und den Abend erst, nachdem die drey Schwestern abgespeist hatten, warf er seine Lumpen von sich und erschien in einem kostbaren Kleide vor ihnen. Die armen Prinzessinnen erschraken so sehr über diesen Anblick, daß sie insgesammt die Flucht ergriffen; aber nur Prinzessin Sinnreich und Plaudertasche konnten ihre Zimmer erreichen, indessen Prinzessin Faul-Pelz, die kaum gehen geschweige denn laufen konnte, im Augenblicke von dem Prinzen eingeholt wurde.

Er hielt sie fest und warf sich zu ihren Füssen. Er entdeckte ihr, wer er war, und gestand ihr, daß der Ruf von ihrer Schönheit

 und

und ihr reizendes Bildniß ihn bewogen hätten, den glänzenden Hof seines Vaters zu verlassen, und ihr sein Herz und seine Hand anzubieten. Die Prinzessin war anfänglich so bestürzt, daß sie dem Prinzen, der immer auf seinen Knien liegen blieb, gar nicht antworten konnte. Da er aber fortfuhr ihr die süßesten Schmeicheleyen zu sagen und sie beschwur, ihn sogleich zu ihrem Gemahl anzunehmen, so fand sie es zu mühsam, sich mit ihm einzulassen, und sagte ganz träge: sie hielte seine Versicherungen für aufrichtig und nähme seine Hand an. Bey der Vollziehung der Ehe machte sie eben nicht mehr Umstände; und sie verlohr dabey, wie sie denken können, ihren Rocken, der in hunderttausend Stücken zerbrach.

Unterdeß schwebten Prinzessin Plaudertasche und Sinnreich in Todesangst. Jede war auf ihr Zimmer gelaufen und hatte sich eingeschlossen. Diese Zimmer lagen weit auseinander und da keine das Schicksal ihrer Schwester wußte, so brachten sie die ganze Nacht in Zittern und Zagen zu. Den andern Morgen führte der verschlagne Prinz die Prinzessin Faulpelz in ein Zimmer, welches am Ende des Gartens lag; und hier bezeigte sie dem Prinzen Reichlist ihre Unruhe wegen ihrer Schwestern, weil ihr bange war, sie möchten den

Schr

Schritt, welchen sie gethan hatte, tadeln. Der Prinz nahm es auf sich, ihre Einwilligung zu gewinnen, gieng nach einigen gleichgültigen Gesprächen hinaus, und schloß die Prinzessin ein, ohne daß sie es merkte. Dann suchte er ihre Schwestern auf. Es währte einige Zeit, ehe er das Zimmer fand, in welches sie geflüchtet waren; bis er endlich auf der Galerie jemand inwendig sprechen hörte. Es war Prinzessin Plaudertasche, welche ihrer Begierde zu schwazzen nicht mehr widerstehen konnte, und sich daher allein mit lauter Stimme beklagte. Der Prinz näherte sich ihrer Thüre und erblickte sie durch das Schlüsselloch.

Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, und sagte, so wie er es mit ihrer Schwester auch gemacht hatte, er habe nur darum gewagt, sich in diese Wohnung einzuschleichen, um der reizenden Prinzessin Plaudertasche sein Herz und seine Hand anzubieten. Er ergoß sich in Lobeserhebungen über ihre Schönheit und ihren Verstand; und da Plaudertasche ohnedieß eine sehr gute Meinung von ihren Verdiensten hatte, so ließ sie sich sehr bald überreden, die Versicherungen des Prinzen für wahr zu halten. Sie antwortete ihm in einem Strome von Worten auf eine ziemlich verbindliche Weise. Sie können sich vorstellen, wie weit

die Sprechwuth dieser Prinzessin gehn mußte, da sie ihr selbst jezt bey ihrer großen Entkräftung nicht widerstehen konnte; denn ausserdem, daß sie die ganze Nacht nicht geschlafen, hatte sie auch in so langer Zeit keinen Bissen zu sich genommen, weil sich in ihrem Zimmer auf der Welt nichts von Eßwaaren fand; denn bey ihrer unsäglichen Nachlässigkeit dachte sie nie an etwas anders als an ihren Schnick-Schnack; und wenn sie etwas nöthig hatte, so mußte sie ihre Zuflucht zu Prinzessin Sinnreich nehmen. Diese war eben so thätig und vorsichtig, als ihre Schwestern faul und unbedachtsam waren, und sie hatte immer einen Vorrath von Biscuit, Confekt, Eingemachten, das sie alles selbst verfertigte, in ihrem Zimmer. Da Plaudertasche diesen Vortheil nicht hatte, und sie auf der einen Seite von ihrem Hunger, auf der andern von den zärtlichen Versicherungen des Prinzen gedrängt wurde, so machte sie endlich die Thüre auf; und da er hineingelassen wurde, spielte er seine Rolle eben so gut und noch besser als bey der Prinzessin Faul-Pelz.

Sie verließen hierauf beyde das Zimmer und begaben sich in die Speisekammer, wo sie einen großen Vorrath von Erfrischungen fanden; denn der Korb versorgte die Prinzessinnen

immer auf einige Tage voraus. Prinzessin Plaudertasche war anfänglich wegen ihrer Schwestern besorgt; aber sie sezte sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in den Kopf, sie müßten sich beyde in das Zimmer der Prinzessin Sinnrich eingeschlossen haben, wo es ihnen an nichts fehlen könnte. Reichlist gab sich alle Mühe sie in diesem Wahne zu bestärken, und sagte, sie wollten ihre Schwestern diesen Abend besuchen; aber Plaudertasche war der Meinung sogleich zu ihnen zu gehn, wenn sie gegessen haben würde.

Nun aßen sie beyde mit großem Appetite und in der schönsten Eintracht, worauf Reichlist die Prinzessin bat, ihm das Puzzimmer ihres Schlosses zu zeigen. Er gab ihr den Arm und sie führte ihn dahin. Hier fieng er von neuem an, ihr seine Zärtlichkeit auf das lebhafteste zu betheuern und ihr die Vortheile vorzurechnen, die sie durch eine Heyrath mit ihm gewönne. Zugleich aber sagte er ihr, so wie er zu der Prinzessin Faul-Pelz auch gesagt hatte, daß sie seine Hand auf der Stelle annehmen müsse, weil ihre Schwestern sich ohne allen Zweifel einer Verbindung widersetzen würden, auf welche die älteste die meisten Ansprüche hätte; daß also, wenn sie sich mit ihnen berathschlagen wollte, die eine wenigstens ihre

Einwilligung niemals geben und sie also den Vortheil verliehren würde, die Gemahlin des mächtigsten Fürsten zu werden. Prinzessin Plaudertasche eilte zwar nicht so sehr wie ihre Schwester Faul-Pelz, aber nachdem sie sich in unbedeutenden Gesprächen erschöpft hatte, kam es endlich zu derselben Katastrophe. Sie nahm den Prinzen zum Gemahl und dachte an ihren gläsernen Rocken nicht eher, bis er in tausend Stücken zerbrochen war.

Gegen Abend gieng Plaudertasche mit dem Prinzen auf ihr Zimmer zurück, und das erste, was ihr in die Augen fiel, war ihr zerbrochner Rocken. Sie erschrak über diesen Anblick, und der Prinz frug sie nach der Ursache ihres Schreckens. Da es ihr unmöglich war irgend etwas zu verschweigen, so begieng sie die Thorheit, dem Prinzen Reichlist das Geheimniß mit dem Rocken aufzuklären; und der Prinz hatte die boshafte Freude nun zu wissen, daß der Vater der Prinzessinnen auf diese Weise einen unbezweifelten Zeugen über die Aufführung seiner Töchter finden würde.

Nun hatte Plaudertasche keine Lust mehr, ihre Schwestern zu besuchen, denn sie fürchtete ihren Tadel und ihre Vorwürfe. Aber der Prinz bot sich an, sie aufzusuchen, und versicherte

sicherte ihr, es an nichts fehlen zu lassen, um sie zu besänftigen. Nach dieser Versicherung wurde die Prinzessin, welche die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, schläfrig; und während sie schlief, gieng Prinz Reichlist fort und schloß sie ein, wie er es mit der ältesten Prinzessin auch gemacht hatte.

Als der Prinz Plaudertaschen in Sicherheit gebracht hatte, gieng er in allen Zimmern des Schlosses umher, und da er sie alle offen fand, ein einziges ausgenommen, so schloß er daraus, daß sich die dritte Prinzessin ganz gewiß in diesem Zimmer versteckt halte. Er fieng also an auch hier seine Rede herzusagen, wie bey den andern Schwestern; denn sie paßte auf alle drey; aber die Prinzessin hörte ihn lange Zeit an, ohne ein Wort zu erwiedern. Da sie aber endlich sahe, daß er gewiß wußte, sie stecke in diesem Zimmer, so sagte sie zu ihm, wenn er wirklich eine so große Zärtlichkeit für sie hegte, als er vorgäbe, so möchte er in den Garten gehn und die Thüre hinter sich zumachen; dann wollte sie, so lange er wollte, aus dem Fenster mit ihm sprechen.

Reichlist gieng diesen Vorschlag nicht ein, und da die Prinzessin unter keiner Bedingung aufmachen wollte, so gieng der Prinz in seinem

Frevel so weit, daß er eine Axt hohlte und die Thür einschlug. Hier fand er nun die Prinzessin mit einem großen Hammer bewafnet, der von ohngefähr in ihrer Garderobe liegen geblieben war. Der Zorn belebte ihre Farbe und funkelte in ihren Augen. Dem Prinzen schien sie bezaubernd. Er wollte sich zu ihren Füßen werfen, aber sie trat zurück und sagte mit einem entschloßnen Tone: Prinz, wenn Sie mir einen Schritt näher kommen, so schlage ich Ihnen mit diesem Hammer ganz unfehlbar den Hirnschädel ein.... ¿Wie? schönste Prinzessin, versezte Reichlist mit dem Tone, den er so gut anzunehmen verstund, ist bey Ihnen der grausamste Haß die Belohnung der feurigsten Liebe? — und nun fuhr er fort wie vorher, aber aus einer andern Ecke des Zimmers, ihr seine Leidenschaft zu schildern, welche der Ruf von ihrer ausserordentlichen Schönheit und ihrem bewundernswürdigen Verstande zuerst in ihm entzündet hätte. Er sezte hinzu, daß er sich blos in der Absicht verkleidet hätte, um ihr mit der grösten Ehrfurcht sein Herz und seine Hand anzubieten. Er beschwor sie, ihm die Verwegenheit, welche er gehabt, die Thüre einzuschlagen, in Rücksicht auf die Heftigkeit seiner Leidenschaft zu verzeihen. Er endigte damit, daß er sie zu bereden suchte, es sey ihr eigner Vortheil ihn auf der Stelle zum Gemahl anzu-

neh-

nehmen. Er sagte ihr noch überdieß, er wüßte nicht, wo sich ihre Schwestern versteckt hielten, weil seine Liebe zu ihr ihm nicht erlaubt hätte, an etwas anders zu denken als an sie.. Die Prinzessin stellte sich nun etwas besänftigt, und sagte ihm, er müßte vor allen Dingen ihre Schwestern aufsuchen, damit sie gemeinschaftlich einen Entschluß fassen könnten; aber Reichlist antwortete, er könnte sich hierzu unmöglich verstehen, wenn sie ihm nicht vorher die Einwilligung gegeben hätte, ihn zum Gemahl anzunehmen, weil sich ihre Schwestern ganz gewiß auf das Recht ihrer Erstgeburt beziehn und sich der Verbindung widersetzen würden.

Die Prinzessin, die ein gerechtes Mistrauen in alles sezte, was der Prinz sagte, schöpfte bey dieser Antwort noch mehr Verdacht; sie zitterte vor dem Schicksale ihrer Schwestern, und errieth zum Theil, was ihnen begegnet seyn möchte. Sie beschloß sie zu rächen, und zu gleicher Zeit sich selbst vor einem gleichen Unglükke zu bewahren. Sie sagte also dem Prinzen, daß sie keinen Zweifel in seine Aufrichtigkeit setze und seine Hand annähme; da sie aber überzeugt wäre, daß Heyrathen die man des Abends vollzöge, immer unglücklich abliefen, so wäre ihre Meinung, die Ceremonie bis auf den andern Morgen aufzuschieben; zugleich versicherte

sie

sie ihn, daß sie ihren Schwestern nichts davon wollte wissen lassen. Endlich ersuchte sie ihn, sie einige Zeit allein zu lassen, um sich zu sammeln und Gott zu ihrem vorhabenden wichtigen Schritt um seinen Beystand anzurufen. Sie würde ihn dann in eine Kammer führen, wo er ein gutes Bett zu seinem Nachtlager finden werde, und dann wolle sie sich bis den andern Morgen in ihr Zimmer einschließen.

Reichlist war eben nicht der herzhafteste, und da er in der Prinzessin Hand immer den großen Hammer sah, den sie wie einen Fächer hin und her schwung, so ließ er sich ihren Vorschlag gefallen und begab sich weg, um sie ihren Betrachtungen zu überlassen. Aber kaum hatte er sich entfernt, als die Prinzessin eiligst ein Bett über der Oeffnung einer Abzucht machte, die sich in einem von den Zimmern befand. Dieses Zimmer war übrigens eben so schön als die andern; aber man hatte eine Oeffnung in demselben angebracht, um alle Unreinigkeiten und Kehricht aus dem Schlosse dadurch wegzuschaffen. Ueber diese ziemlich große Oeffnung nun legte die Prinzessin zwey dünne Stäbe kreuzweise über einander, machte ein sauberes Bette darüber her, und begab sich wieder auf ihr Zimmer. Einige Augenblicke darauf kam Reichlist zurück; die Prinzessin zeigte ihm sein

sein Bett und gieng fort. Reichlist gab sich nicht die Mühe sich auszuziehn, sondern warf sich in den Kleidern auf das Bett; die dünnen Stäbe zerbrachen und er stürzte zusammt dem Bette in die Abzucht hinab, wobey er sich am ganzen Leibe beschädigte und ein Dutzend Beulen davon trug. Der Fall verursachte ein grosses Gepolter, und da das Zimmer überhaupt nicht weit von dem Zimmer der Prinzessin entfernt war, so erfuhr sie sogleich den glücklichen Erfolg ihrer List und freute sich innerlich darüber. Ihr Vergnügen war unaussprechlich, da sie ihn unten in dem Schlamme fluchen hörte; denn er verdiente diese Strafe, und die Prinzessin hatte Recht sich darüber zu freuen.

Ihre Freude hinderte sie indessen nicht an ihre Schwestern zu denken. Sie eilte nun sie aufzusuchen; und fand Plaudertaschen sehr bald; denn da sie der Prinz eingeschlossen, hatte er auswendig den Schlüssel an der Thüre stecken gelassen. Eilig öffnete sie das Zimmer und das Geräusch, das sie beym Hineintreten machte, weckte ihre Schwester auf. Sie fuhr in die Höhe, und ihre Verlegenheit war nicht geringe, als sie die Prinzessin Sinnreich vor sich stehn sah. Diese machte ihr eine kurze Erzählung von dem, was zwischen ihr und dem Prinzen vorgefallen war und wie sie sich ihn

vom Halse geschaft hatte. Plaudertasche war bey dieser Erzählung wie vom Donner gerührt; denn sie war in der That einfältig genug gewesen, alles zu glauben, was Reichlist ihr aufgebunden hatte. Indessen verbarg sie ihren Schmerz und verließ ihr Zimmer, um ihre Schwester Faul-Pelz aufsuchen zu helfen. Sie liefen von einem Zimmer in's andre und fanden sie nicht, bis ihnen endlich einfiel, sie in dem Gartenzimmer aufzusuchen. Hier fanden sie sie zwar, aber mehr todt als lebendig; denn sie hatte nun in so langer Zeit keinen Bissen gegessen. Nachdem sie sie wieder ein wenig zu sich selbst gebracht hatten, kam es unter ihnen zu Erklärungen, die für die beyden ältern Schwestern nicht sehr erbaulich waren; und endlich legten sie sich alle drey zu Bette.

Reichlist hatte die Nacht in dem Canale sehr unbequem zugebracht, und da der Tag anbrach, ward es ihm nicht viel besser. Er lag in einer Höhle, deren ganze Abscheulichkeit er nicht einmal gewahr wurde, weil das Tageslicht niemals hineinfiel. Nach vielfältigen Bemühungen fand er endlich den Ausgang der Abzucht, die nach einem Flusse zugieng, welcher ziemlich weit von dem Schlosse entfernt war. Hier rufte er einigen Fischern zu, die sich auf dem Flusse befanden, und sie zogen

gen ihn endlich in einem jammervollen Zustande heraus.

Er ließ sich an den Hof seines Vaters bringen, um sich zu heilen. Aber der Verdruß über seinen Unstern ließ ihn weit weniger an seine Heilung als auf Rache denken.

Prinzessin Sinnreich führte von der Zeit an ein sehr trauriges Leben. Ihre Ehre war ihr lieber als das Leben, und die schimpfliche Schwachheit ihrer Schwestern sezte sie in Verzweiflung. Aber ihre Standhaftigkeit ward durch die Kränklichkeit der beyden Prinzessinnen, einer Folge ihres Zustands, auf neue Proben gesezt. Reichlist, der die meisten seines Gleichen an Ränken übertraf, bot allen seinen Witz auf, um es in seiner Kunst noch weiter zu bringen; denn weder die Abzucht noch seine Beulen schmerzten ihn so sehr, als der Verdruß jemand gefunden zu haben, der ihn überlistet hatte. Es fiel ihm ein, von dem Zustande Vortheil zu ziehen, in welchen er die beyden Prinzessinnen gesezt haben mußte; und um ihren Appetit zu reizen, ließ er unter ihre Fenster große Kasten mit Bäumen setzen, welche voll der schönsten Früchte hiengen. Prinzessin Faulpelz und Plaudertasche, welche beyde beständig am Fenster lagen, wurden diese Früchte bald

gewahr und sie empfanden einen heftigen Gelust darnach. Sie baten die Prinzessin Sinnreich sich in dem Korbe hinabzulassen und ihnen von diesen Früchten zu pflücken; und diese war zu gefällig, um ihren Schwestern eine Bitte abzuschlagen, an deren Erfüllung ihnen alles zu liegen schien. Sie ließ sich hinab und brachte ihnen die schönsten Früchte, die sie mehr verschlungen als aßen.

Den folgenden Tag waren andre Arten von Früchten angekommen. Der Gelust stellte sich von neuem ein; sie bestürmten ihre Schwester von neuem mit ihren Bitten und diese hatte wiederum die Gefälligkeit sich hinabzulassen. Aber ach! Reichlists Leute lagen in einem Hinterhalte verborgen; sie ergriffen die Prinzessin und entführten sie vor den Augen ihrer Schwestern, die sich bey diesem Anblicke die Haare ausrissen.

Die Soldaten des Prinzen bekümmerten sich wenig um ihre Verzweiflung und brachten die Prinzessin Sinnreich in ein Landhaus, wo sich der Prinz befand, um sich vollends heilen zu lassen. Sie wurde vor ihn gebracht; er war ausser sich vor Wuth und sagte ihr die niedrigsten Grobheiten, worauf sie mit einer Entschlossenheit und Größe der Seele antwortete, die

einer Heldin würdig war. — Indessen ward sie einige Tage als Gefangene behandelt und dann auf den Gipfel eines Bergs gebracht, auf den Reichlist ihr nachfolgte. Hier kündigte er ihr an, daß sie auf eine Art sterben sollte, welche ihm vollkommene Genugthuung für die erhaltene Beleidigung verschaffen würde. Er zeigte ihr ein Faß, welches inwendig mit lauter scharfen Messerklingen und Nägeln besezt war, und sagte ihr, daß man sie in dieses Faſt werfen und dann den Berg hinabrollen werde, um sie für ihre Treulosigkeit nach Verdienste zu bestrafen. — Zwar war die Prinzessin keine Römerin, aber sie war bey dem Anblicke dieser grausamen Marter eben nicht mehr erschrocken, als Regulus, da seine Feinde ihm einen ähnlichen Tod bereiteten. Sie behielt alle ihre Standhaftigkeit und alle ihre Gegenwart des Geistes. Reichlist gerieth über diesen Heldenmuth in Wuth, statt ihn zu bewundern und befohl ihre Strafe nicht länger aufzuschieben. In dieser Absicht bückte er sich nach der Oeffnung des Fasses, um zu untersuchen, ob es auch recht gut ausgeschlagen wäre; und in dem Augenblicke sprung die Prinzessin hinzu, stieß ihn in das Faß und dasselbe den Berg hinab, ohne dem Prinzen Zeit zur Besinnung zu lassen. Eben so schnell ergriff sie die Flucht; und die Leute des Prinzen, die durch die Grausamkeit

ihres Herrn gegen eine so schöne und liebenswürdige Dame aufgebracht waren, ließen sie entlaufen und eilten ihr nicht nach. Ueberdieß waren sie über den Vorfall so bestürzt, daß sie an nichts anders denken konnten, als das Faß in seinem Laufe aufzuhalten. Ihre Mühe war umsonst; es rollte bis an den Fuß des Berges hinab und da erst zogen sie den Prinzen ganz mit Wunden bedeckt heraus.

Dieser schreckliche Zufall sezte den guten König, seinen Vater, und den Prinzen Liebschön in eine wahre Verzweiflung. Auf seine Unterthanen aber machte er keinen Eindruck. Reichlist war so sehr verhaßt, daß man nicht begriff, wie der jüngere Prinz, der ihn an Muth und Adel weit übertraf, einen so unwürdigen Bruder mit solcher Zärtlichkeit lieben könnte. Aber Liebschöns guter Charakter flößte ihm Liebe und Achtung gegen seine ganze Familie ein, und Reichlist hatte die Politik gebraucht, ihm stets mit zuvorkommender Freundschaft zu begegnen, welche der edelmüthige Liebschön mit allem Eifer erwiedern zu müssen glaubte. Er fühlte also ein unaussprechliches Mitleid bey dem Unglücke seines Bruders, und bot alles auf, was er zur Linderung seiner Schmerzen beytragen konnte. Aber alle Sorgfalt der Aerzte und seines Bruders ver-

mochte

mochte nicht sie zu lindern, und seine Wunden schienen von Tag zu Tage schlimmer zu werden und eine langsame Kur zu versprechen.

Die Prinzessin Sinnreich war nach ihrer kühnen und glücklichen Befreyung aus der schrecklichsten Gefahr glücklich wieder in ihr Schloß gekommen, wo sie ihre Schwestern gelassen hatte. Neue Sorgen erwarteten sie hier. Die beyden Prinzessinnen kamen nieder und jede brachte einen Sohn zur Welt, mit welchem Sinnreich nicht wußte wo sie aus noch ein sollte. Aber sie verlohr den Muth nicht. Aus Begierde die Schwachheit ihrer Schwestern zu verbergen sezte sie sich noch einmal den drohendsten Gefahren aus, und bot alle ihre Klugheit und allen ihren Scharfsinn auf, um die geschicktesten Maasregeln zu entdecken, die sie nehmen müßte. Sie zog Mannskleider an, steckte die Kinder in zwey Schachteln, in welche sie kleine Löcher bohrte, um ihnen Luft zu lassen; nahm ein Pferd und ritt mit ihren Schachteln nach der Stadt des liebreichen Königs, wo Reichlist an seinen Wunden darnieder lag.

Die Prinzessin war hier kaum angekommen, als sie erfuhr, daß die Grosmuth des Prinzen Liebschöns, der alles aufbot, um seinen Bruder zu retten, und weder Geld noch Mühe

sparte, alle Marktschreyer aus halb Europa herbeygelockt hatte; denn es gab damals, so gut wie jezt, eine große Menge von Abentheurern und Wunder-Doktorn, die ohne Wissenschaft und Geld, allein auf ihre Unverschämtheit reisten, und von Gott mit der Gabe alle Arten von Krankheiten zu heilen begabt zu seyn vorgaben. Das Volk strömte von je her diesen Leuten haufenweis zu. Ohne die mindesten Kenntnisse wußten sie sich durch ihren sonderbaren Aufzug, ihre seltsamen Namen und ihr geheimnißreiches Geschwätz ein Ansehn zu geben. Diese Art von Charlatanen bleibt niemals in ihrem Vaterlande, und oft vertritt in den Augen des Pöbels ihre ausländische Herkunft und ihre weiten Reisen die Stelle aller andern Verdienste.

Von alle dem zog die Prinzessin die genauesten Nachrichten ein. Sie gab sich den Namen Sanazio, der in diesen Gegenden niemals gehört worden war. Sie ließ allenthalben die Nachricht verbreiten, der Graf Sanazio sey angekommen; ein Mann, der die wundervolsten Geheimnisse besitze, und unter andern alle Arten der gefährlichsten Wunden in kurzer Zeit auf das vollkommenste zu heilen wisse. Sogleich schickte Liebschön nach dem Grafen und ließ ihn zu sich kommen. Die Prinzessin erschien,

ganz

ganz in dem Aufzuge eines Wunder-Doktors; kramte ihren medizinischen Schnick-Schnack aus und unterhielt sich einige Zeit mit dem Prinzen Liebschön, den sie, beyläufig gesagt, sehr artig und angenehm fand. Sie gab hierauf vor noch eine Flasche mit Magnet-Wasser hohlen zu müssen; ließ aber indeß zwey Schachteln da, die sie mitgebracht hatte, und die, wie sie sagte, den ganzen Apparat zur Kur und ganz unvergleichliche Salben enthielten.

Der Wundermann gieng fort und kam nicht wieder. Man erwartete ihn mit Schmerzen, und wollte eben nach ihm schicken, als man in Reichlists Zimmer ein Kindergeschrey vernahm. Man sah sich einander verwundert an, denn es waren keine Kinder im Zimmer. Man horchte, und entdeckte bald, daß dieß Geschrey aus den Schachteln kam.

Was konnte es auch anders seyn als Reichlists Kinder? Die Prinzessin hatte sie durch ein Mittel eingeschläfert, ehe sie sich auf das Schloß begab; aber nun wachten sie auf, fühlten Hunger und gaben ihr Bedürfniß durch Schreyen zu erkennnen. Man machte die Schachteln auf und fand zwey allerliebste Kinder. Reichlist errieth sogleich wem sie angehörten, und daß ihm die Prinzessin Sinnreich

auch diesen neuen Streich gespielt habe. Die Wuth, in welche er hierüber gerieth, war so groß, daß seine Krankheit sich augenblicklich verschlimmerte und daß man sein Ende erwartete.

Prinz Liebschön versunk bey dem Anblicke seines sterbenden Bruders in unbeschreibliche Traurigkeit; und Reichlist, der seinem Charakter bis auf den lezten Augenblick treu blieb, suchte noch jezt die Zärtlichkeit seines Bruders zu seiner Bosheit zu mißbrauchen. Liebster Bruder, sagte er zu ihm, ich danke dir für die Liebe die du mir immer bewiesen hast, und für die Thränen die du mir jetzo schenkst. Ich sterbe und ich bedarf keine Beweise deiner Freundschaft mehr; aber wenn ich dir wirklich lieb gewesen bin, so gewähre mir vor meinem Ende noch eine Bitte.

Liebschön war nicht im Stande seinem Bruder in seinem gegenwärtigen Zustande das mindeste abzuschlagen; er verpflichtete sich also mit dem heiligsten Eidschwure, alles zu erfüllen, was er von ihm verlangen würde. Eine boshafte Freude strahlte aus Reichlists sterbenden Augen, da er dieses Versprechen hörte. Er umarmte seinen Bruder und sagte ihm: ich sterbe getrost; denn ich werde gerächt. Ich bitte dich also, sogleich nach meinem Tode um die

Prinzessin Sinnreich anzuhalten. Es wird dir keine Mühe kosten ihre Gunst zu gewinnen, und sobald sie in deiner Gewalt ist, stoße ihr den Dolch in die Brust. Liebschön hörte diese Worte mit Schaudern an. Sein unvorsichtiger Eid gereute ihn; aber es war nicht mehr Zeit sein Wort zurückzunehmen. Reichlist verschied einige Augenblicke darauf, und ward von seinem Vater betrauert. Aber das Volk war weit entfernt über diesen Tod betrübt zu seyn, sondern freute sich, daß dadurch das Königreich dem allgemein geliebten Prinzen Liebschön zufiel.

Die Prinzessin Sinnreich, welche noch einmal glücklich zu ihren Schwestern zurück gekehrt war, erhielt bald die Nachricht von Reichlists Tode; und nicht lange darauf meldete man den drey Prinzessinnen die Ankunft des Königs ihres Vaters. Sein erstes Geschäft war seine Töchter zu besuchen und sich nach ihren Rocken zu erkundigen. Prinzessin Faul-Pelz holte den Rocken ihrer Schwester Sinnreich, zeigte ihn dem Könige, machte ihm hierauf einen Knicks und trug ihn wieder hin wo sie ihn gefunden hatte. Plaudertasche machte es eben so, und dann brachte auch Sinnreich ihren Rocken getragen. Aber der König war so leicht nicht zu betrügen, sondern

er wollte nun auch die drey Rocken zusammen sehen. Niemand als Sinnreich konnte den ihrigen vorzeigen. Der König gerieth in Wuth, und schickte seine beyden ältesten Töchter auf der Stelle fort zu der Fee, von welcher er die Rocken bekommen hatte, mit der Bitte, sie Lebenslang bey sich zu behalten und sie nach Verdienste zu bestrafen.

Um sich dieses Auftrags zu entledigen fieng die Fee damit an, daß sie die Prinzessinnen in eine Gallerie ihres Zauberschlosses führte, wo sie die Geschichte einer Menge durch ihre Tugenden und Thaten berühmten Frauen hatte mahlen lassen. Allen diesen Gemälden hatte sie durch ihre Wunder-Kräfte Leben und Bewegung mitgetheilt, und den ganzen Tag über waren sie keinen Augenblick müßig. Allenthalben sah man Trophäen und Innschriften, die auf den Ruhm dieser tugenhaften Damen abzielten, und es war keine geringe Kränkung für die beyden Schwestern, den Ruhm dieser Heldinnen mit der Schande zu vergleichen, in welche sie durch ihre Unvorsichtigkeit gerathen waren. Um ihre Beschämung vollkommen zu machen sagte ihnen die Fee mit einem strengen Tone: Hättet ihr euch wie diese Frauen nützlich beschäftigt, so würdet ihr nicht in die Gefahr gerathen seyn eure Ehre auf eine so schimpfliche Weise

einzubüßen. Müßiggang ist aller Laster Anfang, und die Quelle alles Unglücks; und um Euch vor ähnlichen Fehltritten zu sichern, und um die verlohrne Zeit einigermaßen wieder beyzubringen, werde ich Euch auf eine gute Art zu beschäftigen suchen. In der That trug sie den Prinzessinnen die gröbsten und gemeinsten Arbeiten auf, und unbekümmert um ihre weiße Haut, schickte sie sie in den Garten zu jäten und grüne Erbsen zu pflücken. Prinzessin Faul-Pelz konnte sich nicht an eine Lebensart gewöhnen, die ihren Neigungen so wenig angemessen war; der Verdruß und die Anstrengung tödeten sie. Plaudertasche, die einige Zeit darauf Mittel fand des Nachts zu entwischen, ronn mit dem Kopfe gegen einen Baum und starb an ihrer Wunde unter den Händen einiger Landleute.

Ihre gutmüthige Schwester fühlte den lebhaftesten Schmerz über ihr Schicksal; mitten in ihrer Trauer erfuhr sie, daß der Prinz Liebschön bey ihrem Vater um sie angehalten und daß dieser sie ihm ohne weitere Umstände versprochen hatte; denn schon damals fieng man an bey vornehmen Vermählungen nicht mehr auf Neigung und Liebe, sondern auf Eigennutz und politische Vortheile zu sehen. Die Prinzessin erschrak über diese Nachricht. Sie fürchte-

te mit Grunde, daß Reichlists Haß auf einen Bruder fortgeerbt seyn möchte, der ihn so sehr geliebt hatte; und daß er sie vielleicht nur heyrathe, um sie dem Schatten seines Bruders zu opfern. In dieser Unruhe gieng sie zu der Fee, die sie eben so hoch schätzte, als sie ihre Schwestern verachtet hatte.

Die Fee wollte ihr nichts entdecken. Prinzessin sagte sie zu ihr, ihr seyd selbst klug und vorsichtig genug. Ich habe aus Eurer vorigen Aufführung gesehen, daß Ihr Euch aus allen Schwierigkeiten zu ziehen wißt und immer des Sprüchworts: trau, schau, wem? eingedenk seyd. Fahrt so fort, wie Ihr bisher gethan habt und Ihr werdet auch ohne den Beystand meiner Kunst glücklich werden. Da die Prinzessin nichts weiter aus der Fee herausbringen konnte, kehrte sie voll Bekümmerniß und Unruhe in den Palast ihres Vaters zurück.

Einige Tage darauf kam ein Gesandter des Prinzen Liebschön, und heyrathete sie im Nahmen seines Herrn, und führte sie in einer kostbaren Equipage ihrem Gemahle entgegen. Sie hielt einen prächtigen Einzug in die beyden ersten Gränzstädte des liebreichen Königs; und in der dritten erst fand sie den Prinzen Liebschön, der ihr auf Befehl seines Vaters ent-

gegen gereißt war. Jedermann war erstaunt den jungen Prinzen so niedergeschlagen zu finden, da er einer Verbindung entgegen gieng, die er zu wünschen geschienen hatte. Sein Vater selbst hatte ihm einen sanften Verweiß darüber gegeben und ihn wider seinen Willen der Prinzessin entgegen geschickt.

Er sahe sie, und ihre Reize machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Er machte ihr sein Compliment, aber mit so sichtbarer Verwirrung, daß die Anwesenden, die seinen Verstand und seine Lebensart kannten, daraus den Schluß zogen, er müßte vor großer Bewunderung und Liebe seine gewöhnliche Gegenwart des Geistes verlohren haben. Die ganze Stadt erscholl von lautem Freudengeschrey und allenthalben gab man Musik, und Feuerwerke. Endlich machte man Anstalt die Neu-Vermählten in ihr Schlafzimmer zu bringen.

Die Prinzessin, auf welche die Worte der Fee einen tiefen Eindruck gemacht hatten, entwarf indeß ihren Plan. Sie hatte eine von den Garderobe-Frauen gewonnen, welche den Schlüssel zu ihrem Zimmer hatte, und ihr befohlen Stroh, eine Blase, Rindsblut, und die Eingeweide von einigen Thieren, die man zum Abendessen bereitet hatte, in das Kabinet

zu

zu tragen. Die Prinzessin suchte einen Vorwand um in das Cabinet zu gehen. Hier machte sie mit Hülfe ihrer vertrauten Kammerfrau einen Strohmann, steckte die Därme und die mit Blut angefüllte Blase hinein und zog dann dieser Figur einen Nachthabit von sich an. Hierauf begab sie sich wieder zu der Gesellschaft, die sie kurz darauf mit ihrem Gemahl in das Brautgemach führte. Hier machte sie ihre Toilette, die Kammerfrau trug die Lichter weg und die Prinzessin holte ihre Puppe, legte sie ins Bett und verbarg sich in einen Winkel des Zimmers.

Der Prinz kam nunmehr, hohlte einige tiefe Seufzer, nahm dann seinen Degen und stieß ihn seiner vermeintlichen Braut durch den Leib. In dem Augenblicke strömte das Blut auf allen Seiten heraus und in dem durchbohrten Körper war weder Leben noch Athem..... ¿Ach! was hab' ich gethan? rief Liebschön aus. ¿Nach allen diesen Kämpfen, nach diesem langen Schwanken zwischen Verbrechen und Liebe habe ich es doch wagen können, diese reizende Prinzessin zu morden, die in meinem Herzen herrschte? Ach sie gewonn mich in dem Augenblicke, in dem ich sie zum erstenmale sahe; ¿und doch hatte ich nicht die Kraft einen Eidschwur zu brechen, den mein erzürnter Bru-

der

der von mir zu erschleichen wußte? ¿Ach, wie konnte er verlangen ein Mädchen zu strafen, weil sie allzuviel Tugend besaß? Ja, Bruder, ich habe deiner Rachsucht Genüge gethan; aber auch sie will ich durch meinen Tod rächen. Ja, reizende Prinzessin, dieser nemliche Degen.... Bey diesen Worten hörte die Prinzessin Sinnreich, daß er seinen Degen suchte, welchen er in dem ersten Augenblick der Reue von sich geworfen hatte. Sie war weit entfernt seinen Tod zu wünschen, und rufte ihm daher zu: Prinz, ich bin nicht todt. Ich sahe Ihre Reue zum voraus, und habe Ihnen durch einen unschuldigen Betrug ein Verbrechen erspahrt.

Nun erzählte Prinzessin Sinnreich dem Prinzen Liebschön, welche Vorsicht sie gebraucht und wie sie ihn mit der Strohpuppe hintergangen habe. Der Prinz war vor Freude ausser sich, da er seine Braut noch am Leben sahe, bewunderte ihre unerschöpfliche Erfindsamkeit, und dankte ihr tausendmal, daß sie ihm ein Verbrechen erspahrt hatte, an welches er nicht ohne Schaudern denken konnte. Er begriff nun selbst nicht, wie er die Schwäche hätte haben können, einen Eid für unverletzlich zu halten, der ihm durch List entrissen worden war.

Wenn indeß Prinzessin Sinnreich das trau, schau, wem? nicht immer wohl eingedenk gewesen wäre, so hätte sie Prinz Liebschön um's Leben gebracht, und ihr Tod hätte den seinigen unvermeidlich nach sich gezogen; und dann hätte man sich über die unbegreifliche Inconsequenz in den Handlungen des Prinzen den Kopf zerbrochen. ¡Es lebe die Vorsicht und die Gegenwart des Geistes! Sie ersparten diesem Brautpaare ein großes Unglück und verschaften ihnen das süßeste Los, das sie auf der Erde finden konnten. Sie hegten von diesem Augenblicke an eine unbeschreibliche Zärtlichkeit gegen einander, und lebten eine lange Reihe schöner Tage in einer Zufriedenheit, welche nichts störte, und von der man noch kein Beyspiel auf der Erde gesehn hatte.

X.

Esel-haut.

Es war einmal ein sehr großer König, den seine Unterthanen über die maßen liebten und alle seine Nachbarn und Bundsgenossen ehrten, und den man daher mit allem Rechte den glücklichsten Monarchen nennen konnte. Dieß Glück wurde noch durch eine schöne und tugendhafte Gemahlin vermehrt, mit der er in vollkommener Eintracht lebte. Der Himmel hatte ihnen eine Tochter geschenkt, die mit so vielen Reizen begabt war, daß sie nicht nöthig hatten, sich mehrere Kinder zu wünschen.

Ueberfluß, Pracht und Geschmack herrschte in seinem Palaste. Seine Minister waren weise und thätig; seine Höflinge tugendhaft, seine Bedienten treu und ämsig. Sein Marstall stund voll der schönsten Pferde, die mit prächtigem

tigem Zeuge bedeckt waren. Worüber aber alle Fremde, die diesen Marstall besahen, in grosses Erstaunen geriethen, war ein Esel mit langen Ohren, der ganz zu oberst stund, und vor seinen Brüdern in der Mühle, dem äussern Ansehen nach, vom Kopfe bis auf die Füße nicht das mindeste voraus hatte. Indessen hatte ihm der König diesen Ehrenplatz aus guten Gründen zugetheilt. Die Eigenschaften dieses ausserordentlichen Thieres verdienten alle nur mögliche Auszeichnung, weil ihn die Natur mit dem seltnen Talente begabt hatte, daß sich alles Futter, das er bekam, bey ihm in Gold verwandelte, und seine Streu jeden Morgen mit einer großen Menge schöner blanker Louisd'or, Carolinen, Dublonen, Guineen und Dukaten bedeckt war.

Kein Glück in der Welt ist dauerhaft und die Könige sind so gut wie die gemeinsten ihrer Unterthanen den Launen der Dame Fortuna ausgesezt. Der König erfuhr die Wahrheit dieses Satzes nur allzubald. Die Königin fiel in eine schwere Krankheit, aus welcher alle Geschicklichkeit der weisesten Aerzte sie nicht zu retten im Stande war. Die Trauer war allgemein. Der König war untröstlich, und was immer das Sprüchwort sagen mag, daß die Ehe das Grab der Liebe sey, so that doch dieser König

so

so heiße Gelübde in allen Tempeln des Königreichs und bot sein Leben mit einer so aufrichtigen Wärme für das ihrige dar, daß man unmöglich an der Wahrheit seiner Liebe zweifeln konnte. Aber das half alles nichts. Die Götter und Feen blieben ungerührt. Als die Königin die Annäherung des lezten Augenblicks fühlte, faßte sie ihren Gemahl, der an ihrem Bette in Thränen zerfloß, zärtlich bey der Hand und sagte zu ihm: verzeihn Sie, daß ich jezt noch etwas von Ihnen fordre. Wenn Sie Neigung spüren sollten, sich wieder zu verheyrathen.... Bey diesem Worte konnte sich der König gar nicht mehr fassen, und unter lauten Schluchzen versicherte er, daß sie nicht nöthig hätte, ihm von einer zweyten Ehe zu reden. Nein, fuhr er fort, sprechen Sie lieber von meinem Tode. — Der Staat, antwortete die Königin mit einer Festigkeit, welche den Schmerz ihres Gemahls noch vermehrte, der Staat hat das Recht einen Nachfolger zu fordern, und wird vielleicht in Sie dringen, sich zum zweytenmale zu verheyrathen, um ihm auch Söhne zu schenken, die Ihnen gleichen. Aber dann bitte ich Sie bey allem, was heilig ist, und bey aller der Liebe, die Sie stets für mich gehabt haben, den Forderungen ihres Volks nicht eher nachzugeben, als bis Sie eine schönere Prinzessin gefunden haben, als ich

bin. Schwören Sie mir dieses zu und ich sterbe zufrieden. Wahrscheinlich forderte die Königin, welche sich kannte, diesen Eid in der Ueberzeugung, daß es schwer seyn würde, jemand zu finden, der ihr an Schönheit gliche, und in der Hoffnung, ihren Gemahl dadurch von einer zweyten Heyrath abzuhalten. Sie starb endlich und der Schmerz ihres Gemahls war ausgelassen. Er weinte Tag und Nacht; Seufzer waren alles was man von ihm hörte.

Ein heftiger Schmerz dauert nicht lange. Ueberdieß versammelten sich die Großen des Reichs und baten den König einstimmig, zu einer zweyten Vermählung zu schreiten. Diese Bitte erneuerte seinen Schmerz und kostete ihm neue Thränen. Er führte den Eid an, welchen er seiner verstorbenen Gemahlin geleistet hatte, und forderte alle seine Räthe auf, eine schönere Prinzessin zu finden. Er hielt dieses für unmöglich. Aber der Geheimerath wollte dieses Versprechen nicht gelten lassen und meynte, daß es hier gar nicht auf die Schönheit, sondern auf die Tugend und Fruchtbarkeit der neuen Königin ankäme. Der Staat verlange um seiner eignen Sicherheit und Ruhe willen männliche Thronerben zu sehn. Denn obgleich die Prinzessin alle nöthige Eigenschaften besäße, um einen Staat wohl zu regieren, so würde

man

man doch in der Nothwendigkeit seyn, ihr einen Fremden zum Gemahle zu geben. Dieser würde sie entweder mit in sein Land nehmen, oder, wenn er auch in diesem Königreiche selbst herrschte, so würden doch seine Kinder nicht mehr von der herrschenden Linie seyn, und es könnte dann leicht zu Kriegen kommen, welche dem Reiche den Untergang brächten. — Diese Vorstellungen machten Eindruck auf den König, und er versprach alles zu thun, was zur Zufriedenheit und Sicherung seiner Unterthanen beytragen könnte.

In der That sah er sich unter den Prinzessinnen, welche zu verheyrathen waren, um, und erhielt alle Tage ein neues Porträt; aber so schön diese immer waren, so kam doch nichts den Reizen der verstorbenen Königin bey. Er konnte also zu keinem festen Entschlusse kommen. Während er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, ward er unglücklicherweise gewahr, daß seine Tochter nicht nur unsäglich schön und reizend war, sondern daß sie auch die Königin, ihre Mutter, an Verstande und Anmuth des Geistes bey weitem übertraf. Ihre Jugend, ihre schöne und frische Farbe entzündete in dem König eine so heftige Liebe, daß er ihr endlich gestund, er wolle sie heyrathen, weil sie allein ihn seines Eides entbinden könnte.

Die junge Prinzessin, voll Tugend und Ehrliebe, erschrak über diesen entsezlichen Antrag. Sie warf sich ihrem Vater zu Füßen, sie beschwor ihn, bey allem was ihm theuer war und mit aller Beredsamkeit, sie nicht zu einem solchen Verbrechen zu zwingen.

Der König hatte sich aber nun einmal diese sonderbare Grille in den Kopf gesezt und fragte einen alten Druiden über die Sache um Rath, um das Gewissen seiner Tochter zu beruhigen. Dieser Druide, dem es mehr um die Befriedigung seines Ehrgeizes als um die Religion zu thun war, opferte die Sache der Unschuld und Tugend der Ehre auf, des königlichen Vertrauens gewürdigt zu werden. Er wußte den König so einzunehmen, daß er ihn nicht nur über das Verbrechen, welches er begehen wollte, vollkommen beruhigte, sondern ihm die Heyrath mit seiner Tochter sogar als ein Werk der Gottseligkeit vorstellte. Der König war mit dieser Entscheidung, welche seinen Wünschen schmeichelte, höchst zufrieden, umarmte den Druiden und kehrte mit dem festen Vorsatze zurück, sein Projekt auszuführen. Er ließ also seiner Tochter befehlen, ihm Gehorsam zu leisten und sich bereit zu halten, seine Hand anzunehmen.

Die junge Prinzessin wußte nun keinen andern Rath, als zu der Fee Je=länger=je=lieber, ihrer Pathe, zu gehn und sich bey ihr zu befragen, was sie thun müsse. Sie machte sich des Nachts mit einem kleinen Cabriolet auf den Weg, welches von einem großen Widder gezogen wurde, welcher alle Wege auf ein Haar wußte. Sie kam glücklich an. Die Fee, welche sie von ganzem Herzen liebte, sagte ihr gleich: sie wüßte schon warum sie käme, und sie sollte nur ganz unbekümmert seyn; wenn sie ihrem Rathe treulich folgte, so würde ihr niemand etwas zu leide thun. Es würde allerdings ein sehr großes Verbrechen seyn, fuhr sie fort, mein liebes Kind, wenn du deinen Vater heyrathen wolltest; aber du kannst es vermeiden, ohne dich ihm geradezu zu widersetzen. Bitte ihn, ehe du dich weiter auf etwas einläßest, um ein Kleid von Wetterfarbe; mit allen seinen Reichthümern und aller seiner Liebe zu dir wird er dir dieß doch gewiß nicht schaffen können. Die Prinzessin dankte ihrer Pathe; und den andern Morgen sagte sie zu ihrem Vater was ihr die Fee gerathen hatte, und versicherte, daß sie schlechterdings ihr Wort nicht von sich geben würde, wenn sie nicht ein Kleid von Wetterfarbe bekäme. Der König, froh einige Hoffnung zu erhalten, ließ sogleich die geschicktesten Fabrikanten des ganzen Königreichs zu sich fordern,

dern, und befohl ihnen, ein solches Kleid zu verfertigen, mit der Bedrohung, wenn sie es nicht zu Stande brächten, sie alle aufhängen zu lassen. Sie ersparten ihm den Verdruß seine Drohung erfüllen zu müssen, und schon den andern Tag brachten sie das verlangte Kleid. Der Himmel ist nicht so blau, wenn goldne Wolken ihn umgeben, als dieses schöne himmelblaue Kleid, da man es von einander schlug. Die Prinzessin war ganz niedergeschlagen, da sie es sah und nichts daran tadeln konnte. Sie wußte nun gar nicht mehr, was sie anfangen sollte. Der König drung auf eine entscheidende Antwort und sie reiste noch einmal zu ihrer Pathe, die sich wunderte, daß ihr Rath keinen bessern Erfolg gehabt hatte. Sie gab ihr also den Anschlag, noch ein Kleid von Mond-Farbe zu fordern. Der König, der seiner Tochter nichts abschlagen konnte, ließ wiederum die geschicktesten Fabrikanten zu sich fordern, und befohl ihnen auf das eiligste ein Kleid von Mond-Farbe zu machen. Das Kleid war in vier und zwanzig Stunden fertig. Die Prinzessin konnte dieser ausserordentlichen Arbeit ihre Bewunderung nicht versagen, aber da sie mit ihrer Amme und ihren Kammerfrauen wieder alleine war, zerfloß sie beynahe in Thränen. Da erschien ihr die Fee, die um alles wußte, um sie in ihrer Betrübniß zu trösten,

und sagte zu ihr: ich müßte mich sehr irren, oder dein Vater wird nicht im Stande seyn, dich zu befriedigen, wenn du ein Kleid von Sonnenfarbe forderst. Ich glaube nicht, daß man so etwas machen kann und wir werden wenigstens etwas Zeit gewinnen. Die Prinzessin war es zufrieden und forderte ein solches Kleid. Der verliebte König getraute sich nicht, es ihr abzuschlagen, sondern gab alle Diamanten und Rubinen aus seiner Krone zu dieser Arbeit her, und zugleich befohl er, daß man durchaus nichts sparen sollte, um dieses Kleid der Sonne gleich zu machen. In der That, da das Kleid kam und ausgebreitet wurde, mußten alle Anwesende die Augen zumachen, um nicht von dem Glanze desselben geblendet zu werden. Man hatte nie etwas schöneres und künstlicheres gesehn. Die Prinzessin, statt sich zu freuen, war ganz bestürzt und begab sich auf ihr Zimmer, unter dem Vorwande, daß ihr die Augen davon wehe thäten. Hier erwartete sie ihre Pathe, ganz beschämt über die Vereitlung ihres Anschlags und voller Zorn gegen den König. Endlich, meine Tochter, sagte sie, wollen wir deinen Vater doch auf eine Probe setzen, die er nicht aushalten soll. Er glaubt der Erfüllung seiner Wünsche nun sehr nahe zu seyn, aber ich denke, daß die Bitte, die ich dir rathen will zu thun, ihn etwas aus der

Fassung bringen soll. Gehe hin und bitte ihn um die Haut seines Gold-Esels, den er so sehr liebt und der ihm das Geld zu allen seinen Ausgaben verschafft.... Die Prinzessin war von Herzen froh noch ein Mittel zu haben, einer Verheyrathung aus dem Wege zu gehen, die sie verabscheute. Denn sie glaubte ganz gewiß, daß ihr Vater sich niemals entschließen würde, ihr seinen Esel aufzuopfern. Sie gieng also zu ihm und bat ihn um das Fell dieses Wunder-Thiers. Der König war zwar etwas verlegen über diese Zumuthung, aber seine Liebe behielt die Oberhand, und er versprach ihr auch dießmal Gewährung ihrer Bitte. Der arme Esel mußte sein Fell hergeben. Man brachte es der Prinzessin, die nun gar keinen Ausweg mehr sahe und in eine wahre Verzweiflung gerieth. In dem Augenblicke kam ihre Pathe und da diese sahe, daß die Prinzessin sich die Haare ausraufte und das Gesicht zerkrazte, rief sie ihr zu: was machst du, meine Tochter. ¿Der schönste Augenblick deines Lebens naht sich und du verzweifelst? Nimm diese Haut um; verlaß dein väterliches Haus und gehe so weit dich deine Füße tragen. Die Götter belohnen den, welcher der Tugend alles aufopfert. Geh' und laß mich für alles Uebrige sorgen. Ein Koffer mit Kleidern und Schmucke soll dir allenthalben unter der Erde nachfolgen. Nimm diesen Stab; wenn

wenn du deinen Koffer brauchst, so schlage damit auf die Erde und er wird dir sogleich zu deinen Diensten seyn. Aber eile aus diesem Hause und zaudre nicht länger.

Die Prinzessin umarmte ihre Pathe tausendmal und bat sie um ihren Schutz; dann nahm sie die häßliche Esels-Haut um, bestrich ihr Gesicht mit Ruß und verließ den königlichen Palast, ohne von einer Seele erkannt zu werden.

Kaum war sie fort, so wußte man es schon im ganzen Hause, und man kann denken, was ihre Verschwindung für ein Aufsehn machte. Der König war untröstlich; denn er glaubte nun der Erhörung seiner Wünsche gewiß zu seyn, und hatte deshalb ein herrliches Festin angeordnet. Er ließ sogleich seine ganze Leibgarde aufsitzen, um der Prinzessin nachzureiten; aber niemand konnte sie finden; denn die Sorgfalt der Fee machte sie unsichtbar. Und da die Sache nun einmal nicht zu ändern war, so blieb dem Könige nichts übrig als sich zu trösten.

Indeß sezte die Prinzessin ihren Weg immer fort. Sie gieng weit weit weg und suchte allenthalben anzukommen; aber umsonst. Aus Mitleiden gab man ihr wohl einmal zu essen, aber weiter wollte man nichts mit ihr zu thun haben, denn sie war gar zu schmuzig. Endlich kam sie in eine schöne Stadt, vor deren Thore

ein Meyerhof lag. Die Pachterin hatte einen Küchenraz nöthig, der die Lappen auswüsche, die Tröge rein machte und die Truthüner, Gänse- und Enten-Ställe fegte. Dazu schien ihr die arme Prinzessin nun gerade recht; man frug sie, ob sie dableiben wollte, und sie sagte mit Freuden ja! so müde war sie von dem langen Gehen. Man steckte sie in die Küche in einen Winkel, wo das Gesinde die ersten Tage über sie unaufhörlich neckte und höhnte; denn sie war in ihrer Eselshaut gar zu häßlich. Mit der Zeit wurde man ihrer aber gewohnt; und da sie sehr ämsig war und ihre Arbeit treulich that, so nahm sie die Pachterin in ihren Schutz. Sie trieb die Schaafe und Gänse auf die Weide; und in allem bewieß sie soviel Geschicklichkeit, daß man meynte, sie hätte zeitlebens nichts anders gethan.

Eines Tages saß sie an einem hellen Bache und weinte über ihr trauriges Schicksal, als ihre Augen von ungefähr auf das Wasser fielen und sie sich selbst in ihrer häßlichen Eselshaut sahe, welche ihren ganzen Staat ausmachte. Sie erschrak vor sich selbst und schämte sich. Hierauf wusch sie sich Gesicht und Hände ab, welche so weiß wie Elfenbein wurden. Und da sie sahe, daß ihre natürliche Farbe wieder zum Vorschein kam, bekam sie Lust sich zu baden, welches sie auch that. Indeß

mußte

mußte sie ihre häßliche Eselshaut wieder umnehmen, um nach Hause zurückzukehren. Glücklicherweise war den andern Tag ein Feyertag, und sie hatte Zeit, ihren Koffer erscheinen zu lassen und ihre Toilette zu machen. Sie puderte ihre schönen Haare und zog das Wetterfarbne Kleid an. Ihr Kämmerchen war so klein, daß sie nicht einmal die Schleppe fallen lassen konnte. Die schöne Prinzessin besah sich im Spiegel und gefiel sich so wohl, daß sie beschloß, alle Sonn- und Feyertage ihre schönen Kleider eines nach dem andern anzuziehn. Das that sie denn nun auch und es war in dem traurigen Leben ihre einzige Erhohlung. Sie flocht dann Blumen und Diamanten in ihre schönen Locken und es that ihr manchmal Leid, keine andern Bewundrer zu haben, als ihre Schaafe, Truthühner und Gänse, die sie in der Eselshaut eben so gern sahen, als in dem schönsten Kleide.

Als sie einesmals ihr Sonnenfarbnes Kleid angezogen hatte, kehrte der Sohn des Königs, dem der Meyerhof gehörte, darinnen ein, um von der Jagd auszuruhen. Dieser Prinz war jung, und wohl gemacht, der Liebling seiner Eltern und der Abgott seines Volks. Er nahm ein ländliches Mahl ein und kroch dann in den Höfen und in allen Winkeln des Hauses umher. Endlich kam er auch auf einen dunkeln Gang, an dessen Ende eine verschlossene Thüre war.

Die

Die Neugierde trieb ihn, durch das Schlüsselloch zu gucken. Wie erstaunte er als er diese schöne und prächtig gekleidete Prinzessin erblickte, die ihn durch ihren edeln bescheidenen Anstand mit der tiefsten Ehrfurcht erfüllte. Diese allein hielt ihn ab die Thüre aufzustoßen, wozu er in der ersten Aufwallung der Leidenschaft sehr große Lust hatte.

Ungern verließ er den Gang und erkundigte sich im Hause, ¿ wer denn die kleine Kammer bewohne? Man antwortete ihm, es wäre ein armes Mädchen, die man im Hause nur Eselshaut nennte, weil sie gewöhnlich eine Eselshaut trüge. Sie wäre so schmuzig, daß kein Mensch sie gern ansehn oder mit ihr reden möchte, und man hätte sie aus Mitleid aufgenommen, um die Schaafe und Gänse zu hüten.

Der Prinz war durch diese Nachricht schlecht getröstet; aber er sah wohl, daß die guten Leute selbst nicht mehr wüßten, und so frug er denn auch nichts weiter. Indeß war er über alle Maasen verliebt und da er wieder nach Hause kam, so konnte er an nichts denken, als an sein Abentheuer, und das Bild der Göttin, die er durch das Schlüsselloch gesehen hatte, schwebte ohne Unterlaß vor seinen Augen. Seine Bescheidenheit fing ihn an zu gereuen und er nahm sich fest vor, das nächstemal gewiß anzupochen. Aber noch in der nemlichen Nacht

zog

LB Coburg

zog ihm das Ungestüm seiner Leidenschaft ein Fieber zu, das ihn in kurzem an den Rand des Grabes führte. Alle Mittel wurden vergebens angewandt, und seine Mutter, welche nur dieß einzige Kind hatte, war in Verzweiflung. Vergebens versprach man den Aerzten die größten Belohnungen; sie boten alle ihre Kunst auf, aber nichts war im Stande den Prinzen zu retten. Endlich meynten sie, es müsse irgend ein heimlicher Kummer zum Grunde liegen, der die Krankheit verschlimmere. Sie theilten der Königin diese Vermuthung mit, und diese beschwor ihren Sohn, ihr die Quelle seiner Krankheit nicht zu verbergen. Sie versicherte ihn, daß er alles erhalten sollte, was er begehren würde; und wenn es auch selbst die Krone wäre, so würde sein Vater sie mit Vergnügen auf das Haupt eines so geliebten Sohnes setzen. Wenn er etwa in eine Prinzessin verliebt wäre, mit deren Vater man im Kriege begriffen sey, oder über den man sonst gerechte Ursache zu klagen hätte, so würde man von Herzen gern die Forderungen der Politik den Forderungen seines Herzens nachstehen lassen. Mit Einem Worte man wäre zu allem bereit, was ihm das Leben retten könnte, denn das Leben seiner Eltern hienge von dem seinigen ab. Die Königin endigte mit einem Strome von Thränen, der über das Gesicht ihres Sohnes her-

herabfloß. — Liebste Mutter, antwortete er ihr nach einigem Stillschweigen mit schwacher Stimme, ich begehre die Krone meines geliebten Vaters nicht; möchte Gott sein Leben noch lange erhalten und ich noch lange Zeit der treueste und ehrerbietigste seiner Unterthanen seyn. Aber eben so wenig habe ich daran gedacht mich zu verheyrathen, und Sie wissen, daß ich Ihnen immer gehorsam gewesen bin, und daß ich also auch in diesem Punkte alles auf Ihren Willen würde ankommen lassen, soviel mich auch dieser Gehorsam immer kosten dürfte..... ¡Ach! mein Sohn, erwiederte die Königin, es ist uns nichts zu kostbar, um dir das Leben zu retten; aber rette du auch das meinige und das Leben deines Vaters; entdecke mir was du wünschest und sey versichert, daß es dir zugestanden werden soll.... Wohlan denn, versezte der Prinz, Sie wollen, daß ich Ihnen meine Wünsche entdecken soll, so muß ich gehorchen; und ich würde mir ein Verbrechen daraus machen, das Leben meiner geliebten Eltern in Gefahr zu setzen. Ach, liebste Mutter, fuhr er fort, mein heißester Wunsch ist, daß Eselshaut mir mit eignen Händen einen Kuchen backe und daß man mir ihn bringe, wenn er fertig ist.... Die Königin glaubte ihr Sohn phantasire, da er ihr den seltsamen Namen nannte, und frug ihn, ¿wer denn

Eselshaut wäre? — Ihro Majestät, fiel einer von den dabey stehenden Offizianten ein, der das Mädchen von ungefähr gesehen hatte, es ist das häßlichste Murmelthier von der Welt, ein schwarzer Schmuzraz, der draussen auf Ihro Majestät Meyerhofe dient und die Gänse und Truthühner hütet.... Gleichviel, antwortete die Königin. Mein Sohn hat vielleicht einmal beym Einkehren von der Jagd von ihrem Backwerke gegessen. Es ist eine Kranken-Idee; aber ich muß mein Wort halten, und Eselshaut soll ihm gleich einen Kuchen backen. Nun schickte man auf den Meyerhof; ließ Eselshaut kommen und befohl ihr, so gut sie könnte einen Kuchen für den Prinzen zu backen.

Man will wissen, daß die Prinzessin es gewahr worden sey, als der Prinz durch das Schlüsselloch in ihre Kammer guckte; sie hatte ihn hierauf beym Weggehen durch ein kleines Fensterchen belauscht, ihn jung, schön und wohlgemacht befunden. Sie hatte sich von der Zeit an sein Bild fest eingeprägt und das Andenken an ihn hatte ihr manchen Seufzer gekostet. Dem mag nun seyn wie ihm will, sie mag ihn gesehen oder von ihm gehört haben, genug, sie war froh ein Mittel zu finden ihm näher bekannt zu werden, schloß sich in ihre Kammer ein, warf ihre häßliche Haut ab, scheuerte sich Gesicht und Hände ab, strich

ihre blonden Haare zurecht, legte dann ein schönes Corset und Rock von blanken Silber-Stoffe an und fing an einzumengen, wozu sie das feinste Mehl, die frischesten Eyer und die schönste Butter nahm. Unter dem Mengen kam ein Ring, den sie am Finger trug, vielleicht aus Vorsatze, in den Teig; und da der Kuchen fertig war, hüllte sie sich wieder in ihre Haut, gab dem Bedienten den Kuchen und erkundigte sich nach den Gesundheitsumständen des Prinzen. Der Bediente würdigte sie keiner Antwort und lief fort.

Der Prinz riß dem Bedienten den Kuchen aus der Hand und verschlang ihn mit einem Heißhunger, den die Aerzte für ein sehr schlimmes Zeichen hielten. In der That wäre er auch beynahe an dem Ringe erstickt, den er in dem Kuchen fand. Aber er nahm ihn sachte aus dem Munde und sein Heißhunger legte sich in etwas, um ihm Zeit zu lassen, den Ring zu bewundern, der aus einem einzigen Smaragd bestund. Dieser Smaragd war in einem goldnen Reife eingefaßt, welcher so enge war, daß er nur an den zärtlichsten Finger passen konnte.

Tausendmal küßte er den Ring, steckte ihn unter sein Kopfkissen und zog ihn alle Augenblicke wieder darunter hervor, so oft er glaubte, daß niemand auf ihn Achtung gäbe. Indessen

deß ward sein Fieber zusehends schlimmer; denn er dachte und sonn nun auf nichts, als wie er es anstellen sollte, die zu sehen zu bekommen, der dieser Ring gehörte. Er glaubte nicht, daß man ihm seine Bitte gewähren würde, wenn er verlangte, daß man die geschickte Bäckerin sollte kommen lassen, noch weniger wagte er jemanden zu entdecken, was er durch das Schlüsselloch gesehen hatte, weil man ihn gewiß für wahnsinnig gehalten hätte. Diese Ideen, welche ihn von allen Seiten bestürmten, vermehrten natürlicherweise seine Krankheit, und da die Aerzte ihres Leibes keinen Rath mehr wußten, so versicherten sie der Königin, daß der Prinz zuverläßig vor Liebe krank sey. Der König und die Königin eilten nun an das Krankenbette, und der König rief voller Verzweiflung aus: mein liebster Sohn, nenne uns Deine Geliebte, sie mag seyn wer sie will. Ja wäre sie auch die niedrigste Sclavin, so soll sie die Deinige seyn. Auch die Königin umarmte ihren Sohn und bekräftigte das Versprechen des Königs mit einem Eide. Der Prinz wurde endlich durch die Liebkosungen und Thränen seiner Eltern gerührt und sagte: Liebste Eltern, meine Meynung ist im geringsten nicht, eine Verbindung zu treffen, die Ihnen misfallen könnte; und zum Beweiße daß ich die Wahrheit rede, so ver-

spreche ich Ihnen keine andre zu heyrathen, als die, an deren Finger der gegenwärtige Ring paßt. (Bey diesen Worten zog er den Ring unter seinem Kopfkissen hervor.) Sie sehen, fuhr er fort, daß er schwerlich an den Finger einer gemeinen Dirne paßen dürfte.

Der König und die Königin nahmen den Ring, betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit und waren so wie der Prinz der Meynung, daß dieser Ring nur an den Finger eines Frauenzimmers von Stande passen könne. Nun umarmte der König seinen Sohn, schwur, ihn zu retten, und befohl den königlichen Herolden unter Paucken und Trompeten-Schalle in der ganzen Stadt auszurufen, daß alle Frauenzimmer auf das Schloß kommen sollten, um einen Ring anzuprobiren, und die, welcher er paßen würde, solle den Kronerben heyrathen.

Der Ausruf that seine Wirkung und das Schloß wurde von Stunde an mit Frauenzimmern angefüllt. Zuerst kamen die Prinzessinnen, dann die Gräfinnen, Reichsfreyherrinnen und Baroneßinnen; aber sie mochten ihre Finger so dünn machen, wie sie wollten, der Ring gieng doch nicht daran. Das Probiren kam nun an die Bürgermädchen; aber die niedlichsten unter ihnen hatten nicht so dünne Finger als für den Ring nöthig waren. Der Prinz der sich eben ganz wohl befand, machte

sich selbst das Vergnügen allen den Ring anzuprobiren. Er kam endlich bis zu den Kammermädchen; aber auch diese machten ihr Glück nicht. Sie hatten nun alle durchprobirt und keiner hatt' er gepaßt; als der Prinz befohl die Küchenmägde und Gänsemädchen kommen zu lassen. Sie kamen auch, aber an ihren dicken, kurzen und rothen Fingern gieng der Ring nicht über den Nagel.... ¿Warum hat man Eselshaut nicht auch kommen lassen, die mir neulich den Kuchen gebacken hat? frug der Prinz. Alles in Zimmer fing an zu lachen, und man sagte ihm, sie sey gar zu schmuzig. Thut nichts, erwiederte der König, laßt sie nur den Augenblick kommen; man soll nicht sagen, daß ich jemanden übergangen habe.... Die Bedienten gehorchten und machten sich unter Lachen und Schreyen auf den Weg.

Die Prinzessin hatte die Trompeter und Pauker und den Ausruf des Herolds gehört, und leicht gerathen, warum man diesen Lärm machte; aber sie liebte den Prinzen, und da die wahre Liebe furchtsam und frey von Eitelkeit ist, so schwebte sie in einer beständigen Angst, es möchte sich eine Dame mit eben so kleinen und zarten Fingern, als die ihrigen, finden. Wie groß war ihre Freude, als die Hofbedienten kamen und an ihre Thüre pochten. Sie hatte sich schon zum voraus darauf vorbereitet, ihren

Kopfputz zurechte gemacht, ihr silbernes Corset und einen schönen Rock mit Spitzen besezt und mit Brillanten verziert angezogen. Als sie an ihre Thüre klopfen hörte, nahm sie geschwind die Eselshaut um und machte die Thüre auf. Die Bedienten konnten vor Lachen kaum reden, und sie brachten mit vieler Mühe heraus, daß der König sie auf's Schloß kommen ließe, um seinen Sohn zu heyrathen; führten sie dann unter beständigem Gelächter fort, und brachten sie vor den Prinzen, der selbst über ihren häßlichen Aufzug erschrak und sich nicht einbilden konnte, daß es dieselbe wäre, die er durch das Schlüsselloch gesehn hatte. Niedergeschlagen und betrübt über seinen groben Irrthum frug er sie: ¿ihr seyd es also, die unten auf dem dunkeln Gange in dem Meyerhofe wohnt? — Ja, gnädigster Herr, antwortete sie.... So zeigt mir denn Eure Hand, fuhr er zitternd und mit einem tiefen Seufzer fort.... Sie gehorchte, und wie erstaunte König und Königin, Kammerherrn und Hofdamen und alle Anwesende, als aus der schwarzen schmuzigen Eselshaut ein kleines, weißes und zartes Händchen zum Vorscheine kam. Sie reichte es hin, und der Ring paßte sogleich an den niedlichsten Finger von der Welt. Jezt warf die Prinzessin auf einmal die Haut ab und erschien so schön und glänzend, daß der Prinz bey aller seiner

Schwäche

Schwäche sich nicht enthalten konnte vor ihr auf die Knie zu sinken und die ihrigen mit einem Feuer zu umarmen, das ihr das Blut ins Gesicht jagte. Aber nur wenige Leute bemerkten dieß, denn der König und die Königin eilten sogleich herbey, umarmten und frugen sie, ob sie ihren Sohn heyrathen wolle; und die Prinzessin, die auf allen Seiten mit Liebkosungen bestürmt wurde, war eben im Begriffe ihrer Dankbarkeit freyen Lauf zu lassen, als sich die Decke des Zimmers öffnete und die Fee Je-länger-je-lieber, auf einen aus Je-länger-je-lieber-Zweigen und Blumen geflochtenen Wagen herabstieg und die Geschichte der Prinzessin mit unbeschreiblicher Anmuth erzählte. Der König und die Königin waren entzückt, da sie hörten, daß ihre künftige Schwiegertochter eine große Prinzessin sey; aber den Prinzen rührte ihre Tugend mehr als ihre Herkunft, und seine Liebe wurde dadurch immer stärker. Kaum erlaubte seine Ungeduld, daß man die nöthigen Zurüstungen zu der Vermählung machen konnte. Der König und die Königin waren in ihre Schwiegertochter ganz vernarrt und umarmten sie einmal über das andre. Sie hatte declarirt, daß sie ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht heyrathen würde, und daher hatte man an ihn zuerst eine Einladung zum Hochzeitfeste geschickt, doch ohne ihm wissen zu lassen,

sen, wer die Braut war. So hatte es die Fee Je-länger-je-lieber verlangt, welche in allem mit Rathe und That an die Hand gieng. Aus allen Landen kamen Könige herbey: einige in Porte-Chaisen, andre in Cabriolets, die entferntesten auf Elephanten, Tygern und Adlern. Aber keiner kam in einem prächtigern Aufzuge, als der Vater der Prinzessin, der von seiner unsinnigen Liebe geheilt war, und eine sehr schöne Königs-Wittbe geheyrathet hatte, die ihm ein Königreich zubrachte. Kinder aber hatte er nicht von ihr. Seine Tochter eilte ihm entgegen. Er erkannte sie sogleich und umarmte sie mit der grösten Zärtlichkeit, ehe sie noch Zeit hatte, sich vor ihm auf die Knie zu werfen. Der König und die Königin stellten ihm den Bräutigam vor, den er mit Liebkosungen überschüttete. Die Hochzeit ward nun mit aller möglichen Pracht gefeyert, auf welche die jungen Eheleute wenig achteten; denn sie sahen und hörten nicht vor Liebe und Zärtlichkeit. Der König ließ seinen Sohn noch an demselben Abende krönen und sezte ihn selbst auf den Thron, ungeachtet sich dieser aus allen Kräften widersezte. Die Feyerlichkeiten dauerten beynahe ein ganzes Vierteljahr; aber die Liebe der jungen Leute würde noch dauern, wenn sie nicht hundert Jahre darauf gestorben wären.

Feen-

Feen-Mährchen
der
Frau von Lintot.

I.

Kornblümchen.

In dem reizenden Thale Cangam herrschte einmal ein König, dem man den Namen Redescheu gegeben hatte. Niemand liebte ihn, weil er wenig sprach, und fast gar nicht lachte. Gleichwohl hatte er Verstand, that gern Gutes, und war ein gütiger, gerechter und weiser Fürst.

Redescheu wußte wohl wie wenig er geliebt wurde, welches soweit gieng, daß man sogar ein paarmal Anschläge auf sein Leben gemacht hatte, und dieß kränkte ihn tief: indessen hoffte er doch die Herzen seiner Unterthanen durch Wohlthaten gewinnen zu können. In dieser Absicht erschien er öfters auf einem Balkon seines Palastes, der auf einen großen Platz gieng, und theilte reichliche Spenden von Gold und Silber aus.

Einmal des Abends bemerkte er im Gedränge eine kleine alte Frau, die einen Korb mit Kräutern unter dem Arme trug. „Gnädigster Herr! rief ihm das Weib zu, haben Sie doch die Gnade, mir meine Kräuter abzukaufen! ich bin so unglücklich, daß niemand sie mag, wiewohl sie gut sind, und wohlfeiler als bey andern Weibern: haben Sie die Gnade, sonst sterb' ich Hungers." Den König rührte die Klage der armen Frau; er schickte ihr eine Börse mit Gold. Sie nahm die Börse mit der grösten Freude; zugleich aber bat sie den Ueberbringer, er möchte doch in ihrem Namen das Körbchen dem Könige überreichen, und ihr zu einer kleinen Audienz verhelfen. „Behaltet immer euer Körbchen," antwortete der Herr vom Hofe mit bitterm Spotte. Fatime ließ sich nicht abschrecken, sondern bat noch einige andre Herren: keiner erfüllte ihre Bitte. Sie stellte sich daher an das Thor des Palastes, um abzuwarten, wenn der Monarch in den Tempel gehen würde. Sobald sie ihn erblickte, nahte sie sich ihm sehr ehrerbietig, und sagte zu ihm: „ich komme, Eur. Majestät für die Gnade zu danken, die Sie mir erzeigt haben, und zugleich zu bitten, meine Kräuter auf Ihr Zimmer tragen zu lassen: besser weiß ich nicht zu danken. Dieses Körbchen enthält ein Geschenk, das

Eur.

Eur. Majestät würdig ist. Ich berufe mich deswegen auf den Ausspruch einer schönen Dame, die mir einmal ein Sauerampfer-blatt gab, weil ich ihr ein Paar Blumen in meinem Garten zu pflücken erlaubt hatte. Verwahrt dieß Blatt sorgfältig, sagte sie zu mir; es hat Eigenschaften von hohem Werthe. So lange Ihr es tragt, seyd Ihr vor jedem Unfalle sicher. Ich habe das Blatt lange aufbewahrt; aber heute, da ich sehe, daß niemand meine Kräuter wollte, hab' ich mich endlich entschlossen es von mir zu geben. Ich hab' es verschiedenen Personen gezeigt, die Eigenschaften des Blattes erklärt und für ein Geringes angeboten: man hat mich aber ausgelacht. Aus Verdruß hab' ich es in meinen Korb geworfen: sind Eur. Majestät neugierig darauf, so werden Sie's bald heraus finden können; denn es ist breiter und länger als die gewöhnlichen, und es stehen Karakter darauf, die ich nicht habe lesen können." Der König dankte ihr und schenkte ihr noch zwey Beutel mit Golde: den Korb aber ließ er auf sein Zimmer tragen. Es ward ihm nicht schwer, das bestimmte Blatt heraus-zufinden: auch die Karakter zeigten sich ihm bey einer genaueren Untersuchung. Diese Karakter enthielten die Belehrung, daß man durch das Blatt, in der linken Hand gehalten, un-

sicht-

sichtbar würde; legte man's aber auf's Herz, so erführe man dadurch die geheimsten Gedanken seiner nächsten Gesellschaft. Um die Probe zu machen nahm es der König in die linke Hand; und zu seinem grösten Vergnügen überzeugt' er sich, daß ihn niemand bemerkte, als er durch alle Zimmer des Palastes gieng. Er legte es auch aufs Herz, und las in der Seele seines Generals von der Garde das schwarze Vorhaben, ihn noch diesen Abend zu ermorden und sich auf den Thron zu schwingen. Redescheu schäzte sich im höchsten Grade glücklich, ein so nützliches Kräutchen zu besitzen; er trug es von nun an, in einem Beutel von Goldstoffe beständig auf der Brust; und dadurch lernt' er diejenigen kennen, die um ihn waren. Durchaus fand er Herzen voll Falschheit, Ehrsucht und schändlichem Geiz. Bestürzt über diese Entdeckung an seinen Hofleuten und Günstlingen wollt' er nun sehen, ob alle seine Unterthanen in gleichem Grade verdorben wären; auch unter diesen fand er nicht einen, der nicht anders gewesen wäre als er zu seyn schiene. Unwillig über ein so verderbtes Volk zu herrschen, entschloß er sich den Thron zu verlassen. Lieber wollt' er sein Leben auf einem seiner Schlösser mitten in einem schönen Walde beschliessen; lieber Eingezogenheit und Ruhe als Hofgeräusch und allen Schimmer der königlichen Würde haben.

Seine Gemahlin war schon vorlängst gestorben und hatte ihm nur eine Tochter hinterlassen. Diese einzige Tochter war ihm noch in der Wiege von einer großen schwarzen Hündin geraubt worden; und seit der Zeit war jede Bemühung, etwas von ihr zu erfahren, fruchtlos gewesen. Es hinderte ihn also nichts an der Erfüllung seines Wunsches nach der Einsamkeit, die ihm Reize darbot, von welchen er im Gewühle der großen Welt nichts empfand; er liebte das Lesen und Denken. Ungeachtet er König war, so war er doch auch Gelehrter und Philosoph, aber ohne die gewöhnlichen Fehler von beyden zu haben. Sein Wissen machte ihn nicht unleidlich, wie so oft der Fall ist; an ihm war kein Eigensinn, kein Selbstdünkel, keine Lobsucht seiner Arbeiten; er ließ jedem Gerechtigkeit widerfahren, der besser dachte oder sprach, als er.

In dem Augenblicke da er abreisen wollte, erschien in seinem Zimmer Abdal, ein Mann von Ansehen und Verdienste. Der König hatte seit dem Besitze des wichtigen Blattes diesen seinen Minister, wegen einer langen und schweren Krankheit, nicht gesehen. Er hielt ihn für nicht besser als die andern, und wollte sich entfernen, ohne ihm nur einen Blick zu gönnen. Aber es fiel ihm ein, daß er ihm vor

sei-

seiner Krankheit einige Geschäfte von vorzüglicher Wichtigkeit übertragen gehabt; er befragte ihn also darüber. Und welch ein Erstaunen für ihn; er entdeckte in Abdal den einzigen Mann im Königreiche, der wahre Tugend besaß. Voll Entzücken und indem er ihn umarmte, sagte er zu ihm: Abdal, du bist der Krone werth, die ich niederlegen will, nimm sie an. Die Unterthanen werden dich lieben, weil du alle Eigenschaften vereinigst, durch die sich ein König Liebe erwirbt. Abdal war auch in der That ein Mann der Liebe verdiente. Er hatte ein edles Ansehen, schöne Augen, einen freundlichen Mund, ein anmuthsvolles Lächeln; Verstand und Talente waren bey ihm verbunden. Alle diese Vorzüge bekamen noch das Gepräg der Vollkommenheit durch die Güte seines Herzens. Sein gröstes Vergnügen war Wohlthätigkeit; und er begleitete jede Wohlthat mit einem Ausdrucke von Milde, der dem Hülfesuchenden eben so süß war als die Wohlthat selbst. Alles freute sich, als man vernahm, König Redescheu habe ihm die Krone abgetreten. Er hatte alles angewendet, den König von seinem Vorhaben abzubringen und die Königswürde von sich abzulehnen: aber er mußte gehorchen, und das ganze Reich jauchzte darüber. Jedermann ehrte und schäzte ihn; wie seine Tochter Zemona und seinen Sohn

Timan.

Timander, beyde schön und edel, und ihres Vaters vollkommen würdig.

Eines Tages als Timander im Walde in einem Buche las, das ihn anzog, weil es ihn belehrte, sah er ein Blatt Papier um sich her flattern, auf dem etwas mit goldnen Buchstaben geschrieben stund. Er wollt' es ergreifen; aber es entschlüpfte ihm. Er lief ihm nach, das Blatt flog immer weiter. Timander ward nicht müde ihm nachzulaufen; er wollte doch sehn, wohin es ihn führen würde; und so verfolgte er es den ganzen Tag, bis er sich in der Dämmerung in einer unbekannten Gegend des Waldes befand. Hier legte sich ihm das Blatt von selbst in die Hand, und er las darauf:

Ein schönes Mädchen fühlt für dich allein.
Wirst du für Liebe wieder Liebe geben,
So wird dereinst die Königstochter dein.
Doch wirst du kalt und unempfindlich seyn,
Wird sich vom Gram darob ihr Busen schwerer heben,
So magst du für die Zukunft beben,
Sie hüllt sich dir in Sturm und Wetter ein.

Der Prinz las diese Verse und las sie wieder; aber die Drohung, die sie enthielten, schreckte ihn nicht: er überzeugte sich fest, daß er die schöne Unbekannte unfehlbar herzlich lieben würde. Noch hatt' er nicht geliebt; denn

noch

noch war ihm kein Gegenstand vorgekommen, der ihm seiner Zärtlichkeit werth geschienen hätte. Zwar hatte Zemona manche schöne Gesellschafterin: aber bey jeder hatte Timander entweder an ihrem Verstande oder an ihrer Laune etwas auszusetzen gehabt. Belise, ganz Eigenliebe und Sucht zu gefallen, wollte alle Herzen besiegen, gönnte nur demjenigen ein freundliches Lächeln, der ihr sagte, sie sey schön. Celerine war in diesem Augenblicke zuvorkommend und schmeichelnd, im folgenden spöttisch und spröde. Fatme machte Anspruch auf Gelehrsamkeit, sprach fast immer blos von Neuigkeiten des Tags, entschied über alles, fand keine ihres Geschlechts, die Geist genug gehabt hätte, um sich mit ihr zu unterhalten. Barbane war stolz und hatte überall Langeweile. Felicie sprach mit zu viel Grimasse, hatte immer etwas Gezwungenes, ein Ansehn von Verlegenheit; kurz von allen Damen, die er kannte, war nicht Eine, die ihm gefiel. Nur diejenige, von der ihm das fliegende Blatt sagte, nur diese stellt' er sich ganz nach seinen Wünschen vor. Mit heimlicher Freude überließ er sich diesem Gedanken, und wünschte nur die Unbekannte zu sehen. Es war ihm daher sehr ärgerlich, daß er auf dem Blatte keine Nachricht von ihrem Aufenthalte fand. In dieser Ungewißheit gieng er immer weiter, um vielleicht im

Walde

Wald ein Haus zu finden, wo er nachfragen könnte.

Er war erst wenige Schritte gegangen, so hört' er über sich ein Summen in der Luft. Er blickte auf und sah einen kleinen Thron von Rosen und Schasmin, getragen von einer ungeheuern Menge Bienen, die langsam nach der Seite zu flogen, woher er kam. Wunderbar dünkte ihm diese Erscheinung; aber noch wunderbarer die Folge. Die kleine fliegende Schaar verweilte bey ihm, und eine Biene überreichte ihm ein Rosenblatt, mit der Aufforderung, den Schasminthron zu besteigen und sich an einen Ort tragen zu lassen, wo er mit Ungeduld erwartet würde. Timander vergaß in diesem Augenblicke, welchen Kummer er seinen Eltern durch sein Verschwinden zubereiten würde; er machte es wie alle junge Leute ohne Erfahrung; nicht die Vernunft wurde gehört, blos der Ruf des Augenblicks. Er bestieg den Rosenthron, der auf einmal für ihn groß genug wurde, und namenlose Freude war es für ihn, zu sehen, wie sein leichter Wagen mit unglaublicher Schnelle die Lüfte durchschnitt. Wie ein Bewohner der Götterwelt saß er darauf: sein schönes braunes Haar floß in Locken nachlässig über sein Gewand von blauen Silberstoff. Zwey violetfarbne Zeisige hüpften neben ihm auf ei-

nem Schaßminzweige und sangen mit bewundernswürdiger Anmuth ihren Wettgesang: sanft und zärtlich war ihr Lied. Noch nie war der Prinz so angenehm gereist und zugleich so schnell; denn sein Auge, so gut es auch war, unterschied keines der verschiedenen Länder, über die er dahinrauschte. Vier Stunden währte diese Luftreise; bis endlich die Bienen das liebliche Fuhrwerk in einem Garten niedersezten, der so prächtig, so ausserordentlich war, daß er dem Prinzen vorkam wie eine Wohnung höherer Wesen.

Gold war der Sand in den Gängen; die Zweige der Bäume waren grün und durchsichtig wie lauter Smaragd; die Blätter blieben immer frisch; alle Bäume prangten mit Blüthen und Früchten, deren Duft der Nase eben so wohlbehagte als ihre Farben dem Auge. Junge Rasenstücke winkten überall zur Ruhe. Tausend und tausend Sänger sangen in den schattenreichen Gängen der Gebüsche, die schönste Begleitung zu der entzückenden Symphonie hoch in der Luft. Ewiger Frühling herrschte in diesem Aufenthalte der Wonne; Regen und Wind waren hier fremd; nur Zephyr wehte über Blumen. Kein unnützes Unkraut, kein beschwerliches Geschöpf war hier zu sehen: in den Gehölzen weideten

weiße

weiße Hirsche mit Halsbändern von Diamanten: Rebhühner, Fasanen, Turteltauben und Eichhörnchen erschienen folgsam und freundlich auf den ersten Ruf. Aus mehrern Quellen floß ein klares, frisches, reines Wasser und bildete kleine Bäche in Kanälen von Bergkrystall, deren Rand mit Violen eingefaßt war. Keine Mauer umschloß diesen Zauberort; er hatte blos Umzäunungen von Schasmin, Granaten und Orangen.

Timander bewunderte alle diese Schönheiten und bewunderte sie immer von neuem: aber dabey vergieng er fast vor Ungeduld, die Eigenthümerin zu finden. Nach einigen Wendungen durch den schönen Garten sah er einen Wagen von Elfenbein vorbeyfahren, den zween Hirsche mit goldnen Geweyhen zogen, und auf dem Wagen eine Schönheit, wie er sie noch nie gesehn hatte. Ihr Anblick bezauberte ihn: er wollte dem Wagen voreilen, wollte ihn aufhalten; allein die Hirsche trabten so schnell, daß er ihn bald aus den Augen verlor. Dieses kurze Abentheuer hätte ihn betrübt, wenn er Zeit behalten hätte darüber nachzudenken. Es erschienen zwölf ähnliche Wagen von japanischen Porzellan von weißen Einhornen gezögen, und auf diesen Wagen zwölf noch schönere Damen. Erstaunen machte ihn unbeweglich und sprach-

los. Nachher, als er sich wieder besonn, ärgerte es ihn, daß er nicht hatte reden können; denn einen Augenblick darauf sah er keinen Wagen mehr. Er verfolgte zwar eilig den Weg, den sie genommen hatten, bis ans Ende einer Allee: aber wie er dahin kam, war alles verschwunden.

Statt der Wagen und Damen sah er einen großen Kanal, der unendlich lang zu seyn schien. Auf diesem Kanale segelten Schiffe von Krystall mit goldnen Masten, Seegeln von rosenfarbnen Flor, und goldenen Rudern, die sich in Blumenketten bewegten. Alle Ruderknechte waren in Silberstoff gekleidet. Verwunderungsvoll sahe Prinz Timander das neue Schauspiel, das sonderbare Geschwader, wie es langsam auf ihn zukam. Ein kleiner Nachen wurde abgesandt, und legte an der Stelle wo Timander stand, an. Aus dem Nachen stieg ein Knabe, dem Gott der Liebe gleich, und frug den Prinzen, ob er nicht begierig wäre die schöne Gebieterin dieser Gegend kennen zu lernen. Timander antwortete durch Versicherungen, daß er sich kein schöneres Glück zu denken wisse, als ihr zu huldigen. So steige denn in meinen Nachen, sagte der Knabe mit einem schelmischen Lächeln, du wirst bald deinen Wunsch erfüllt sehn. Timander ließ sich

sich nicht lange bitten, sondern sprung hastig in den Nachen. Ein Windstoß brachte diesen in wenigen Minuten wieder zu dem grösten jener Schiffe zurück. Hier bewillkommten zwo junge Schönen den Prinzen und führten ihn auf's Verdeck, wo die Königin auf einem Throne von einem einzigen Amethyst, im Schatten von vier Citronenbäumen, die in smaragdnen Aeschen stunden, saß. Sie stund auf und empfieng ihn mit der Frage: ¿ob er den Versen im Walde geglaubt und auf die Hoffnung sich gefreut hätte, die sie ihm gaben? Ich war nicht so eitel, gab er zur Antwort, mir den Gedanken zu erlauben, daß mir ein solches Loos beschieden seyn könnte. Aber geglaubt hab' ich doch, ich müßte zu der Liebenswürdigen kommen, die mir angekündigt war. Ich gieng also mit dem Vorsatze ihr mein Herz und meinen Dienst anzubieten. Jezt da ich sie sehe, jezt sind in meinem Herzen andere Empfindungen erwacht, die keine Gottheit wieder vernichten könnte. Ich werde mich für den glücklichsten Sterblichen halten, wenn ich sie Ihnen entdecken darf und wenn Sie mir vergönnen wollen, mein Leben der Bewunderung Ihrer Reize zu widmen. Sehr gern, antwortete die Königin, gewähr' ich Ihnen was Sie wünschen: und eben so gern will ich Ihnen gestehen, daß ich diejenige bin, die Sie suchen. Ich sah Sie gestern im

Walde: Sie erschienen mir wie ein Gott. Ich fühlte, daß Sie allein mich glücklich machen könnten; und um es Ihnen zu entdecken, brachte Sie mein Rosenwagen an meinen Hof. Ich bin Graziose, eine Tochter der Feenkönigin. Ich besitze die Feenkunst wie sie: alles, was sie hier sehen, ist mein Eigenthum. Mein Gebiete ist das Reich der Freude: wohin Sie blicken, begegnen Ihnen Scherze und Grazien. Ueberdruß und Sorgen sind auf ewig daraus verbannt: ich habe mich durch einen unverletzlichen Schwur verbunden, sie bey der ersten Annäherung wieder zu verscheuchen. Sehen Sie zu, ob sie fähig seyn werden, sie auf immer von Ihnen entfernt zu halten; ob es Ihnen möglich seyn werde, mich so beständig zu lieben, als ich es von Ihnen verlange. Versprechen Sie mir bewährte Treue, so sind Sie hier Gebieter, und nichts stört die Freuden, die man Ihnen zubereitet. Hat mein Herz, meine Hand, meine Krone keinen Reiz für Sie, so können Sie zurückkehren; ich selbst lasse Sie wieder an den Hof Ihres Vaters bringen, sollte auch Ihre Entfernung mein Leben auf immer verbittern. Entschließen Sie sich; aber bedenken Sie dabey, daß ein schreckliches Schicksal Ihrer wartet, wenn Sie mir nicht halten was Sie versprechen.

Bezau-

Bezaubert von Graziosen schwur Timander, keine Schönheit auf dem Erdboden würde je vermögend seyn, ihn so zu fesseln, daß er die Liebe zu ihr bereue; sie, nur sie werde die einzige seyn, die er lieben könne. — ¡Der gewöhnliche Schwur aller Liebhaber in den ersten Stunden der Wünsche, und gleich nach der Befriedigung vergessen! Graziose war mit seiner Versicherung zufrieden; sie reichte ihm ihre Hand, und er küßte sie mit einem Entzücken, das ihr gar nicht mißfiel. Sie sprachen noch lange; aber ihm kam es nur wie ein Augenblick vor: er sah in ihr das vollkommenste Weib. Ein bezaubernder Liebreiz war über ihr ganzes Wesen verbreitet; ihr Verstand durchdringend; ihr Witz leicht und fein. Dabey war sie schön und von edlem Wuchse; ihr Busen hochgewölbt; ihre Hände und Arme rund und voll. Ueber ihrem Gesichte aber hieng ein dichter Schleyer; eine Hülle, die des Prinzen Neugier nicht wenig reizte. Graziose sagte ihm dagegen, es sey noch nicht Zeit, sich ihm zu zeigen; noch wolle sie die Schaam über ihr zu rasches Geständniß verschleyern; und dann wünschte sie wohl den Versuch zu machen, ob sie auch ohne Hülfe ihres Gesichts seine Liebe ganz nach ihrem Wunsche gewinnen könnte. Sie sollen, sezte sie hinzu, mehr von meinem Geiste und Herzen gerührt werden, als durch

meine Schönheit. Ein schönes Gesicht macht Eindruck und gefällt; aber es gleicht einer frischen Blume, die von einem zu heißen Sonnenstich in einem Augenblicke verwelkt, oder doch gegen die Macht der Jahre zu schwach ist. Aber kein Gram deswegen! nicht immer wird dieser Schleyer mich verhüllen. Ich will blos Ihre Beständigkeit prüfen: bin ich davon versichert, so gebe ich Ihnen noch alles, was ich ausser meinem Herzen geben kann. Timander fand alles, was die Königin sagte, so vernünftig, daß er nicht weiter in sie zu dringen wagte.

Fünf bis sechs Stunden mochte er im Schiffe gewesen seyn, als er am Ufer des Kanals einen Palast von ausserordentlich großen und schönen Diamanten gebaut, erblickte, und Graziose ihm sagte, dieser Palast sey zu seinem Empfange bereit. Die Schiffe legten dabey an; und Graziose, von ihrem Gefolge begleitet, führte ihn selbst in seine neue Wohnung ein. Ihre geschmackvolle Bauart und ihre Pracht erfüllten ihn mit Bewunderung. Noch voll davon fand er in einem prächtigen Saal eine Tafel mit den köstlichsten Speisen besezt, und an dieser Tafel seinen Platz neben Graziosen. Gegen das Ende der Mahlzeit spielte sie auf der Laute, und sang dazu so entzückend schön, daß

Timander, wär' er nicht schon der verliebteste Mensch gewesen, es jezt gewiß hätte werden müssen. Auf die Fröhlichkeiten der Tafel folgte ein Ball von der schönsten Jugend beyder Geschlechter. Graziose tanzte mit, und immer nur mit ihrem Prinzen. So süße Augenblicke hatte Timander noch nie gehabt. Süß wie diese verflossen ihm auch die folgenden in den nächsten sechs Monden; denn unaufhörlich wurde für ihn mit Vergnügungen gewechselt: er liebte und wurde geliebt. Und doch fehlte ihm noch etwas, um ganz glücklich zu seyn, der Besitz seiner Königin, und die Freude in ihren Augen die Zärtlichkeit zu lesen, die sich ihm jeden Augenblick verrieth.

Einstmals am Abend, auf einer Wanderung mit ihr am Ufer des Kanals, beschwor er sie, da sie doch von der Stärke und Aufrichtigkeit seiner Liebe versichert sey, nunmehr sein Glück zu krönen. Er bat, und bat so dringend, daß sie nicht länger widerstand. Doch nicht auf der Stelle wurde ihm sein Wunsch gewährt: sie bestimmte ihm erst einen Tag dazu; einen Tag, dem beyde Liebende mit gleicher Ungeduld entgegensahen. Endlich erschien er; und sie schwuren sich ewige Liebe in einem kleinen Tempel, mit Bäumen umpflanzt und der Wollust geweiht. Amor und Hymen

begleiteten versöhnt die neuen Gatten den ganzen Tag. Nach der Verbindungsfeyer wurden die Neuvermählten in ein Gemach geführt, das mit Schasmin und Orangen geschmückt war. Zwey große Karfunkel neben dem prächtigen Bette erleuchteten das Gemach, bis Graziose ihren Kammerfrauen sie wegzunehmen befohl. Ungern sah Timander die Entfernung des Lichts; er verlor: aber er suchte und fand Entschädigung.

So dahingeflogen war ihm noch keine Nacht; so ungewöhnlich früh hatte ihn noch kein Morgen überrascht. Nur eins tröstete ihn, die Hoffnung endlich einmal seine Vielgeliebte von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Hastig zog er die Vorhänge auf, hastig suchten seine Blicke die Königin, die noch im tiefen Schlummer lag. ¡Aber, Himmel welch ein Anblick! Sie, eben sie, die Angebetete, hatte ein kleines Affengesicht, das selbst im Schlafe die lächerlichsten Grimassen machte. In dem Augenblicke wurde sie ihm eben so widrig, als sie ihm vorher liebenswürdig erschienen war; so abscheulich, daß er kalt und bleich zusammenschauderte. Es reute ihn nun, wiewohl zu spät, ein Abentheuer begonnen zu haben, das so reizend begonn und so häßlich beschloß. Könnt' er sich nur aus diesem herauswinden, sagt' er sich mit

einem

einem Schwur, nie sollte ihn das Aeussere wieder täuschen. ¡Der Schein betrügt! rief er aus; ¿wer hätte das gedacht, daß ein so schöner Leib einen so scheußlichen Kopf tragen könne?

Indem erwachte die Königin und hörte noch die lezten Worte. Man sollte glauben, sie hätte sich selbst nicht verkennen können, und dennoch fand sie sich aufs äusserste beleidigt. Die Weiber wollen durchaus geschmeichelt seyn: Wahrheit gefällt ihnen nur dann, wann sie nicht ihre günstige Meynung von ihrer Schönheit widerlegt. Graziose hatte mehr als irgend eine andere diese Schwäche ihres Geschlechts: ein Blick auf den Prinzen sagte ihr, wie abscheulich sie ihm geworden war. ¡Welch eine Hölle für ein Weib, das liebt und Abscheu statt Gegenliebe findet! Rache war Graziosens erster Gedanke, und diesem folgte sogleich die Ausführung. Sie ergriff ihren Zauberstab, der zu Häupten ihres Betts lag, und berührte damit Timander: ¡Undankbarer! sagte sie, da ich dir keine Liebe mehr einflößen kann, so werde so verschieden von dir selbst, daß du niemals einer andern gefallen könnest. Indem sie noch sprach, verwandelte sich der Prinz in einen Schmetterling, rosenfarb und blau. Aber nur seine Gestalt veränderte sich, nicht seine Art zu denken: Graziose ließ ihm die Erinner-

ung

ung von dem was er gewesen war. Palast und Garten wurden ihm untersagt; und eilig verließ er beydes, um das Ungeheuer, seine Verwandlerin, nicht mehr zu sehen.

Mehrere Monate lang flog er umher, ohne zu wissen wohin, verdrüßlich und traurig, ohne Hoffnung jemals wieder froh zu werden. Gleichwohl war er dabey für sein Leben besorgt: jeder Vogel machte ihn zittern: sein Daseyn war ihm so lieb, als wär er das glücklichste Geschöpf. Nach langem Umherflattern befand er sich einstmals am Eingange eines Waldes, dessen Bäume viele Jahrhunderte alt zu seyn schienen. Indem er hier ausruhte, sah er ein Mädchen von sechszehn bis siebzehn Jahren, schön wie die Göttin der Liebe kaum seyn kann. Ein leichtes Kleidchen von Leinwand, einige Feld-Blümchen sorglos in ihr Haar geflochten, das war ihr ganzer Schmuck: ihre Reize schienen sie nicht eitel zu machen: ein gewisses Ansehn von Sanftheit und Bescheidenheit sprach für sie.

¡Welch ein Unterschied, dachte Timander im Anschaun ihrer Schönheit, welch ein Unterschied zwischen ihr und den Weibern am Hofe einer Graziose! Sie entlehnt keine Hülfe von der Kunst, um zu gefallen, und könnte doch die ganze Welt mit Liebe fesseln. Jene hingegen

gen machen keinen oder nur geringen Eindruck; denn nichts an ihnen ist Natur. Mitten unter dieser Vergleichung merkte der Prinz, daß er der schönen Unbekannten unwillkührlich nachflog, daß ein gewisses Gefühl in sein Herz eindrang. Er näherte sich ihr so nahe als möglich, bis er sich endlich auf ihre Blumen am Busen niederließ. Kornblümchen, so hieß das schöne Mädchen, fand dagegen den Schmetterling so artig, so schön gezeichnet, daß sie ihm sein Plätzgen mit Vergnügen gönnte. So setzte sie ihren Weg bis an ein kleines Häuschen fort. In diesem Häuschen, ihrer Wohnung, war alles einfach, aber im besten Geschmacke. Es hatte einen Garten mit Blumen und Obstbäumen und einer Einfassung von Weißdorn: aus dem Garten entdeckte man eine Wiese, durchwässert von zween Bächen die an beyden Ufern von Weiden beschattet wurden. Der einfache Reiz dieses ländlichen Aufenhaltes gefiel dem Prinzen besser als der Pallast der Königin der Grazien. In dieser Wohnung fand er auch eine bejahrte Frau, die ein gewisses Ansehen von Gutmüthigkeit eben so ehrwürdig zu machen schien als ihr hohes Alter. Sie sponn eben als das Mädchen wieder bey ihr eintrat: aber sie erblickte sie kaum, so legte sie den Rocken bey Seite, und streckte die Arme nach ihr. Endlich wieder da, liebe Tochter! sagte sie zu ihr

und umarmte sie; wie war ich schon für dich besorgt! Bleib künftig ja nicht so lange von mir entfernt: Mädchen von deinem Alter und so schön wie du, sind nur zu leicht Verdrüßlichkeiten ausgesetzt, wenn sie ohne die vorsichtige Mutter gehen. Ich will, antwortete Kornblümchen, dem guten Rathe folgen: doch auf dieser kleinen Wanderung ist mir nichts verdrüßliches begegnet. Blos diesen Schmetterling hab' ich angetroffen; und den will ich lange behalten, denn er ist so schön, und mich dünkt er mag gar nicht wieder weg von mir. Sie hielt auch Wort: sie pflegte seiner mit vieler Sorgfalt, und versäumte keinen Tag einen großen Blumenstrauß neben sich zu stellen, damit er sich darauf setzen könnte. Tizmander seufzte öfters wann er sie ansah, und fand sich sehr unglücklich sie zu lieben, so nahe bey ihr, und doch nur ein Schmetterling zu seyn.

Die gute Alte, die nach allem Ansehen keines hohen Standes war, setzte ihn öfters durch die vortreflichen Lehren die sie dem Mädchen gab, in Verwunderung. Sie hatte nichts von der Strenge mit welcher die meisten Mütter reden zu müssen glauben; Unterricht, sagte sie immer, muß Vergnügen seyn. Von der mürrischen Laune, von den Schwächlich-

keiten

keiten des Alters wußte sie nichts; über ihr ganzes Wesen war eine gewisse Heiterkeit, eine gewisse Ruhe verbreitet.

Einstmal als Kornblümchen mit ihrem lieben Schmetterlinge auf einer Wiese das Freye genoß, hörte sie, daß Fatime sie rufte. (Fatime, die Kräuterfrau, war es nemlich, die sich diese Einsamkeit zum Aufenthalte gewählt hatte: das kleine Häuschen das sie bewohnte, war von dem Gelde gekauft, das ihr der König Redescheu geschenkt hatte, und von dem übrigen lebte sie ruhig mit ihrem lieben Kornblümchen.) Auf den mütterlichen Ruf eilte das Mädchen ins Haus, um zu sehen was sie verlangte. Ach liebe Tochter, sagte die gute Alte, ich bin gar sehr erschrocken und betrübt. Sieh' nur, indem ich meine Spindel aufheben wollte, stieß ich diese Phiole herunter die noch da zerbrochen liegt. Sie enthielt ein Wasser, das mir eben die Dame geschenkt hatte, von der ich das bewußte Sauerampferblatt erhielt. Nur ein Tropfen von diesem Wasser war hinreichend die stärksten Verzauberungen aufzulösen. Ach grämt Euch nicht darüber liebe Mutter versetzte Kornblümchen, um sie zu trösten; haben wir doch keine böse Fee in der Nachbarschaft, ¿warum wollt ihr also den Verlust jenes Wassers so sehr bedauern? Timander,

dem kein Wörtchen entgieng, zweifelte keinen Augenblick, daß jenes so würksame Wasser ihm seine Gestalt wiedergeben könnte; und voll Zuversicht flog er eilend dahin wo es verschüttet worden war.

In dem Augenblicke erhob sich ein dicker Rauch in der Stube; und als dieser verdampft war, stund der Prinz wieder in menschlicher Gestalt da wie vor seiner Verwandlung, als ein Jüngling zum Entzücken. Fatime und Kornblümchen erschraken nicht wenig über diese plötzliche Erscheinung: und Timander konnte sie kaum vom Entfliehen zurückhalten. Fürchten Sie sich doch nicht! rufte er ihnen zu; hören sie mich doch an! Sie beruhigten sich endlich und er erzählte ihnen seine ganze Geschichte. Fatime bezeigte ihre Freude über seine Entzauberung; aber zugleich bat sie ihn auch sehr ehrerbietig nicht länger bey ihr zu verweilen, sondern gleich an Abdals Hof zurückzukehren, der nur vier Meilen von da entfernt sey. Verzeihen sie gnädiger Herr, sagte sie zu ihm, daß ich Sie bitte mein Haus zu verlassen. Meine Tochter ist jung, Sie sind es auch: ich zweifle zwar nicht an Ihrer Redlichkeit und ihrer Tugend; aber man muß sich doch vor bösen Zungen hüten. Timander getraute sich nicht zu widersprechen; und bequemte

quemte sich zur Trennung von der zwoten Hälfte seines selbst, wiewohl mit der Hoffnung, sie bald wiederzusehn. Ich gehe, sagte er zu Fatimen, wieder zum Könige, meinem Vater, und gebe ihm einen Sohn wieder, den er vielleicht nicht mehr erwartet; aber ich will ihm auch sagen, wem er meine Wiederkunft zu danken hat; und bitten will ich ihn zugleich, mir zu erlauben, daß ich mein Schicksal an das Schicksal des schönen Kornblümchen knüpfen darf. Fatime freute sich eben nicht über die Ehre, die der Prinz ihrer Tochter zudachte: sie wußte Beyspiele von mehrern großen Herren, die Mädchen von geringer Herkunft geheyrathet und in der Folge verachtet hatten: indessen machte sie ihm doch eine sehr höfliche Danksagung. Kornblümchen erröthete nicht wenig beym Abschiede des Prinzen: sie fühlte etwas für ihn, das sie noch nicht kannte, und das ihren Blick noch rührender machte als bisher. Unwillkührlich entfloh ihr ein Seufzer, als sich der Prinz entfernte. Er hörte den Seufzer, schrieb ihn sich zu, und schäzte sich für den glücklichsten Menschen.

In wenig Stunden war er wieder am Hofe; eine entzückende Ueberraschung für seine Eltern, die ihn zärtlich liebten. Es wurden Freudenfeste wegen seiner Wiederkunft ange-

stellt; aber kein Befehl hatte dazu gehört; blos die allgemeine Liebe für den Prinzen rufte jedermann zum Stillstande von Arbeit und zur Freude. Redescheu verließ, als er es erfuhr, seinen einsamen Aufenthalt, um dem König Abdal Glück zu wünschen. Indem er in das Zimmer des Königs eintreten wollte, begegnete ihm eine Dame, die ihn durch ihr Ansehn und ihren Gang voll Würde in Verwunderung sezte. Diese sagte zu ihm, er möchte ihr folgen, wenn er Dinge erfahren wollte, die für ihn unendlich wichtig wären. Er folgte ihr in eine Laube in Abdals Garten; und sie machte ihm folgende Entdeckung.

„Ich bin die Fee Hülfreich, sagte sie. Bald nach dem Tode Ihrer Gemahlin begab ich mich in Ihre Staaten, sahe Sie selbst und bewunderte die Weisheit Ihrer Regierung. Ich sah auch Ihre kleine Prinzessin Tochter Zelime, von der ich in den Sternen gelesen hatte, daß sie das vollkommenste Geschöpf werden würde, wenn sie jemand erzöge, der Fähigkeit genug dazu besäße. Es gieng mir nahe, Sie an Ihrem Hofe von weiblichen Geschöpfen ohne Tugend und Grundsäze umgeben zu sehn. Ich borgte daher die Gestalt einer schwarzen Hündin und entführte sie aus ihrer Wiege. Ich verlieh ihr die Gabe, in allem, was sie würde

lernen

lernen wollen, vollkommen zu werden. Sie singt daher, sie tanzt, sie spielt alle Instrumente als hätte sie die besten Lehrmeister gehabt. Ich übergab sie Fatimen; eben derjenigen Frau, die Ihnen das Blatt gab, dem Sie die Erhaltung Ihres Lebens zu danken haben. Ich empfohl ihr die Prinzessin, und gebot ihr zugleich, sie für ihre Tochter auszugeben. Mir war diese Frau vollkommen bekannt; ich war mehrmals Zeugin von ihrer Redlichkeit und Seelengröße gewesen. Fatime stammt von Eltern ab, die zwar nicht von Adel, aber weise und tugendhaft sind; und ihre Art zu denken ist ein Beweis, daß Tugend und Seelenadel auch ohne vornehme Geburt seyn können. Sie hat Zelimen mit der wärmsten Sorgfalt und so erzogen, daß es mit ihrer Herkunft vollkommen übereinstimmt. Zelime ist schön: Timander liebt sie: er verdient Liebe von ihr und Achtung von Ihnen: Sie können nichts bessers thun, als beyde verbinden."

Ein Traum wäre alles für Redescheu gewesen, hätte nicht die Fee in eben dem Augenblicke einen Wagen von Ebenholz, mit sechs feuerfarbnen Tauben bespannt, aus der Erde hervorkommen lassen, und ihn auf diesem Wagen sogleich zu Fatimen gebracht. Es war wirklich Zelime, die er hier sah: er erkannte sie an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter und an

dem Muttermale einer blauen Kornblume unter dem linken Fuße, mit dem sie geboren war und davon sie den Namen Kornblümchen hatte. Redescheu gab sich ihr unter zärtlichen Umarmungen zu erkennen; sie erwiederte diese Umarmungen mit kindlicher Ehrfurcht. Die gute Fatime erhielt von ihm den ganzen Beyfall, den sie so sehr verdiente; und was er nur vermögte, bot er ihr an. Ich verlange keinen andern Lohn, gab sie zur Antwort, als die Freude immer bey Zelimen bleiben zu dürfen. Redescheu gewährte ihr diese Bitte sehr gern, und versprach ihr Wohlthat auf Wohlthat: sie aber schäzte nichts als jene Erlaubniß. Zelime umarmte sie und beschwor sie, ihr unverändert die Zärtlichkeit zu erhalten, von der sie ihr so viele Beweise gegeben hätte.

Fatime erkannte in der Fee die Dame, von der sie ihre Pflegetochter, das Sauerampferblatt und die Entzauberungsphiole erhalten hatte. Nach so mannichfaltigem Genusse der süßesten Gefühle führte die Fee den König Redescheu wieder nach Abdals Palaste. Hier verschwand sie ihm, unter den Worten: Sie werden mich wiedersehen, wenn Sie's am wenigsten vermeynen. Redescheu dankte ihr noch, als sie ihm schon aus den Augen war. Alsdann gieng er zu Abdal, ihm wegen der Zu-

rückkunft des Prinzen Glück zu wünschen und ihm zu entdecken, daß auch er seine Tochter wiedergefunden habe, daß sie eben so liebenswürdig als der Prinz vortreflich sey, und daß es blos auf Abdal ankommen solle, ihre Freundschaft durch Bande des Bluts noch fester zu machen. Abdal stimmte freudig bey: aber Timander, der gegenwärtig war, und schon von seinem Vater die Erlaubniß zur Verbindung mit Kornblümchen hatte, beschwor ihn, nicht zu vergessen, daß er ohne sie unmöglich glücklich seyn könne. Redescheu, der den König in Verlegenheit sah, zog ihn bey Seite, und entdeckte ihm, Kornblümchen sey keine andere als Zelime: nur mögt' er es seinem Sohne noch nicht sagen, um ihn desto angenehmer zu überraschen. Abdal freute sich darüber, und willigte ein, die Täuschung zu unterhalten. Es sey, sagt' er zu seinem Sohne, nur nicht mehr an Verbindung mit einem Mädchen von so ungleichem Stande zu denken; er müsse vielmehr in zween Tagen die Hand der Prinzessin Zelime annehmen. Mit diesen Worten verließ er, nebst Redescheu, das Zimmer; und zugleich befohl er dem Hauptmann von der Leibwache, den Prinzen nicht aus dem seinigen gehen zu lassen.

Timander war ausser sich: alles wurde versucht, die Wachsamkeit seines Aufsehers zu täuschen oder zu bestechen; aber alles blieb fruchtlos. Auf der andern Seite kündigte Redescheu der Prinzessin an, sie sollte in zwey Tagen einen liebenswürdigen Prinzen und Thronfolger eines großen Reichs zum Gemahl bekommen. Sonst hört ein Mädchen die Nachricht von einem jungen und schönen Gatten wenigstens ohne Schmerz: Zelime aber hörte sie mit Kummer. Timander hatte zu tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht; sie fühlte, daß sie ihn nie vergessen könne. Indessen wagte sie es nicht, ihr Herz vor ihrem Vater zu entfalten: sie beschloß zu gehorchen; aber sie konnte das nicht ohne viele geheime Klagen über ihr Schicksal und Abdals Sohn thun. ¡Welch ein Leichtsinn! sagte sie zu Fatime; als er so bekümmert von uns schied, hätte man es da denken sollen, daß er mich so leicht vergessen könnte? So flatterhaft war er nicht einmal als Schmetterling. ¡O daß er das noch wäre! so säh' ich ihn doch!

Er erschien endlich, der Tag, der nach ihren Gedanken der unglücklichste ihres Lebens seyn sollte: wie ein Schlachtopfer wurde sie zum Tempel geführt. Auf der andern Seite kam Timander, mit dem Vorsatze, diejenige, die man ihm bestimmte, zu versichern, daß er

lieber das Leben wagen, als ihr die Hand reichen wollte. Fest in diesem Vorsatze näherte er sich der Prinzessin, die blaß und zitternd da stand. Der erste Blick auf sie überzeugte ihn, daß es seine Geliebte war. ¡Welche Ueberraschung für ihn! welch Entzücken fur sie! Nach wenig Worten wechselseitiger Erläuterung und Danksagung an ihre Eltern wurden sie durch das heiligste Band vereint.

Als man eben den Tempel wieder verlassen wollte, geschah ein Donnerschlag, der auch die Kühnsten zittern machte. Die Decke des prächtigen Tempels that sich auf, und es erschien eine verschleyerte Frau auf einer schwarzen Katze von ungeheurer Größe. Wüthend stürzte dieses Weib auf die Neuvermählten los, berührte sie mit einem goldenen Stabe, und sagte dabey: Ihr seyd zu glückliche Liebende; empfangt den Tod von meiner Hand. Sogleich sunken Timander und Zelime ohne Empfindung nieder. Alle Anwesende brachen in lauten Jammer aus: die grausame Zauberin aber stieß sich einen Dolch mit den Worten in die Brust: und du, unglückliche Königin! dir ist das Leben ohne Reiz: stirb! So verhauchte sie den lezten Seufzer, und eben das Thier, das sie gebracht hatte, trug ihren Leichnam davon.

Schaudernd sah der ganze Hof den grausenvollen Auftritt: die beyden Könige und die Königin sanken in Ohnmacht. Eine herrliche Musik erweckte sie wieder. Zugleich öffnete sich von neuem das Gewölbe des Tempels, und es erschien ein Wagen von Rubin, mit zwölf weissen Tauben bespannt, und auf dem Wagen eine schöne Dame in einem weißen mit Diamanten gestickten Gewandt. Redescheu und Fatime erkannten in ihr die Fee Hülfreich. Trösten Sie sich, sprach sie zu den beyden Königen, Ihre Kinder sind nicht todt; ich wachte für ihre Erhaltung, und habe verhindert, daß der Zauberstab der eifersüchtigen, tückischen Graziose ihnen nicht tödtlich werden konnte. Graziose hat es nicht gemerkt, daß sie nur eingeschlummert sind; sich selbst aber hat sie aus Verzweiflung wirklich durchbohrt. Steht auf, rief sie den Neuvermählten zu, steht auf, und lebt noch lange, immer liebend und wiedergeliebt, in ungestörtem Glücke! Ihre Stimme rufte beyde wieder ins Leben: und von allen Seiten erscholl Geschrey der Freude. Doch diese Freude verwandelte sich in Niedergeschlagenheit, als man sahe, daß die Fee sie beyde mit Redescheu, Abdal, Zemonen und Fatimen in ihren Wagen nahm und alle nach dem Aufenthalte der Grazien führte. Hier herrschten die Neuvermälten mehrere Jahrhunderte lang, immer liebenswürdig

dig und voll Liebe. Redescheu und Abdal lebten dort ruhige Tage. Abdal hatte sein Reich ohne Mühe verlassen und bedauerte nur wenig die Entfernung von seinen Unterthanen. Er fand mehr Beruhigung darin blos als Mensch mit wenigen tugendhaften Menschen zu leben, als sonst in der Herrschaft über ein verderbtes Volk. Hülfreich, die Stifterin ihres Glücks, verließ sie nun, um andern Unglücklichen die Hand zu reichen.

II.

Prinz Offenherz.

Es war einmal ein König im Lande Zinzolan, der einen leidenschaftlichen Geschmack an den Seidenwürmern fand. Ganze Tage brachte er damit zu, daß er Maulbeerblätter für sie pflückte, ihren Arbeiten zusah, oder ihr Gespinst abhaspelte. Niemand verstund das Abhaspeln besser als er; niemand konnt' es ihm zu Danke machen. Zuweilen mußten ihm seine vornehmen Herren dabey helfen; und wer es am besten konnte, war stolz darauf. ¿Was war die Folge von dieser Seidenwinderey? Geist und Artigkeit wichen von einem Hofe, wo sie so wenig galten: die jungen Herren wurden ungezogen; die Damen gähnten, weil ihre Reize fruchtlos bey solchen Leuten blieben, die blos ihre Würmer und ihre Seide artig fanden. Fast alle entfernten sich in abgelegene Provinzen; und hier entstund nun ein kleiner Hof; nicht von Prinzen oder Herzögen, nicht einmal von

von Marquis, denn von Herren dieser Art hatten sie zu viele Unartigkeiten erfahren, sondern von Personen geringern Standes. Diese besaßen zwar keine große Titel, aber drum nicht weniger Vorzüge. Sie vereinigten Redlichkeit mit gutem Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften; sie genossen, aber niemals ohne jene Feinheit, die erst jedem Genusse seinen Werth giebt: kurz, es war eine ganz andere Menschenart als die am Hofe des Königs Seidenspinner.

Die Königin selbst war eine der ersten, die sich davon entfernte. Sie besaß ein schönes Schloß in einem Walde am Meeresufer: dieß wählte sie zum Aufenthalt. Bey der Trennung vom Könige, dem ihre Entfernung gar nicht mißfiel, nahm sie ihre beyden Töchter und einige von ihren Unterthanen mit, deren Ergebenheit und Treue sie kannte. Daß die Gegend so einsam war, schreckte sie nicht ab; sie ließ sie verschönern. Auch ihren Töchtern gefiel es sehr in ihrer Eingezogenheit. Beyde liebten die Musik; und sie hatte ihnen die vorzüglichsten Tonkünstler zu Lehrern und Begleitern gewählt. Beyde waren schön, aber nicht in gleichem Grade liebenswürdig. Die älteste, Namens Finsterblick, war stolz, neidisch, rachsüchtig und grausam. Die jüngere hingegen war sanft, freundlich, kannte kein größeres Vergnügen

gnügen als wohlzuthun, vereinigte alles, wodurch Liebe gewonnen werden kann; auch nannte man sie deswegen mit Recht Allgeliebt. Für ihre Schwester empfand sie ungeheuchelte Freundschaft, ob sie gleich wußte, daß Finsterblick sie haßte.

Einstmals gieng sie ganz allein an die Küste, um den Verdruß über die unfreundlichen Launen ihrer Schwester zu zerstreuen. Finsterblick hingegen gieng in den Wald, um einen Anzug auszudenken, durch den sie die Reize ihrer Schwester verdunkeln könnte. Voll dieses Gedankens gieng sie lange, ohne auf ihren Weg zu sehen. Die Müdigkeit nöthigte sie endlich sich unter eine Eiche zu setzen, deren Schatten keinen Sonnenstrahl durchließ. Indem sie verwundert die Höhe und Stärke des Baumes betrachtete, nahm sie einen kleinen Schlüssel zwischen der Rinde und dem Holze verborgen wahr. Ohne vom Gebrauche des Schlüssels das mindeste zu ahnden, ergriff sie ihn und wollte ihn eben so wieder an seine Stelle schieben. Als dieß nicht angieng, steckte sie ihn in eine Oeffnung, die ihr von ohngefähr in die Augen fiel. Sogleich drehte sich der Schlüssel von selbst um, und öffnete eine Thür, die mit vieler Kunst in den Baum gehauen war. Diese Thür führte zu einer geheimen

men Treppe: und die Neugier reizte die Prinzessin hinabzusteigen. Auf den ersten Stufen war es ganz finster: aber nachdem sie einige davon hinuntergestiegen war, sah sie mit Verwunderung die Treppe durch Wachskerzen auf herrlichen Kronleuchtern von Krystall erleuchtet. Sie stieg immer weiter, stieg über dreyhundert Stufen hinunter, bis sie zulezt in ein prächtiges Zimmer kam. Man wird hier den Einwurf machen, es sey doch zum Erstaunen, ja beynahe unmöglich, daß eine Person ihres Geschlechts kühn genug gewesen seyn sollte, sich allein in ein unbekanntes Gewölbe unter der Erde zu wagen. Aber diese Bedenklichkeit wird sich verlieren, wenn man erfährt, daß sie einen Feen-Ring trug, der sie bis in ihr zwanzigstes Jahr gegen jede Art von Gefahr schüzte. Voll Zuversicht also wagte sie sich immer weiter bis in ein großes Zimmer oder vielmehr in ein Magazin von kostbaren Seltenheiten und Edelsteinen. Lange verweilte sie bey dem Anschauen dieser Schätze, ehe sie ein Bette von Silberflohr in einer Art von Vertiefung wahrnahm. ¡Und welch ein Erstaunen für sie! auf dem Bette lag ein junger Mann, schöner als sie jemals einen gesehen hatte, wie es schien, im tiefen Schlummer. Sie näherte sich dem Bette um ihn näher zu betrachten, aber ihre Neugier kostete ihr viel, denn in eben dem Augenblicke war

ihre

ihre Freyheit verlohren. Fest überzeugt, wie jedes schöne Weib, daß man sie nicht sehen könnte, ohne sie zu lieben, trug sie gar kein Bedenken den liebenswürdigen Unbekannten aufzuwecken, um ihn zu der Zärtlichkeit die sie von ihm wünschte, für sich zu stimmen. Sie machte also ein leises Geräusch; aber, damit es nicht absichtlich scheinen mögte, in einem anstoßenden Zimmer. Hier fand sie ein Papier und auf diesem die Worte.

Nur eine die den Häßlichsten von Allen
Im Stande ist zu lieben, und ihm zu gefallen,
Nur die vermag den Prinzen der hier ruht
Zu rühren, und sein Herz in Gluth
Zu setzen; denn vor Allen
Ist sie allein bestimmt ihm zu gefallen.

Finsterblick überlas das Blatt zu wiederhohltenmalen, und schmeichelte sich, daß ihre Augen ohnfehlbar mächtig genug seyn würden den Prinzen zu fesseln, ohne daß sie erst den Häßlichsten von Allen aufsuchen müßte, um ihm Liebe einzuflößen. Voll dieses Selbstvertrauens wollte sie wieder zu dem Schlafenden hin, der nun nach ihrer Meynung, ohnfehlbar erwacht seyn mußte: allein ein Spinnengewebe das keinen Gegenstand erkennen ließ, zog sich jedesmal vor die Thüre so oft sie sich nähern wollte. Dieß elende Ding soll mich doch nicht hindern, sagte Finsterblick und wollte hinein:

ein: aber es war unmöglich das Gewebe zu durchdringen oder hinwegzuräumen. Voll Verwunderung über den unvermutheten starken Widerstand, beschloß sie wieder fortzugehen um den Häßlichsten von Allen aufsuchen zu lassen. Sie gieng also durch eben die Zimmer zurück, die Treppe wieder hinauf, und durch die verborgene Thüre zum Baume hinaus. In eben dem Augenblicke fiel die Thüre hinter ihr zu: keine Oeffnung war im Baume mehr zu sehen, kein Schlüssel mehr zu finden. Mehr als einmal umgieng, besah, untersuchte sie den Baum; alles umsonst! Im äussersten Verdrusse über das mißlungene Abentheuer wanderte sie nach dem Schlosse zurück.

An der Küste erblickte sie ihre Schwester, die mit großer Aufmerksamkeit einen Brillianten von ausserordentlicher Größe und Schönheit betrachtete. Ein Vogel hatte ihn eben in ihren Schooß, mit der Warnung fallen lassen, sie mögte ihn sorgfältig aufbewahren, weil sie einst durch seine Hülfe einer großen Gefahr entgehen würde. Mit Entzücken über die Schönheit des Steins wollte Finsterblick ihn gleich in Besitz nehmen: allein es hinderte sie daran ein kleiner Mann der auf einmal hinter ihr stand, und dessen Gestalt so entsetzlich war, daß sie beyde Schwestern zugleich in den Wald verscheuchte.

Dieser kleine Mann war nicht mehr als drey Fuß hoch; sein platter und übermäßig breiter Kopf hatte dickes rothes Haar; die Augen lagen ihm tief im Kopfe, kaum erkennte man noch ihre Stellen an den brennend rothen Rändern; die Nase war lang und spitzig die Backen hiengen bis zur Brust herab; Mund und Kinn waren mit einem langen, rothen, dichten Barte bewachsen. Dies ganze verschrobene Körperchen ruhte nur auf einem Fuße; aber dabey erhielt er sich so gut im Gleichgewichte, daß ihm der mäßigste Wind unaufhörlich in Wirbel herumtrieb; weshalb er sich auch nicht anders ins Freye wagte als wenn es windstille war. Er gieng nicht, sondern er hüpfte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit; etliche kleine Sprünge brachten ihn bald genug dahin wohin er wollte.

Finsterblick, die sich zuerst von dem Entsetzen über das kleine Ungeheuer erhohlte, kehrte zu ihm zurück, und fragte ihn ärgerlich, wer er wäre, und was ihn vorhin so verwegen gemacht hätte. Ich bin, gab er zur Antwort, ein mächtiger König; ich heiße Offenherz. Ursachen die ich nicht sagen kann, entfernen mich von meinen Staaten, und machen daß ich in einer Felsenhöhle wohne die nicht weit von hier ist. Ich habe Sie östers hier gese-

gesehen, bin öfters Zeuge gewesen, wie ungerecht Sie gegen Ihre Schwester waren, und noch vorhin sah ich, daß Sie ihr mit Gewalt einen Diamant nehmen wollten, der ihr bestimmt ist. Liebe zur Gerechtigkeit und noch eine Regung, die ich mir nicht zu sagen getraue, haben mich bewogen, sie in Schutz zu nehmen, Ihnen aber jene Gewaltthätigkeit zu verwehren. Finsterblick wäre bey dieser Erklärung beynahe die Geduld vergangen; doch zwung sie sich ihren Unwillen zu verbergen, weil sie dachte, daß es kein häßlicheres Geschöpf auf der Welt geben könnte als dieses Männchen, daß sie folglich nichts versäumen dürfte, ihm zu gefallen. Sie nahm daher einen sanftern Ton an: als König, sagte sie zu ihm, und als Unglücklicher, wie er zu seyn schiene, hätt' er allerdings Anspruch auf Ihre Verzeyhung; sie wünschte sogar seine Freundin zu werden, ein Wunsch, den er ihr doch wohl nicht abschlagen würde. Dabey bat sie ihn auch, sie im Schlosse zu besuchen; hier würde ihm ihre Mutter mit Freuden eine Wohnung einräumen, wo er die Milderung seines Schicksals gemächlicher abwarten könnte. Offenherz sagte dagegen mit einer sehr höflichen Danksagung: er wäre sich seiner übergroßen Häßlichkeit nur zu gut bewußt, um sich der Freundschaft einer so schönen Prinzessin zu

schmeicheln, und seine Wohnung an einem Hofe zu nehmen, wo man gewiß sehr wenig Nachsicht damit haben würde. Indem er das sagte, nahm er seinen Abschied mit einem Sprunge und einem Seufzer, aber auch mit einem Seitenblicke auf die Prinzessin Allgeliebt, die wegen der Gegenwart ihrer Schwester immer in einer gewissen Entfernung geblieben war.

Sie hatte das Gespräch zwischen Finsterblick und dem kleinen Manne mit angehört: die Freundlichkeit der Erstern und ihre Einladung an den Prinzen kamen ihr verdächtig vor. Sie konnte sich beydes kaum anders erklären, als aus einem geheimen Vorhaben von Rachsucht. Gewohnt zum Mitleid gegen die Elenden, beschloß sie ihn zu warnen: und gleich den folgenden Tag machte sie sich mit einem von ihren Mädchen nach seiner Felsenwohnung auf. Sie war nicht weit mehr davon entfernt, als sie einen Gesang hörte, der an sie selbst gerichtet zu seyn schien. Es war ein so lieblicher Ton, er that ihrem Gehör so wohl, daß sie noch lange auf eben der Stelle stehen blieb, nachdem der Sänger schon geschwiegen hatte. Nicht eher erwachte sie aus ihrer süßen Träumerey, als durch die Erinnerung ihrer Begleiterin, die sie auf die Annäherung des Prinzen aufmerksam machte. So fest sie sich vorgesezt

hatte,

hatte, ihn ohne Abscheu anzusehn, so wenig konnte sie doch seinen Anblick ertragen ohne zu zittern; und gleich wendeten sich ihre Augen von ihm weg. Er nahm es mit Betrübniß wahr; doch empfieng er sie mit Ehrfurcht, und bat sie, einen Augenblick in seiner ländlichen Wohnung auszuruhn. Allgeliebt nahm die Einladung an; sie wäre ohnedem, sagte sie zu ihm, blos wegen seiner selbst gekommen, um ihm Dinge von der äussersten Wichtigkeit zu entdecken. Er führte sie in seine Grotte, und unterhielt sie auf die geistreichste Art von der Welt. Sie hätte sich nie vorgestellt, daß ein so häßlicher Mann so angenehm sprechen könnte. Jedes Wort, das er vorbrachte, sagt' er mit einem Ausdrucke, der ihr so wohl gefiel, daß mehr als einmal der Wunsch in ihr aufstieg, einen Liebhaber zu haben, der so viel Geist besäße, als dieses ungestaltete Geschöpf. Sie kam nun in die Grotte selbst. Frisches grünes Mooß bekleidete den Felsen; ein Tisch von einem einzigen Stück Marmor, blos ein Werk der Natur, ein Bett, einige Mooßbänke, darin bestund ihr ganzer Hausrath. Ausserdem hatte sie noch eine Quelle, deren klares reines Wasser vom Felsen herabfloß und einen kleinen Bach aus dieser Quelle, dessen sanftes Murmeln, begleitet von dem Liede zweyer Nachtigallen auf einem

Orangenbaume mit Früchten und Blüthen beladen, der Prinzessin Allgeliebt süßer dünkte, als alle Hofconcerte, die sie je gehört hatte. Allgeliebt ergoß sich in Lobsprüchen auf die Anmuth dieser einsamen Wohnung: dann entdeckte sie dem Prinzen die Veranlassung ihres Besuchs. Offenherz erwiederte ihre Entdeckung durch die lebhaftesten Versicherungen von Danke. Es entschlüpfte ihm sogar manches wodurch sich die Fülle seiner zärtlichsten Liebe verrieth. Allgeliebt verstund ihn vollkommen: aber sie stellte sich als merkte sie nicht, daß es ihr gelten sollte. Und um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, erzählte sie ihm, mit welchem Vergnügen sie in der Nähe seiner Grotte eine liebliche Stimme gehört hätte, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, wer der Sänger wäre. Ein Prinz, antwortete Offenherz, der Sie verehrt, der Ihnen Herz und Hand und seine künftige Krone anbietet: aber, sezt' er hinzu, seine Gestalt verbietet ihm alle Hoffnung. Sie erröthete und fragte nicht weiter. Bald darauf verließ sie ihn, weil sie befürchtete man möchte ihre Abwesenheit merken.

Auf dem Wege nach ihrem Schlosse war nur er der Gegenstand ihres Gesprächs mit ihrer Begleiterin. Ich gestehe dir's, Cephise, sagte sie zu ihr, seiner Häßlichkeit ungeachtet

fühle

fühle ich für ihn, was ich noch für keinen Mann empfand. Ob es Freundschaft ist, weiß ich nicht; aber ich zittere bey dem Gedanken, daß es etwas mehr seyn möchte. ¿Wie? versezte ihre Begleiterin mit Verwunderung, lieben könnten Sie das kleine Ungeheuer? und sich gar entschließen mit ihm zu leben? Sehn Sie nur, das kleinste Lüftchen dreht ihn ja wie eine Fahne herum. — Mag seyn, erwiederte Prinzessin Allgeliebt; aber er denkt doch so fein und spricht so geistreich, daß er mir lieber wäre als der schönste Mann von der Welt.

Sie war im Begriffe noch mehr zu sagen, aber ein Schrey, den sie vernahm, unterbrach sie. Sie sah auf die Erde vor sich und erblickte mit Entsetzen eine weiße Otter, auf die sie getreten hatte und die Feuer aus den Augen sprühte. Beynahe, sagte die Otter zu ihr, hätten Sie mich ertreten. Wär' ich nicht so gut als ich bin, ich würde Ihre Unachtsamkeit ahnden: doch sie sey Ihnen verziehn, wenn Sie mir wieder auf den Stock von diesem Kastanienbaume helfen, von dem ich heruntergefallen bin. Ich werde eines Tags erkenntlich dafür seyn. Ich bin eine Fee, aber ich muß, wie alle meine Schwestern, einmal in der Woche meine natürliche Gestalt ablegen und diejenige annehmen, die mir ein alter Zauberer giebt.

Wir hängen von ihm ab und er bestraft uns auf diese Art, weil wir ihm einmal im Schlafe den Bart abschnitten, der uns mißfiel. Noch heute Abend nehme ich meine gewöhnliche Gestalt wieder an, und dann erfahren Sie mehr von mir. Zitternd ergriff Prinzessin Allgeliebt die Otter und legte sie auf den Baum; dann lief sie eilig davon.

Eben als sie wieder ins Schloß eintrat, sahe sie, daß Finsterblick im Namen der Königin abschickte, um den Prinzen Offenherz auf einige Tage einladen zu lassen. Sie erschrak: aber sie faßte sich bald wieder; denn eine von den Kammerfrauen ihrer Schwester, ihre Vertraute in dem Geheimnisse von dem Abentheuer im Walde, theilte ihr diese Entdeckung wieder mit. Offenherz wunderte sich über die Einladung der Königin; und sein erster Gedanke war sie auszuschlagen. Auf der andern Seite winkte ihm aber die Hoffnung, seine geliebte Prinzessin täglich sehn zu können: er hüpfte also in den Wagen, der ihm geschickt war. Im Schlosse wartete man seiner mit Ungeduld, wiewohl aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen: die Damen waren samt und sonders neugierig das Männchen zu sehen, das ganz anders geformt wäre als andere Menschen. Endlich kam er an, und man empfieng ihn seinem

Stan-

Stande gemäß. Prinzessin Finsterblick bewillkommte ihn äusserst freundlich: sie war ausserordentlich geschmückt; ohne die Reize ihrer Schwester hätte man sie für die gröste Schönheit von der Welt gehalten. Gleichwohl hatte sie nicht nur heute, sondern auch die folgenden Tage den Verdruß zu sehen, daß ihre Reize keinen Eindruck auf den Prinzen machten; immer sahn seine Augen nur auf Allgeliebt. Sie ärgerte sich unbeschreiblich darüber: bot alles auf dem Häßlichsten von allen Menschen zu gefallen, und es gelung ihr nicht. ; Was die Eigenliebe der Damen beleidigt, ist unverzeyhlich: Finsterblick wurde gleichsam wüthend gegen den Prinzen und ihre Schwester. Was hätte sie nicht darum gegeben, wenn sie beyde hätte hindern können sich zu sehen! Doch das war unmöglich; der Prinz hatte volle Freyheit sie zu sprechen und versäumte keine Gelegenheit. Solche Gelegenheiten kamen oft, und keinmal versagte sich Allgeliebt das Vergnügen ihn anzuhören.

Indem sie einmal des Abends im Garten gieng, erblickte sie eine Kugel, die schnell auf sie zu rollte. Als sie ihr nahe war, blieb sie liegen und öffnete sich; und es erschien eine kleine Frau, die sich aber auf einmal bis gegen zwölf Fuß erhob. Ich bin, sagte sie, die

Fee Ungestüm, der Sie vor kurzem einen so wichtigen Dienst geleistet haben. Allgeliebt erkannte sie gleich wieder daran, daß ihr eben so Feuerfunken aus den Augen sprühten, als der weißen Otter, die sie auf den Baum gelegt hatte. Sie grüßte sie daher sehr ehrerbietig. Die Freundschaft, die ich für Sie hege, sagte die Fee, hat mich bewogen, Sie bey der Prinzessin, Ihrer Mutter, zur Gemahlin für meinen Neffen, den König Schmetterling, einen der schönsten Jünglinge auszubitten. Ihre Mutter hat eingewilligt, und in zween Tagen erscheint der König zur Vermählung mit Ihnen. Allgeliebt wurde bestürzt, betrübt; sie war nicht im Stande ein Wörtchen zu antworten. Die Fee nahm ihr Stillschweigen für Wirkung der Freude, und schied von ihr mit einem Kuße auf die Stirn; ihre Kugel schloß sie wieder ein und rollte davon.

In diesem Augenblicke wurde die Prinzessin zu ihrer Mutter gerufen. Sie gieng und erhielt, ohne daß sie antworten konnte, den Befehl, den Prinzen Schmetterling in zween Tagen als ihren Gemahl zu empfangen. Allgeliebt warf sich ihrer Mutter zu Füßen, und beschwor sie, ihr Versprechen zurückzunehmen. Doch ihre Mutter war nicht zu erbitten; sie scheute die Feenmacht und hoffte eben so viel

von der Feengunst: sie forderte also Gehorsam. Allgeliebt mochte nun keine Vorstellung machen, sondern entfernte sich tiefbekümmert von ihr. —

Finsterblick, die zu einer andern Zeit neidisch über den Vorzug gewesen seyn würde den die Fee ihrer Schwester gab, freute sich jezt darüber; denn sie schmeichelte sich, daß Prinz Offenherz, wenn er Allgeliebt nicht mehr sähe, vielleicht empfindlicher für sie werden möchte. Offenherz erfuhr die traurige Nachricht bald, und wurde vor Grame darüber krank.

Unterdessen erschien der Tag, an welchem der Neffe der Fee vorgestellt werden sollte. Die Königin, die Prinzessinnen, der ganze Hof giengen ihm entgegen. Kaum waren sie auf der Terrasse, so entdeckten sie ganz von weiten eine schimmernde Wolke die mit Schnelligkeit näher kam. Man glaubte gleich daß es der Prinz Schmetterling sey; und er war es auch in der That. Er kam auf einem diamantnen Wagen, den mehr als zehntausend rosenfarbne Schmetterlinge an goldnen mit vieler Kunst verschlungenen Schnuren zogen. Hundert schöne Hofjunker folgten ihrem Gebieter auf krystallenen Wagen, die mit Rubinen und Smaragden besezt und mit weißen Schmetterlingen bespannt

waren. Sobald der Prinz den Damen nahe war, ließ er halten, stieg aus und gieng ihnen mit seinem Gefolge, in der schönsten Ordnung entgegen. Er war prächtig gekleidet, herrlich frisirt, köstlich gepudert; drey Stunden wenigstens hatte ihn seine Toilette gekostet; aus Furcht seiner Frisur zu schaden, trat er so leise auf, daß er kaum den Boden berührte. Alles bewunderte ihn; alles überströmte von Lobeserhebungen über seinen blühenden Teint, über seine schöne weißen Hände, über seine ganze niedliche Figur, in die er selbst nicht wenig verliebt zu seyn schien. Er erkannte Prinzessin Allgeliebt sehr leicht an der Schilderung die ihm die Fee von ihr gemacht hatte: sein erstes Wort an sie war ein Kompliment nach bester Form und Kunst. Doch, fuhr er fort, hier ist nicht der Ort Ihnen etwas über ihre Schönheit zu sagen; es ist zu heiß, ¿ und kann man mit Gemächlichkeit auf einer Terrasse sprechen, wo die Sonne so sticht? Lassen Sie uns hineingehen: wir werden sonst schwarz wie die Leute in Afrika.

Mit diesen Worten eilte er ins Schloß, fast ohne die Königin und ihre Damen zu grüßen. In einem großen Saale der zum Empfange für ihn bereitet war, warf er sich höchst nachlässig und faul, in Gegenwart der Prinzessin

zessin und ihrer Begleiterinnen, auf ein Kanapee und dehnte sich unanständig und klagte über erstickende Hitze. ! Verzeyhung schöne Prinzessin, daß ich Sie nicht unterhalte! sagt' er zur Prinzessin; ich muß erst ausruhen, ehe ich reden kann. Zugleich zog er einige Riechfläschgen von Diamanten hervor, besprengte sich und wusch sich die Hände mit wohlriechenden Wassern. Bald nahm er Taback aus einigen Dosen von Gold und Edelsteinen: bald trillerte er eine Arie. ¿Aber wie finden Sie meine Equipage Prinzessin? fragte er ehe er noch mit der Arie fertig war; nicht wahr, glänzend, geschmackvoll? und hier das Kleid, unter zweyhunderten ausgewählt, hat doch wohl Ihren Beyfall? — Ohne eine Antwort zu erwarten, brach er auf einmal davon ab, und sprach von seinem Glücke in Schäferstunden das er bey unzählichen Damen gehabt habe. Man kann sich vorstellen, daß Prinzessin Allgeliebt sich bey diesem Gecken-Geschwätze nicht sonderlich gefallen konnte; sie, welcher Verstand und Witz über alles gieng. Prinz Schmetterling wurde ihr so zuwider; daß sie unter dem Vorwande einer Unbäßlichkeit den Saal verließ und ihr Zimmer suchte, um da ihre Betrübniß und ihre Thränen zu verbergen. Prinz Offenherz war indessen sehr krank; aber er half sich doch zu ihr hin. Allgeliebt seufzte als sie ihn wie-

der

der sahe. ¡ O warum, sagte sie zu ihm, warum sind Sie es nicht Prinz dem mich meine Mutter bestimmt! ¿ Können Sie kein Mittel finden mich dem Gecken zu entreissen an den man mich ketten will? Entzückt ergriff Offenherz ihre Hand: so wäre es denn möglich, daß die schöne Allgeliebt sich wünschte lieber mit mir zu leben als mit einem Prinzen dessen Schönheit die allgemeine Bewunderung auf sich zieht? Wär ich glücklich genug so wie ich bin, Ihnen nicht zu mißfallen? Antworten Sie mir, ich bitte: auf Ihrer Antwort beruht das Glück oder Unglück meines Lebens. Ja, ich liebe Sie, versezte Prinzessin Allgeliebt; und dieß Geständniß — Sie wollte fortfahren, aber Prinz Offenherz machte einen Rücksprung, und wurde so klein, daß sie ihn zulezt gar nicht mehr sahe. An seiner Stelle stieg ein dicker Rauch empor; der Rauch verflog, und vor ihr stand ein junger Mann, schön wie der Tag, und von Anstande sanft, geistreich und edel, mit einem gewissen namenlosen Etwas, das beym ersten Blicke für ihn zum Herzen sprach. Allgeliebt besah ihn voll Erstaunen und Bewunderung: aber noch mehr erstaunte sie, als er mit aller denkbaren Anmuth zu ihr sagte: das reizende Geständniß das eben aus Ihren Munde kam, hat den Zauber aufgelößt, der auf mir lag. Ich bin Offenherz, der unter einer widrigen

Gestalt

Gestalt so kühn war Ihnen seine Liebe zu gestehen. Allgeliebt erkannte seine Stimme wieder, und erkannte sie mit Entzücken, ihn so ganz anders wieder zu sehen als er war. Sie bat ihn nun um Aufschluß über seine Verwandlung.

Ich bin, antwortete er, der König der Insel Aufrichtigkeit, wo ich ruhig herrschte, von allen meinen Unterthanen geliebt. Einstmals als ich einen Löwen, der mir schon mehrmahl entgangen war, mit doppelter Hitze verfolgte, verirrt' ich mich. Unvermuthet war ich in einem Thale, und erblickte da eine Frau von eben der Gestalt, wie Sie mich vor wenig Augenblicken sahen. Ich konnte nicht anders, ich mußte lachen, als ich sie auf einem Fuße wie ein Kräusel drehen sah. Sie ward es gewahr, und fragte zornig, warum ich lachte. Ich wollte es ihr aus Höflichkeit nicht sagen; sie drang aber so sehr in mich, daß ich es endlich offenherzig gestand. Meine Aufrichtigkeit mißfiel ihr: sie runzelte die Stirn, überschlug sich dreymal, und sagte: zur Strafe für deine Unartigkeit sollst du werden wie ich bin, und nicht eher sollst du deine natürliche Gestalt wiederbekommen, als bis du eine junge Prinzessin findest die Verstand, gutes Herz und Schönheit vereinigt, für die du heftige Liebe fühlst,

und die, so häßlich du auch bist, dir dennoch gestehet, daß sie dich wieder liebt. Nur eine Stunde am Tage sollst du deine natürliche Gestalt wiedernehmen können, aber blos in einem unterirdischen Gewölbe in einem Walde der dem König Seidenspinner gehört. Auch darfst du dein Unglück keinem Menschen eher sagen als nach deiner Entzauberung. Ich hörte diese Drohungen geduldig an, denn ich hielt sie für bloße Worte: aber welch ein Schmerz war es nicht für mich, als diese abscheuliche Fee mich anhauchte, und mich wirklich dadurch so umgestaltete wie sie selbst war. Ich getraute mir nun nicht in meinen Palast zurückzukehren, auch meiner Herkunft mocht' ich nicht erwähnen; man würde mir doch nicht geglaubt haben. Die Sehnsucht, meine eigenthümliche Gestalt wieder zu erlangen, trieb mich von Lande zu Land, immer in der Hoffnung, eine Prinzessin zu finden, wie sie nach dem Ausspruche der Fee seyn sollte, und immer vergebens. Ich ward endlich des Nachforschens müde, und faßte den Entschluß, fern von den Menschen in einem entlegenen Winkel der Erde mein Leben zu beschließen. Ich wählte mir die Felsenhöle, die Sie gesehen haben. Da wohnte ich schon ein Jahr, als ich das Glück hatte, Sie zum erstenmale zu sehen. Sie waren in meinen Augen eine Göttin: ich fühlte, daß

Sie

Sie die Einzige wären, die mir Liebe einflößen könnte; aber noch wagt' ich nicht den Gedanken, daß ich fähig seyn würde, Ihnen wieder Liebe einzuflößen; ich dachte nicht einmal, daß es Ihnen nur möglich seyn würde, sich an meinen Anblick zu gewöhnen. Zuweilen stieg ich in die unterirdische Gruft, um doch der Freude zu genießen, mich so zu sehen wie ich bin. Mit Verwunderung sah ich einmal ihre Schwester in jener Gruft, deren Eingang ein Talisman verschließt. Ich stellte mich als ob ich schlief theils um nicht mit ihr zu reden, theils weil ich empfand daß der Augenblick meiner Verwandlung sich näherte. Ich stieg alsdenn aus der Gruft auf einem Wege der nur mir bekannt ist. Sie verließ sie auch, weil es ihr unmöglich war das Zimmer wo sie mich gesehen hatte, wieder zu betreten, denn sie hatte eben ihr zwanzigstes Jahr erreicht, und nur bis dahin konnte ihr Ring die Kraft des Talismans lösen. Sehn Sie, meine Theuerste, dieß ist meine Geschichte. Jezt empfangen Sie nun noch den Schwur von ewiger Zärtlichkeit: jezt erlauben Sie mir nur noch bey der Königin alles anzuwenden, daß sie Ihnen erlauben möge, mir in ein Land zu folgen wo alles auf jeden Wink Ihnen zu gefallen lauschen wird.

Indem er noch sprach, traten Finsterblick und Fee Ungestüm herein. Beyde hatten alles gehört, und beyde wütheten: die Fee, weil Allgeliebt ihren Neffen verschmähte; und Prinzessin Finsterblick, weil Offenherz, indem sie den reizenden Schäfer in der Gruft erkannte, der Liebhaber ihrer Schwester war. Sie brach in Schmähungen aus, die Fee aber machte dem Streite dadurch ein Ende, daß sie die arme Allgeliebt bey ihren Locken ergriff und sie, des ohnmächtigen Entgegenstrebens des Prinzen ungeachtet, zum Fenster hinaus entführte. Prinz Offenherz eilte ihr nach, so sehr ihn auch Finsterblick zurückzuhalten suchte, und beschloß nicht eher zu ruhen, bis er sie wiedergefunden hätte. Prinz Schmetterling wollte sich über das alles todt lachen und kehrte lachend in sein Königreich zurück.

Seine liebe Tante führte unterdessen die gute Allgeliebt durch alle Lüfte dahin, durch Wüsteneyen, über steile Felsen, bis sie zulezt einen eisernen Thurm erreichte. Auf ihren Ruf öffnete sich der Thurm, und sie stieß die arme Prinzessin hinein, in einen großen mit Schnekken angefüllten Saal. Entweder, sagte sie mit rauher Stimme zu ihr, willige sogleich in die Verbindung mit dem Könige Schmetterling, oder in acht Tagen mußt du alle diese

Schnek-

Schnecken hier tanzen gelehrt haben, sonst wirst du selbst in eine häßliche Schnecke verwandelt werden. Mit dieser Drohung flog die Fee Ungestüm davon: die Prinzessin aber blieb ohne die geringste Neigung ihr zu gehorchen, unter häufigen Thränengüßen alleine.

Prinz Offenherz kam indessen, nach manchen Wanderungen, in einen Wald, wo er ein Haus von Blättern antraf, und vor dem Hause eine kleine alte Frau, die in einem Buche von Atlas mit der Brille las. Ohne weiter auf sie Acht zu geben, gieng er vorüber; allein sie rufte ihm nach, er möchte doch verweilen. Prinz, sagte sie zu ihm mit hohler Stimme und bedeutenden Kopfschütteln, Prinz, du suchst vergebens, du kannst sie nicht finden, du habest denn vorher drey Dinge gefunden; einen glänzenden Frosch, ein höchst häßliches Weib, welches weiß, daß sie es ist, und nicht gefallen will, und einen Mann ohne Geist, der sich gleichwohl nicht schmeichelt Geist zu haben. Offenherz bat die Fee, ihm andere Mittel vorzuschlagen, seine Allgeliebt zu finden: aber statt aller Antwort schnitt sie ihm eine Fratze, schlug ein Gelächter auf, und gieng hinein. Er sezte also seinen Weg fort; äusserst ermüdet, betrübt, ungewisser als jemals, welchen Weg er nehmen sollte. Noch war er keine hundert Schritte

weiter gegangen, so begegnete er einer andern Alten, die ihn nach der Ursache seines Kummers fragte. Offenherz erzählte ihr alles ohne Hehl, auch das, was ihm zulezt die Fee gesagt hatte. Keine Hoffnung, sezt' er hinzu, bleibt mir mehr übrig, meine Allgeliebt wiederzusehen. Unmöglich scheint es mir, einen glänzenden Frosch zu finden; die übrigen beyden Bedingungen beunruhigen mich weniger. Schmeichle dir nicht zu viel, versezte die Alte; sie sind eben nicht möglicher als die erste. Indessen kannst du doch alles das finden, wenn du es nur suchst. Hast du's aber in Einem Jahre nicht gefunden, dann folge meinem Rathe, und überlaß dich der Verzweiflung; du wärest zu unglücklich auf der Welt. Mehr darf ich nicht sagen: gehe fort, und daß meine Schwester, die dich eben verlassen hat, dich ja nicht wieder hier sehe. Sie ist ein böses Weib, sie könnte dir einen tückischen Streich spielen. Sie hat dir das Mittel zur Befreyung der Prinzessin nur deswegen angegeben, weil sie gewiß glaubt, du wirst es nicht gebrauchen können.

Offenherz, der sich vor Bezauberungen scheute, schwung sich auf ein Roß, das ihm aus dem Walde wie gerufen entgegenkam, und entfernte sich. Da war keine Stadt, kein

kein Schloß, kein Dorf, er fragte sorgfältig nach den häßlichsten Damen und den einfältigsten Männern. Beydes kam ihm in Menge vor. Bey den Frauen und Mädchen fand er überall die Hoffnung zu gefallen. Viele, so häßlich sie auch waren, bildeten sich ein, Schminke und Muschen, Blumen und Bänder würden sie verschönern, würden sie den Artigsten gleich machen. Offenherz sah hierin nur die gewöhnliche Wirkung der weiblichen Eitelkeit, und es befremdete ihn weiter nicht. Aber das befremdete ihn, eben dieselbe Eigenliebe auch bey Männern in eben dem Grade anzutreffen, auch an ihnen eben die kleinen Schwächen des schönen Geschlechts zu entdecken. Er hatte immer gehört, die Männer wären das vollendetste Werk der Natur, und es ohne zu untersuchen geglaubt: aber die nähere Bekantschaft mit diesen so vollkommnen Geschöpfen machte ihn ganz anders Sinnes. Ohne Mühe fand er, daß Viele sich blos mit Kleinigkeiten beschäftigten; daß sie den Tag mit Anziehen, an der Tafel, beym Spieltische vertändelten, oder, was noch schlimmer ist, von Leidenschaft schwazten, ohne Leidenschaft zu empfinden. Er sahe daß andere in Gesellschaften erschienen, nicht um mit Geist und Witz zu sprechen, sondern blos einige schaale Witzeleyen, die sie aufgefangen hatten, nachzuplappern,

einige Bonmots aus Büchern anzubringen oder ihre Ringe und andere Nippes spielen zu lassen. Andere fand er, die noch platter waren, und sich doch für sehr amüsante Gesellschafter hielten. Wieder sah er welche, die unaufhörlich plauderten, ohne zu wissen was sie sagten, ohne zu merken, daß sie ihre geduldigen Zuhörer gähnen machten. Auch kamen ihm solche vor, die ihre hundertmal erzählten Geschichtchen immer erbärmlich wiederhohlten; oder solche, die nicht sprachen, weil sie nichts zu sagen wußten, ihr Stillschweigen aber für ein Zeichen von Geist und Verstande wollte gelten machen. Kurz, er fand der Thoren so viel und aller Art, und dennoch keinen so wie er ihn wünschte; denn da war keiner unter allen, der nicht geglaubt hätte, recht viel Verstand zu besitzen. Zweymal durchstrich er die Welt, den glänzenden Frosch und die beyden andern Seltenheiten zu suchen, aber sein Suchen und Fragen blieb fruchtlos; und die Hoffnung, seine Allgeliebt wiederzusehen verschwand. Es fiel ihm nun wieder bey, was ihm die kleine Frau gesagt hatte. Nach ihrem Rathe glaubt' er sein Leben enden zu müssen, da es keinen Werth mehr für ihn hätte. Mit diesem Gedanken erfüllt kam er an einen Strom; die Gelegenheit schien ihm hier zu günstig; und aus Verzweiflung stürzte er sich hinab in die Fluth.

Doch,

Doch, anstatt zu ertrinken, fühlt' er, daß er blos sanft einsank; und einen Augenblick darauf sah er sich auf einem Rasenplatze mitten in einem schönen Garten. Sein erster Gedanke war, dieß alles nur für Täuschung eines Traums zu halten: doch bald überzeugt' er sich von der Würklichkeit, und stand auf um zu sehen ob er wohl einen Bewohner dieser Gegend entdecken würde. Lange war er in dieser einsamen Gegend umhergewandert, bis er endlich ein Getöse von Hundegebell und Hifthörnern hörte, und Jäger erschienen. ¡Welch ein Schauspiel! diese Jäger waren lauter große Frösche die auf grauen Katzen ritten und einem Haasen nachsetzten. Einige waren als Amazonen gekleidet, andere in Kleidern von Tafft und mit kleinen mit Blumen und Bändern besetzten Hüten. Einige bließen das Hifthorn, andere hezten die Hunde; kurz, es war das drolligste Schauspiel von der Welt. Als die Jagd dem Prinzen im Gesichte war, hielt sie stille, und die Jäger stiegen von ihren Katzen ab und kamen dem Prinzen entgegen. Sie giengen blos auf den zwey Hinter-Beinen, uno bedienten sich der beyden andern wie wir der Hände.

Unter diesen Fröschen war einer, der ihr Gebieter zu seyn schien, in ein langes Purpurgewand mit Perlen und Diamanten gestickt ge-

kleidet, und an der Stirne trug er ein gewisses Zeichen von einem blendenden Glanze. ¡Willkommen! sagte dieser zum Prinzen; willkommen! Schon lange warten wir auf Sie. Wir sind verzaubert, und Sie unser bestimmter Befreyer. Sonst war ich Königin dieser Gegend, und alle diese Frösche um mich her waren meine Unterthanen. Ich hatte einen solchen Widerwillen gegen die Frösche, daß ich in meinem ganzen Königreiche sie auszurotten befahl. Mein Befehl wurde pünktlich vollzogen: nur einmal des Abends fand ich dennoch einen Frosch nicht weit von meinem Zimmer. Ich schrie um Hülfe, und daß jemand den Frosch umbringen sollte: allein er verkroch sich so gut, daß er nirgends zu finden war. Tags darauf erschien mir an eben der Stelle wo er unsichtbar ward, eine häßliche schwarze Frau, die in der einen Hand eine Haselruthe und in der andern ein Fläschgen mit Oel hielt. Sie goß mir das Oel über den Kopf, und sagte dabey: „ich bin die Fee Frosch, und eben diejenige die du gestern wolltest umbringen laßen. Hundertmal war mein Leben durch deinen albernen Befehl in Gefahr: jezt ist die Stunde meiner Rache gekommen. Werde nun Frosch, und so auch deine Unterthanen, zur Strafe für ihren blinden Gehorsam. In diesem Zustande sollst du so lange bleiben, bis ein König der deiner

Hülfe

Hülfe bedarf, dir deine Gestalt wiedergiebt." Kaum hatte sie ausgeredet, so ward ich verwandelt wie Sie mich jezt sehen. Eine Fee die mich beschützte, aber nicht mächtig genug war mich wieder herzustellen, sagte mir, Sie allein mein Prinz wären dazu ausersehen. Sie trügen ein weisses Haar in der linken Augenbrane, welches die Kraft hätte allen Zauber zu vernichten. Eben diese Fee war ihre Führerin hierher; und sie war es auch die der Prinzessin Allgeliebt in Ihrer Gegenwart den schönen Diamant gab; eben sie hat mir dieses glänzende Abzeichen auf die Stirne geprägt. Durch ihren Beystand werden Sie finden was Sie suchen, einen nicht geistreichen Mann, der sich selbst kennt, und ein häßliches Mädchen, die selbst gesteht daß sie unausstehlich häßlich ist. Sie hat diese beyden Personen hierher versetzt, weil sie besorgte, die Eigenliebe die in der Welt herrscht, mögte sie verderben, wie sie die übrigen Menschen verdorben hat. In einer Hütte nicht weit von hier finden Sie beyde: aber ehe Sie dahin gehen, mein Prinz, so geben Sie uns vorher unsere Gestalt wieder; Sie dürfen sich nur jenes merkwürdige Haar ausraufen lassen, um es zu unserer Entzauberung zu gebrauchen." Prinz Offenherz ließ sich nicht lange bitten: das Haar wurde ihm ausgerauft: er nahm es, und berührte damit die

Frösche aus denen schöne Damen und Herren wurden.

Indem erschien die zwote gute Alte, und sagte ihm: zur Belohnung für den Dienst, den er ihrer Freundin erzeigt habe, wolle sie ihn dahin versetzen, wo Prinzessin Allgeliebt eingeschlossen wäre. Vorher aber müßt' er erst den geistlosen Mann und das häßliche Mädchen sehen: sie würden ihm ein Kraut schenken, dessen er in der Folge bedürfen möchte. Begierig eilte Offenherz dahin: beyde waren so wie er wünschte, und von ihnen erhielt er das geheimnißvolle Kraut. Die gute Alte nahm einen Apfel und verwandelte ihn sogleich in einen schönen Phaeton, der in einer Minute hundert Meilen zurücklegte. Offenherz fand das Fuhrwerk allerliebst: aber für einen Liebhaber, der seine Geliebte wiedersehen will, geht auch ein solches Fuhrwerk noch nicht schnell genug. Indessen erreichten sie doch in sehr kurzer Zeit den eisernen Thurm, in dem die schöne Allgeliebt eingeschlossen war.

Ihre Quälerin gab ihr alle Tage gleich unmögliche Verrichtungen auf, um nur Vorwand zu neuen Peinigungen zu finden. Gleich beym Eintritte hatte sie ihr geboten, die Schnecken tanzen zu leyren. In den ersten

sieben

sieben Tagen hatte Allgeliebt nichts gethan als geweint, ohne an jenen Unterricht zu denken. Am achten Tage, wo die Fee wiederkommen und sie, wenn es ihr nicht gelungen wäre, in eine Schnecke verwandeln wollte, überließ sie sich ganz ihrer Betrübniß. Sie machte zwar wirklich einen Versuch: aber sie sah gleich, daß Zeit und Mühe verloren wären. Hülflos und verlassen dachte sie an nichts weiter als an den Tod; denn sterben wollte sie lieber, als eine Schnecke oder Schmetterlings Gemahlin werden. Mit diesem Vorsatze stieg sie ins Fenster, um sich herabstürzen: aber zu allem Glück erinnerte sie sich jezt an den Diamant und an die Belehrung des Vogels. Schöner Diamant, sagte sie zum Steine mit wehmüthigem Blicke, hast du wirklich die Kraft mich von der drohenden Gefahr zu retten, so kürze meinen Jammer ab. Kaum hatte sie es gesagt, so that der Stein sich auf und ließ eine Menge kleiner Tanzmeister hervorgehn. Diese lehrten die Schnecken in einem Augenblicke eine Menge von Tänzen; dann verschwanden sie wieder. Prinzessin Allgeliebt freute sich höchlich, sie küßte mit unbeschreiblichen Entzücken ihren lieben Diamant; aber sie verbarg ihn auch mit verdoppelter Sorgfalt, damit nicht Ungestüm seinen Werth entdecken und ihn wegnehmen möchte.

Diese kam nur einen Augenblick später und fragte mit boshaften Lächeln, ob ihre Schüler recht viel gelernt hätten. Sehen Sie zu, sagte Allgeliebt leise und schüchtern: und nach ihrem Gesange tanzten nicht nur die Schnecken, sondern sie tanzten auch so niedlich, daß Ungestüm darüber erstaunte, aber auch vor Unwillen tobte. Sie gab ihr nun noch schwerere Arbeiten auf: Allgeliebt kam mit allen durch Hülfe ihres Diamants zu Stande. Ueber diesen wiederhohlten glücklichen Erfolg gerieth die Fee zulezt in einen solchen Zorn, daß sie die Prinzessin in einen großen eisernen Kefich einschloß. Dieser stund in einem Hofe, der ganz mit reissenden Thieren angefüllt war, und zur Wache gab sie ihr zween fürchterliche Drachen, die alle Augenblicke den Kefich zu durchbrechen und die Prinzessin zu verschlingen drohten. Einen ganzen Monat war schon die arme Allgeliebt auf solche Art eingekerkert, als Prinz Offenherz zu ihrer Rettung erschien. Allgeliebt schauderte bey dem Anblicke der Gefahr, der ihr Geliebter entgegengieng. Blos durch Berührung mit der Pflanze hatte er das Hofthor geöffnet. Kaum sah er seine Allgeliebt auf solche Art eingesperrt, so zog er das Schwerd gegen die Drachen. Allein die gute Alte rief ihm zu, er möchte nur die Pflanze hinwerfen. Er that's; und sogleich fielen die

Drachen todt zu seinen Füßen. Dann eilt' er zu dem Kefiche und berührte ihn mit dem wundervollen Haare. In eben dem Momente fühlt' er sich und die Prinzessin und die Alte hoch in die Luft gehoben, und mit einer Wolke umgeben, die ihn und jene beyde mit Windesschnelle auf seine Insel Aufrichtigkeit davon führte.

Dort erkannten alle Unterthanen ihren geliebten König wieder; es empfieng ihn ein Jubel, der genug bewies, wie theuer er ihnen war. Er sagte hier seiner schönen Allgeliebt was ihm nur die Zärtlichkeit eingab: und sie vergolt es ihm mit gleicher Zärtlichkeit. Gesandten mußten in seinem Namen bey den Eltern der Prinzessin um ihre Hand für ihn werben. Diese Gesandten brachten bald darauf die Nachricht zurück, der König Seidenspinner hätte sich schon vor einem Jahre aus Verdruß erschossen, weil es ihm nicht gelungen wäre, einen sehr verworrenen Seiden-Coccon abzuhaspeln; die Königin sey vor einem halben Jahre auch gestorben; und Prinzessin Finsterblick hätte sich an eben dem Tage vergiftet, wo Offenherz abgereiset wäre. Diese Nachrichten betrübten Allgeliebt und sie legte die Trauer für ihre Eltern und Schwester an. Nach der Trauerzeit reichte sie dem König Offenherz ihre Hand. Ihrer Verbindung folgte

eine Reihe glücklicher Jahre, ohne Kummer, unter wechselseitiger zärtlicher Liebe. Das wundervolle Haar wurde in einen goldenen Ring gefaßt, den Offenherz nie von sich legte, um beständig gegen die Tücken der Feen gesichert zu seyn.

III.

Zartbraun und Constanze.

Es wohnte einst eine Fee, Namens Lasterfülle, auf einem der höchsten Berge im Königreiche Pentafila. So wie sie an Jahren zugenommen hatte, war sie auch immer häßlicher und hämischer geworden. Selten sahe man sie ausser ihrem Schlosse: ¿und wozu auch diese Mühe? Ihre Kinder, die Laster, dienten ihr ganz nach Wunsche, indem sie die Welt durchreisten und zahlloses Unheil stifteten. Vergebens warnte man die Fürsten und Großen gegen diese Ungeheuer auf ihrer Hut zu seyn: sie besaßen das Geheimniß, auch in die verschlossensten Paläste sich einzuschleichen. Jede Thür öffnete sich ihnen auf den bloßen Anblick ihrer schönen und allgeliebten Schwester Schmeicheley. Die Großen vornehmlich und die Reichen ließen sich von ihrem süßen Geflüster einnehmen und die Kinder der Fee umgaben sie überall.

König

König Klug war der einzige, der ihnen den Eingang in seine Staaten verschloß. Er haßte die ganze zahlreiche Brut: und doch war eine von den kleinen Lügen schlau genug, unerkannt bis in sein innerstes Zimmer zu dringen, wiewohl nur auf kurze Zeit.

Indem der König einstmals in den Spiegel sahe, fiel es ihm ein, seine Hofleute zu fragen, wie alt er wohl zu seyn schiene. Alle sagten ihm aufrichtig: achtzig Jahre; nur Fräulein Lüge versicherte Seiner Majestät, Höchstdieselben wären noch so frisch, so blühend wie ein Mann von vierzig Jahren. Bey dieser Versicherung faßte sie aber der König scharf ins Gesicht, und entdeckte in ihr eines der Laster. Sogleich befohl er, sie mit Ruthen zu streichen, und aus dem Königreiche zu jagen. Zwar sprachen verschiedene Herren vom Hofe für sie; aber sie konnten ihr keine Gnade auswirken. Noch ist es zwar nur ein Kind, sagte König Klug, aber eben dieß Kind ist ein Ungeheuer, furchtbarer als alle reissende Thiere im Walde. Noch gefällt Ihnen das kleine Ding und macht Ihnen Freude, weil es klein ist: aber es wird größer werden, und wenn ich es zugebe, führt es bald genug, wider meinen Willen, alle seine Brüder und Schwestern hier ein. Also fort mit ihr und bald, nach verdienter

Stra-

Strafe! Alles geschah wie König Klug befohlen hatte.

Weinend lief die kleine Lüge zur Mutter und erzählte ihr den ganzen Vorfall. Mit finstrer Stirne nahm die Mutter das Kind auf den Schooß, herzte es und gab ihm die Versicherung, daß ihm künftig dergleichen nie wieder begegnen sollte. Zugleich schwur sie bey ihrer grünen und blauen Mütze, sich an dem Könige Klug und seinem ganzen Hause noch vor Ablaufe des Tags zu rächen. Fünfmal schrie sie fürchterlich; dreymal sprung sie über eine Kohle, die sie aus einem vollen Feuerbekken nahm, dabey spuckte sie in eine Spinnewebe in einem Winkel und berührte sie mit ihrem Zauberstabe. Sogleich verwandelte sich die Spinnewebe in eine geflügelte Krote von ungeheurer Größe, mit einem grünen Sattel, der mit leuchtenden Johanniswürmchen gestickt war. Hierauf machte sie ihre Toilette: denn sie war noch äusserst kokett, ungeachtet sie über zweytausend Jahre alt war, und gieng niemahls aus ohne Roth und Muschen in Menge aufzulegen. Dießmal legte sie noch einmal so viel auf und zog sich an und frisirte und putzte sich wie das jüngste Mädchen. Ohne Zweifel machte sie sich dadurch noch widriger als sie schon war: aber voll Selbstzufriedenheit

mit

mit ihrer Figur, nährte sie dennoch, wie so manche alte Coquette den Wahn ihre Magerkeit und ihre Runzeln weggeputzt zu haben. So bestieg sie ihre Kröte, die sie mit unglaublich schnellem Fluge durch die Luft zum Könige Klug brachte.

Klug ruhte eben in seinem Garten auf einem kleinen Throne von Blättern, den ihm Prinzessin Constanze seine einzige Tochter sorgfältig mit Blumen ausgeschmückt hatte. Sie saß ihm zu Füßen, am Rande eines Bachs der ein Wasserbecken formirte und erzählte ihm kleine Mährchen von eigner Erfindung. Auf einmal geschah ein fürchterlicher Donnerschlag: sie sank davon beynahe in Ohnmacht und König Klug stürzte vom Throne. Bestürzt über seinen Fall wollte sie, so schwach sie auch selbst war, ihm zu Hülfe eilen: aber sie konnt' es nicht, denn ein schauervolles Dunkel verbreitete sich um sie her. Entsezt über dieses neue Wunder, irrte sie nach allen Seiten hin, suchte im Finstern, rufte mit schwacher und banger Stimme ihrem Vater. Ein wiederhohltes Gelächter machte, daß sie stehen blieb: die Finsterniß verschwand, und sie sah nun an ihrer Seite ein altes Weib, häßlich und wild, wie eine Furie. Es war die Fee Lasterfülle, die ihre boshafte Freude über das Elend, das sie herzuzaubern anfieng, in

in schallendem Gelächter ausließ, und erst dann zu lachen aufhörte, als sie sahe, daß die Prinzessin ihren Vater suchen und entfliehen wollte. Suche deinen Vater nicht, rief sie ihr zu, indem sie sie bey dem Arme ergriff und mit ihrem Stabe berührte; suche ihn nur nicht; er ist in meiner Gewalt: bereite dich vielmehr, alle Martern zu dulden, die dir mein Haß bestimmt. Mit diesen Worten streute sie ein rothes Pulver in die Luft, und es fiel davon ein Feuerregen, der das ganze Land des unglücklichen Königs zerstörte.

Siehe, sagte sie weiter zur Prinzessin, so hab' ich mich an allem gerächt, was dir angehört. Jezt sollst du selbst erfahren, wie ich denjenigen thue, die mir mißfallen. Sie gebot ihrer Kröte, sich über das Haupt der Prinzessin zu schwingen, und von der Kröte träufelten drey Tropfen von einer schwarzen Flüssigkeit herab, die sogleich die Prinzessin in einen Krebs verwandelten. Unter dieser Gestalt behielt sie zwar die Erinnerung, aber die Sprache war für sie verloren. Auf einen Schlag mit dem Zauberstabe öffnete sich ein fürchterlicher Abgrund: in diesen stürzte die Fee die Prinzessin hinab. Acht Tage lang fiel die Unglückliche immerfort, erst dann erreichte sie einen See, der ihr unermeßlich vorkam.

Sie fühlte, daß sie schwomm, und lebte hier als wär' es ihr beständiger Aufenthalt gewesen. Nur keine Nahrung nahm sie zu sich, aus Furcht vor der Angel. Der kleinste Fisch, den sie sah oder hörte, machte sie zittern: sie glaubte es wär' ein Ungeheuer das sie verschlingen wollte.

Einmal des Abends, als das ganze Wasservölkchen schlief und der Mond schien, faßte sie Muth und wagte sich auf die Oberfläche des Wassers. Das erste was sie sahe, war ein junger Mensch unter einem Gebüsche, das von dem freundlichen Gestirne der Nacht sanft beleuchtet wurde. Traurigkeit und Lebensüberdruß schienen ihn gebeugt zu haben: gleichgültig schien es ihm zu seyn, daß der leise Wind des Abends ihm Kühlung zuwehte; gleichgültig ließ er ihn mit seinen Locken spielen. Nichts rührte ihn; auch nicht der Gesang der Nachtigallen, die nahe bey ihm ihr Glück dem Wiederhall sungen: nichts schien seinen Gram zu lindern. Constanze verweilte ihn zu betrachten; er war so reizend. Unwillkührlich stiegen ihr Seufzer auf; und noch nie hatte sie ihre Verwandlung so schmerzlich gefühlt. Lange kreuzte sie vor ihm vorüber, ohne daß er sie bemerkte: erst ihr Plätschern im Wasser zog seinen Blick auf sie. Keine Furcht gefangen zu

werden

werden hielt sie ab sich ihm zu nähern; sie schwomm ihm selbst in die Hände.

Der junge Mensch im Gebüsche war ein Sohn des Kaysers der Tartaren, den ihm die Fee Lasterfülle entführt hatte. Schon zwey Jahre hielt sie ihn eingesperrt, um ihn durch alle nur mögliche Kunstgriffe zur Liebe zu reizen. Doch alle ihre Künste halfen nichts: der Prinz hegte einen unüberwindlichen Haß und Abscheu gegen sie. Die Fee durchsah ihn ganz: und geschehen war es um sein Leben, hätte nicht die Heftigkeit ihrer Leidenschaft ihre Wuth zum Theil gemäßigt.

Zartbraun, so hieß dieser Prinz, war groß, edel gewachsen, schön gebildet; Majestät ruhte in seinem Blicke; durch edle Freundlichkeit zog er alle Herzen an sich. In seiner Seele lag Beruf zur Liebe: er durfte nur gefallen wollen und er gefiel.

Das müßige Leben, das er bey der Fee führen mußte, war ihm äusserst verdrüßlich. Sie hielt ihn durch einen Zauber fest, den sein Muth nicht zernichten konnte. In den Gärten der Fee durft' er zwar frey umherwandern: aber er nüzte diese Erlaubniß blos des Nachts, um nur nicht der Fee oder ihrem Gefolge zu be-

gegnen. Das Ufer des Sees, in den Constanze gebannt war, wählte er vorzugsweise zum Ruheplätzchen und zum Nachdenken über die Mittel sich zu befreyen. An diesem Abend hatt' er schon ziemlich lange der Kühlung genossen, als er den Krebs wahrnahm, der ihn mit der grösten Aufmerksamkeit ansah. Er hielt ihn für todt: aber eine leise Berührung mit einem Zweige überzeugte ihn vom Gegentheile. Es wunderte ihn, daß der Krebs nicht entfliehen zu wollen schien, und daß er unverwandt ihn ansähe. Er betrachtete ihn wieder mit Aufmerksamkeit: er nahm ihn in die Hand, und hörte ihn seufzen. Gewiß war es ihm nun, daß hier eine Verwandlung eines Unglücklichen und ein Werk der boshaften Fee seyn müsse. Er wagte den Krebs zu fragen, und glaubte Zeichen zu bemerken, die ihm seine Vermuthung bestätigten. In gröster Eile nahm er ihn also mit auf sein Zimmer, und sezte ihn in ein goldnes mit Wasser angefülltes Becken. Er legte sich nun zur Ruhe: aber die Neugier ließ ihn wenig schlafen und weckte ihn immer wieder auf. Er lief wieder zu seinem lieben Krebse, und fütterte ihn mit einem Biscuite. Er leistete nun dem Krebse Gesellschaft, so viel er nur konnte. Zuweilen wenn er ihn ansah, kam es ihm vor als fänd' er in seinen Augen etwas so zärtliches, so rühren-

des,

des, daß er sich nicht enthalten konnte, die Urheberin der unglücklichen Verwandlung zu verwünschen.

Einstmals als er ihn seiner innigsten Theilnehmung versicherte, kroch der Krebs aus dem Becken, fand eine Feder und Papier auf dem Tische, und schrieb mit seiner Scheere seinen Namen und die Geschichte seiner Verwandlung, begleitet mit Danksagungen, und Bitten um fernern Beystand und mit Warnungen zur Aufmerksamkeit gegen die Ueberraschungen ihrer Verfolgerin. Freudig schwur dagegen der Prinz, er wolle lieber zu Grunde gehen als zugeben, daß ihr das mindeste Leid widerführe. Ueberdieß, sezte er zu ihrer Beruhigung hinzu, würde die Fee einen ganzen Monat von ihrer Wohnung abwesend seyn.

Von diesem Tage an wich der Prinz fast nicht mehr von Constanzen: er las ihr unterhaltende Geschichtchen vor; und sie hörte ihm mit dem grösten Vergnügen zu. Obgleich die Liebe mit jedem Tage in ihrem Herzen mehr Platz gewonn, so gestund sie ihm doch nichts davon. Ein solches Geständniß schien ihr auch als Krebs unanständig zu seyn: und dann, ¿wie konnte sie hoffen, daß der Prinz einen Krebs sollte lieben können? Diese Vorstellungen be-

trübten sie dergestalt, daß sie Hungers zu sterben beschloß.

Es fiel dem Prinzen auf, daß sie nicht mehr aß, und er fragte sie nach der Ursache, aber sie verschwieg sie ihm; eine Weigerung, die ihm kränkend war. Vielleicht, dacht' er, äße sie nur das nicht gern was er ihr gäbe, vielleicht äße sie lieber Fische. Um davon gewiß zu werden, nahm er eine Angel und gieng damit an den See. Ein kleiner Gründling schwomm ihm freywillig vor die Angel. Eilig trug er ihn zu seinem geliebten Krebse und warf ihn in das Becken. Kaum war das Fischgen im Becken, so trübte sich das Wasser, daß der Prinz es nicht mehr sehen konnte. Nach einigen Minuten ward es wieder helle; der Prinz sah den lieben Krebs wieder, aber an der Stelle des Gründlings befand sich jezt ein kleiner alter Mann, dessen freundlich lächelnde Miene die Bestürzung über sein plötzliches Erscheinen verminderte.

Prinz, sagte das Männchen, seyn Sie ruhig: ich will Ihnen nützlich seyn. Ich bin ein Zauberer von der Insel Tintarinos und heiße Thuewohl. Eben die Fee, die Sie bezaubert hält, ist auch meine Feindin, und hat mich in einen Gründling verwandelt. Sie warf mich

mich in den See, aus dem Sie mich gefischt haben, mit dem Ausspruche, ich sollte so lange darin bleiben, bis mich jemand herausangelte. Dreyhundert Jahre war ich schon darin, als ich Ihnen meine Freyheit schuldig ward: ich will sie dafür glücklich machen. Mit diesen Worten öffnete er eine kleine goldne Dose, und aus dieser flog ein feuerfarbner Vogel. Dieser Vogel fuhr er fort, führt Sie in kurzer Zeit wohin Sie wollen, Sie dürfen nur das Ende eines seiner Flügel angreifen und fest halten. Doch dieß ist noch nicht alles was ich für Sie thun will. Ihr Krebs ist eine reizende Prinzessin, in deren Herzen Sie alles gelten. Ich will ihr ihre Gestalt wiedergeben: Sie können sie dann den andern Flügel des Vogels angreifen lassen, und sich so mit ihr zugleich retten. Zur größten Bestürzung des Prinzen nahm er darauf den Krebs und schnitt ihm den Kopf ab. Ausser sich vor Entsetzen wollte der Prinz schelten; aber ein großes Getöse hinderte ihn daran.

Die Fee war es, die unvermuthet dazu kam. Die Verwirrung des Prinzen entgieng ihr so wenig als der Vogel, den er schon in der Hand hielt. Sie bebte vor Wuth bey der Ahndung, daß einen Augenblick später ihr dieser Vogel ihren Liebhaber entführt haben würde. Wüthend riß sie ihn aus seinen Händen

und erdrückte ihn. Zugleich suchte ihr Blick allenthalben den Geber; aber der Geber war schon verschwunden. Verzweiflungsvoll sagte der Prinz der Fee die empfindlichsten Schmähungen: aber sie hörte nur einen Theil davon, weil sie hinausgieng, um den Prinzen noch stärker zu bezaubern.

So wie sich dieser allein sah, so lief er zu dem armen Krebse, dem der Alte den Kopf abgeschnitten hatte. Aber kaum hatt' er ihn angerührt, so stand das ganze Zimmer in Feuer und er von Flammen umringt. Trieb nach Rettung machte, daß er den Krebs fallen ließ, und die Thür oder ein Fenster zu gewinnen suchte: doch in eben dem Augenblicke zerstreute sich auch das Feuer und zugleich seine Besorgniß. Er suchte nun gleich seinen geliebten Krebs, in der Hoffnung, daß ihm vielleicht ein neues Wunder das Leben gerettet haben könnte. Nach langem fruchtlosen Suchen ward es ihm gewiß, daß er in den Flammen umgekommen seyn müßte; die Folge von der Bosheit der Fee. Der Schmerz darüber übernahm ihn so, daß er kraftlos auf einen Sopha zurücksank. Lange saß er auf dem Sopha, den Blick an den Boden geheftet und keiner Bewegung fähig. Endlich erblickt' er etwas Glänzendes, das sich zu seinen Füßen bewegte. Als

er es aufhob, sah er mit Verwunderung eine ganz kleine Person, kaum so groß als eine große Steckenadel, mit vollkommen ausgebildeten Zügen, in einem Kleidchen von weißer Gaze, mit einem Federbüschgen, beydes mit kleinen Edelsteinen besezt. Er hob das zarte Geschöpfchen sehr behutsam und sanft in die Höhe und sezte sie auf den Tisch, um sie gemächlicher zu betrachten. Sie war so schön, daß er des verlornen Krebses darüber vergaß. Schnell entstand in ihm Liebe zu ihr; und diese Liebe wurde so heftig, daß sie einer Art von Wahnsinne glich, wenn er bedachte, daß ihm mit ihr nie etwas mehr beschieden seyn könnte, als Anschaun allein, und nie eine nähere Vereinigung.

Durch solche Träumereyen würde er sich noch unglücklicher gemacht haben als er bisher war, wenn er Zeit behalten hätte sich ihnen zu überlassen. Allein die kleine Schöne die ihn jezt beschäftigte, sagte zu ihm mit einem Blicke der auch ein weniger empfindliches Herz entzündet haben würde, und mit der lieblichsten, zartesten, rührendsten Stimme: „Prinz! daß ich meine vorige Gestalt wieder habe, ist ein Werk des Alten, den Sie eben gesehen haben. Noch vor wenig Augenblicken unter einer andern Gestalt fand ich mich glücklich; denn Sie sorgten für mich, und nichts fehlte mir. Jezt bin ich

eine Unglückliche, ohne Eltern, ohne Freund; keine Freude bleibt mir als die, Ihnen ewigen Dank für das zu versichern, was Sie an mir thaten." — „¿So sind Sie es denn, erwiederte der Prinz, Sie, schöne Constanze, die ich einige Tage bey mir bewirthet habe, deren Verlust ich noch vor wenig Augenblicken so sehr bedauerte? Sie, die ich doch, wenn Thuewohl anders die Wahrheit sagte, ewig lieben darf? Wie ist es möglich, daß Sie nicht unter dem Messer des Alten, oder in den Flammen umkamen?" — „Alles was er that, erwiederte sie, war zu meiner Entzauberung nöthig. Durch ihn entstanden die Flammen die Sie so sehr beunruhigt haben; er ergriff mich in dem Augenblicke da Sie mich verließen; er gab mir, durch Berührung mit seinem Korallenstabe, meine natürliche Gestalt, bis auf die Größe, wieder. Von ihm habe ich auch dieses Ey von Krystall, mit der Belehrung erhalten; Sie dürften es nur mit einem Zweige von dem Schasmin am Eingange des Gartens berühren, sobald würden wir beyde nicht mehr in der Gewalt der Fee seyn. Eilen Sie also, ich beschwöre Sie, und suchen den Schasmin der uns befreyen soll; hier haben Sie das geheimnißvolle Ey. Der Prinz wollte ihr erst noch sagen, wie sehr er sie liebte, wie unangenehm es ihm wäre, sie so klein zu sehen: „ich werde

nicht immer so bleiben, unterbrach sie ihn lächelnd; noch ehe eine Stunde vergeht, bin ich, nach der Versicherung des guten Alten, wieder so groß als ich vor meiner Verwandlung war. Seyn Sie also ruhig; aber zaudern Sie nicht, sondern eilen Sie nach dem wohlthätigen Schasmine."

Freudig und voll Hoffnung wollte der Prinz nach dem einzigen Rettungsmittel eilen, als die Fee plötzlich zurückkam, und ihm verbot sich zu entfernen. Beym Anblick ihrer grausamen Feindin, lief die Prinzessin sich zu verbergen, allein sie fiel, ohne sich jedoch zu beschädigen. Zartbraun wollte sie aufheben; vergaß aber daß er das Krystall-Ey in der Hand hatte, und ließ es fallen, daß es in tausend Stücken zerbrach. Zu noch größerm Unglücke trat die Fee näher hinzu, und so schnell, daß er nicht Zeit behielt die Prinzessin zu verbergen, sondern daß sie gerade unter das Gewand ihrer Todfeindin zu liegen kam. Er zitterte zu sehen, daß die Fee bey der geringsten Bewegung sie zertreten konnte: doch zum Glücke blieb sie auf der nämlichen Stelle stehen. In der einen Hand hielt sie ein Buch von vergoldeten Pergament, in der andern einen Stab von Ebenholz, mit dem sie ihm einen Schlag über die Schulter gab. Denke nicht, Undankbarer, mir ent-

entfliehen zu können. Ich habe den Zauber der dich an mich binden soll, so fest gemacht, daß alle Mächte der Hölle ihn nicht zu zerreissen vermögen. Entschließe dich also mich unaufhörlich dir zur Quaal an deiner Seite zu sehen, wofern du nicht auf der Stelle annimmst, was ich dir aus Güte zum leztenmal anbiete, mein Herz und meine Hand. Nimmst du im Gegentheile beydes an, so erwartet dich der Genuß von allem was nur zum Glück eines Sterblichen erdacht werden kan. Sprich! auf deiner Antwort beruht Wohl oder Wehe deines Lebens. Ich gebe dir eine Viertelstunde zum Entschlusse.

Prinz Zartbraun bekümmerte sich wenig um das Reden und Drohen der Fee. Unverwandt sahen seine Augen blos nach ihrem Gewande, das sich immer stärker bewegte: ohnfehlbar mußte diese Bewegung von der Prinzessin herrühren, die mit jedem Augenblicke wuchs. Entsetzlich war ihm der Gedanke, daß seine Geliebte nun bald der Fee sichtbar werden, und neuen Quaalen ausgesezt seyn würde. O wie reut' es ihn nun von Liebe gesprochen zu haben, anstatt nach dem Rettungszweige zu eilen! Doch Reue war vergebens: es war die Stunde wo er sie verlieren sollte. Sie wuchs so schnell, so wundersam, daß Lasterfülle es

end=

endlich merkte, und plötzlich der Kopf der Prinzessin durch den Schlitz des Gewandes der Fee sichtbar erschien. „¿Ey was soll mir denn das? fragte die Fee äusserst verwundert; ¿du wagst dich zu mir, kleines Geschöpf? Glaubt denn nicht der, der dir deine Gestalt wiedergab, daß ich mächtig genug bin sie dir von neuem zu nehmen, daß du dich ungestraft vor mir sehen lassen darfst? Er soll das Gegentheil sehen." — Halt ein, Grausame, rief der Prinz mit Ungestüm; schone der Unglücklichen die deine Wuth schon so sehr erfuhr." — ¿Und was geht sie dich an? rief dagegen die Fee mit einem Tone, daß die Prinzessin dahin sank und der Prinz erblaßte; ¿woher kennst du sie? woher dieses warme Gefühl für sie?" — „Blos aus Mitleiden" versezte der Prinz. Doch die Fee befragte ihr Buch, und das Buch entdeckte ihr alles, was zwischen der Prinzessin und dem Prinzen vorgegangen war.

Ueber diese Entdeckung ergrimmte sie dergestalt, daß die Erde bebte. Beyde zu erwürgen, war ihr Entschluß im ersten Grimme: aber sie gab ihn wieder auf. Eine ganze Viertelstunde lang drehte sie den Prinzen bey den Haaren im Wirbel herum, ohne daß er sich aus ihren abscheulichen Händen loswinden konnte: dann erschienen auf ihren Ruf, der

wie

wie Eulengeschrey klung, ein Greif und eine Fledermaus von ungeheurer Größe. „Nehmt diese hier; gebot ihnen die Fee; führet die eine hierhin, den anderen dorthin, und thut eure Pflicht; fort mit ihnen!“ — Es geschah wie sie befahl.

Der Greif der den Prinzen entführte, trug ihn über Länder und Meere hinweg. Nach einem dreystündigen Fluge ließ er sich beym Einbruche der Nacht mitten in einem Walde nieder. Hier glaubte der Prinz von ihm gefressen zu werden: aber der Vogel setzte ihn sanft auf die Erde und flog, ohne ihn nur anzurühren, schnell wieder davon.

Es war so finster, daß er nicht wußte ob er vorwärts gehen, oder umwenden, oder stille stehen sollte. Nach einer Unschlüssigkeit von mehreren Minuten beschloß er demnach weiter fortzutappen: die bängsten Ahndungen begleiteten ihn.

Nur wenig Schritte war er fortgewandert, so erblickt' er ein Licht das noch weit entfernt zu seyn schien. Eine ganze Viertelstunde mußt' er noch gehen ehe das Licht ihm näher kam, und er sich endlich vor einem hellerleuchteten Schlosse befand. Er untersuchte das Schloß,

und

und erkennte mit Verwunderung den Pallast seines Vaters. Zweifelhaft ob es Traum oder Wahrheit sey, drang er weiter bis an die Thür des Saals der Leibwache, so bewegt, daß er nicht zu reden vermogte. Die ersten die ihn sahn, empfiengen ihn mit Freudengeschrey, und liefen mit der frohen Botschaft zu seinem Vater. Dieser gute Greis lag, von der Last der Jahre gebeugt, auf einem kostbaren Ruhebette, nur mit sehr wenig Sinn für eine herrliche Musik, durch die ihn seine Damen zu erheitern suchten. ¡Welch eine Freude war für ihn die Nachricht von der Wiederkunft seines Sohnes, und noch mehr, seine Umarmung! Denke sich diese Freude wer selbst Vater ist!

Er war sehr alt: daher drung er in seinen Sohn, statt seiner die Krone zu tragen. Ungern übernahm dieser die Regierung eines Staats, der mehrere Jahre sehr vernachlässigt worden war. Weder der Glanz der Krone, noch die Freuden der Herrschaft verdrängten aus seiner Seele das Andenken an seine geliebte Constanze. Er seufzte jeden Augenblick nach ihr, wünschte sich die Minuten zurück, die ihm bey ihr verschwunden waren. ¡Wie schön war sie nicht, sagt er oft bey sich selbst, und wie zärtlich! wie sanft ihr Gefühl und ihr Verstand wie fein! Vielleicht ist sie nicht mehr;

oder

oder lebt sie auch noch, so wird sie doch nur mit immer neuen Martern gequält. ¿ Denkt sie auch wohl im Unglücke an mich? ¿ Denkt sie, daß Zartbraun nie aufhört sie zu lieben, daß er alles aufbieten wird, sie zu befreyen? Ja, das glaubt sie gewiß! ja sie glaubt, daß mich der Gram bald ins Grab senkt, wenn ich sie nicht bald wiedersehe.

So sprach er oft im Geiste mit seiner Angebeteten: so dacht' er sie sich oft in der Gewalt ihrer Quälerin. Unbegreiflich war es ihm, wie er den Händen der Fee entgangen wäre; unbegreiflich, warum sie, nach so manchem gewaltsamen Ausbruche von Liebe und Zorn, ihn ohne Mißhandlung in sein Vaterland zurückgeschickt hätte. Fern war er zwar von ihr; aber immer fürchtete er noch ihre Bosheit und Wuth.

Diese beständige Furcht, verbunden mit seiner Leidenschaft für die Prinzessin, verbitterte die Ruhe seines Lebens. Er kämpfte lange, bis er sich endlich entschloß, den freundlichen Zauberer auf der Insel Tintarinos aufzusuchen, und ihn um Nachricht von Constanzen und um einen Talisman gegen die Bezauberungen zu bitten. Er ließ also, mit Wissen seines Vaters, ein Schiff ausrüsten und mit reichen

Geschenken beladen. Auf diesem Schiffe seegelte er mit zwölf der edelsten Jünglinge in seinem Königreiche ab.

Der Wind war ihm günstig; er entdeckte bald die Insel, die er suchte. Nur eine kleine Entfernung war noch, als der Himmel trübe ward und finsteres Gewölk ihn überzog: das Meer schwoll an, die Wellen schlugen so ungestüm, daß das Schiff keinen Lauf mehr zu halten im Stande war. Es sezte sich auf einer Sandbank fest: alle wären umgekommen, hätte sich nicht das Meer bald wieder beruhigt. Die Wolken zertheilten sich: die Luft wurde wieder still wie die Wellen. Der Prinz bekam von neuem freyen Blick auf das offene Meer.

Nach kurzem Umhersehen entdeckte er, wiewohl in einer großen Entfernung, etwas Glänzendes, das sich ihm unbeschreiblich schnell näherte. Als der unbekannte Gegenstand erkennbar wurde, sah er einen Nachen von Perlenmutter, in dessen Mitte ein Rosenstrauch die Stelle des Mastes vertrat und Rosenblätter zu Seegeln dienten. Acht Tritonen und eben so viel Syrenen lenkten den Nachen bis ganz nahe zum Prinzen hin. Prinz, sagte eine von den Syrenen, unsere junge Gebieterin, die Fee Güte, sendet uns hieher, um Ihnen zu sagen, daß

Sie von ihr auf ihrer Insel erwartet werden. Sie ist eine Tochter von Thuewohl, und wie er, blos damit beschäftigt, den Sterblichen wohlzuthun. Durch ihre Feenkunst hat sie Ihr Unglück erfahren. Ihr Leiden rührt sie, und sie will Sie davon befreyen, indem sie Ihnen den Talisman überliefert, den Sie auf der Insel Tintarinos suchen wollten. Hier sendet sie Ihnen ein Armband, das sie niemals ablegen dürfen; Sie erhalten dadurch Ihre Prinzessin wieder. Unserer Gebieterin sind Sie Freyheit und Rückkehr ins Vaterland schuldig: eilen Sie nun, Ihr für alles zu danken, was Sie an Ihnen gethan hat.

Entzückt über dieses glückliche Abentheuer in einer Stunde der Hoffnungslosigkeit, stieg er mit seinem ganzen Gefolge in den Nachen; und höchstens in sechs Minuten war er auf der Insel, wo man seiner wartete. Die Insel war durchaus mit Rosen und Schasmin bewachsen, die sich zu langen Bogengängen wölbten. Rosenroth war hier die Lieblingsfarbe, die alles trug: auch des Prinzen Gewand von blauen Goldstoffe verwandelte sich in Rosenfarbe, mit einer Stickerey von Brillanten und Smaragden. Ein kleiner Widder mit einem Vließe von Silberfaden und diamantnen Hörnern diente ihm zum Wegweiser in ein kleines Gehölz,

wo hundert junge Mädchen von ausserordentlicher Schönheit eine junge Dame von etwa sechszehn Jahren umringten, die noch schöner und reizender als alle war. Nachlässig ruhte die junge Schönheit auf einem Lager von Schasmin, am Rande eines Bassins, auf dem sich Schwane wiegten, unter einem Gewölbe von Blüthen, in wollüstiger Halbdämmerung.

Es sey, sagte man ihm, die Tochter des ehrwürdigen Zauberers von Tintarinos. Sie empfieng ihn mit einer Sanftheit, mit einer Anmuth, wie er sie nur an seiner Vielgeliebten gefunden hatte. Nachdem sie ihm nochmals empfohlen hatte, das Armband nie von sich zu legen, führte sie ihn, über eine Terrasse, die das Meeresufer übersehen ließ, nach einem Schlosse von Krystall. Hier, sagte sie zu ihm, könnt' er einige Tage ausruhen; dann werde sie ihn unfehlbar zu seiner lieben Constanze versetzen. Nur daß er ja nicht das Zimmer, das er sich wählen würde, nach Mitternacht verließe. Thun Sie dieses, sezte sie hinzu, öffnen Sie nur ein Fenster in den Stunden von Mitternacht bis vier Uhr des Morgens, so begegnen Ihnen Unglücksfälle, gegen die Sie meine Macht nicht schützen kann, weil ich in diesen Stunden ausser meinem Palaste, bey meiner Mutter seyn muß. Zart-

braun versprach, Ihren Rath pünktlich zu befolgen.

Der erste Tag verschwand ihm unter allen den Freuden, die uns eine mächtige Fee verschaffen kann, und unter Gesprächen von des König Klugs schöner Tochter. Zartbraun wunderte sich, daß die Fee mit so vieler Aufmerksamkeit von seiner Geliebten sprechen hörte. Nicht lange, so fiel es ihm ein, daß es doch wider die Klugheit und sogar wider die Höflichkeit wäre, das nämliche so oft zu wiederhohlen und schwärmerisch von der Liebe für eine Andere zu einer so reizenden Person zu reden, wie die Fee wirklich war. Er legte allmählig diesen Fehler ab; und sehr bald sprach er gar nicht mehr von seiner ungeduldigen Sehnsucht nach Wiedersehn. Im Gegentheil sagte er mehrmal, er wünschte wohl, daß er noch länger von Constanzen entfernt bleiben möchte, um zu erfahren, wie die Abwesenheit auf sein Herz wirkte. Dann folgten einige stumme Augenblicke; sein Auge heftete sich auf die Fee; er seufzte; ihr Blick war so sanft, er konnte ihn nicht ertragen, ohne eine gewisse ungewöhnliche Beunruhigung zu empfinden. Kurz, die Prinzessin herrschte nicht mehr in seiner Seele; die Fee hatte sie verdrängt. Er fühlte das und dachte nur auf Mittel es ihr zu entdecken. Erst ließ

er

er seine Augen reden und Seufzer; dann ward er nachdenkend, unruhig, traurig. Die Fee nahm es wahr, und schlug ihm vor, nunmehr zu der Urheberin seiner geheimen Leiden zu reisen. Aber nun warf er sich ihr zu Füßen, küßte ihr mit Entzücken die Hand, und beschwor sie, ihn nicht von sich zu entfernen, sondern ihm zu vergönnen, daß er sie lieben, daß er ewig ihre Fesseln tragen dürfe.

Die Fee erröthete, schien über seine Erklärung nicht wenig erstaunt zu seyn. Indessen versicherte sie ihn der Gewährung seines Wunsches, weil er ganz mit der Neigung ihres Herzens zusammenträfe. Nur machte sie's zur Bedingung, daß er ihr noch diesen Abend die Hand reichen müsse. Sie habe nämlich mit einem unverletzlichen Schwure gelobt, keinen Mann, den sie lieben würde, auf ihrer Insel zu dulden, es sey denn ihr Gemahl. Mit Vergnügen unterschrieb der Prinz diese Bedingung, nur bat er dringend, sein Glück zu beschleunigen. Sie versprach es ihm; und verließ ihn, um ihre Reize durch die Kunst der Toilette noch zu erhöhn. Nach einer Stunde erschien sie wieder: und die Vermählung geschahe. Nymphen feyerten sie durch Gesänge und Tänze, und umschlungen das neue Paar mit Blumenkränzen. Alles athmete Freude: nur die arme Constanze nicht.

Nach der Entführung aus dem Palaste der Fee Lasterfülle hatte sie die Fledermaus von Land zu Lande in allen Gegenden des Erdbodens herumgetragen, als wüßte sie nicht das Land zu finden, wohin die Prinzessin, nach dem Befehl der Fee, gebracht werden sollte. So hatte sie lange umhergeschwärmt, bis sie zulezt über der Roseninsel schwebte. Hier fragte die Fledermaus, ob die Prinzessin Lust habe auszuruhen. Müde und des langen Fliegens überdrüßig, willigte die Prinzessin mit Freuden ein. Die Fledermaus senkte sich also, und sezte sie sanft auf eine Rasenbank neben der Laube nieder, in welcher Zartbraun und Güte sich ewige Liebe schwuren. ¡Welch ein Schauspiel für eine Liebende! und welch eine Marter, ihren Ungetreuen die zärtlichsten Liebkosungen an eine Andere verschwenden zu sehen die nur zu liebenswürdig war. Vielmal, vielmal hob sie sich schon empor, um den Treulosen mit wohlverdienten Vorwürfen zu überladen: aber jedesmal überzeugte sie sich auch, sie würde doch nichts von ihm erhalten, als frostige Entschuldigungen, die nur ein Triumph für die Glücklichere seyn würden. Sie zwung sich also lieber, und verschloß den tobenden Schmerz in sich selbst. Thränen waren die einzige Linderung, die sie sich erlaubte: dann bat sie die Fledermaus, sie so schnell als möglich von einem

nem Orte wegzubringen, wo ihr Herz so viel leiden müßte. Diese hämische Vollzieherin des Befehls einer boshaften Fee vermehrte noch ihren Jammer durch Erzählung, wie leicht der Prinz sie vergessen, welche Freuden er mit seiner neuen Gemahlin genossen hätte. Constanze antwortete nichts; seufzte nur unterdrückt über seine Undankbarkeit und Vergessenheit gelobter Treue.

Nachdem sie wieder einige Stunden geflogen waren, sagte die Fledermaus, sie befände sich jezt bey dem König Träge, den sie auf Befehl der Fee Lasterfülle noch heute zum Gemahl nehmen sollte; in dem Zimmer das der König für sie hätte zubereiten lassen. Zugleich übergab sie die Prinzessin einigen Kammerfrauen, die zu ihrer Aufwartung bestimmt waren und flog davon.

König Träge empfieng die Nachricht von der Ankunft seiner bestimmten Braut mit Vergnügen, denn er hatte große Lust zur Ehemannschaft. Er war groß, schön, wohlgewachsen; aber er hatte keinen Kopf und folglich auch keinen Selbstwillen. Die Laster, denen er freyen Zutritt in sein Reich vergönnt hatte, herrschten mit mehr Ansehen als er selbst. Unwissenheit und Ausschweifungen hatten sich der Kriegs-

leute und der ersten Männer im Volke bemeistert; Eigennutz und Ungerechtigkeit lenkten die Obrigkeiten; Heucheley und Geiz waren die geheimen Triebfedern der Derwische, und Vergnügen die Leidenschaft des schönen Geschlechts. Kurz, jedes von den Kindern der Fee Lasterfülle hatte seine Sclaven, und gebot, ohne daß König Träge das mindeste dagegen erinnert hätte.

Seine Gefälligkeit gegen die Kinder erwarb ihm die Gunst der Mutter. Sie schenkte ihm, wenig Tage vor der Ankunft seiner Braut, einen künstlichen Kopf, der wenigstens zum Scheine den wahren, den ihm die Natur versagt hatte, ersezte. Dieser Kopf wurde ihm auf die Schultern gesezt, und machte, vermittelst einiger verborgner Federn alle nöthige Bewegungen. Anfangs konnte er nicht damit zurechte kommen, weil er bisher keinen gebraucht hatte; denn zum Sprechen hatte er einen Mund in dem Halsgrübchen, zum Hören ein Ohr in der linken, und zum Sehen ein Auge in der rechten Hand. Bequem war das freylich nicht: aber er mußte diese Folge von der Nachsucht einer Fee tragen, die ihn in der Schwangerschaft der Königin, seiner Mutter, so begabt hatte. Eine Nase hatte sie ihm nicht gegeben, weil sie diese für ein ganz unnützes Stück hielt;

und drum roch er auch gar nicht. Indessen, so wie er war, glaubt' er doch, Constanze würde ihn mit Freuden zum Manne nehmen, weil er ein König sey. In dieser Zuversicht gieng er zu ihr, und betheuerte ihr, noch vor Abend solle sie seine Frau werden.

Sie befand sich in einem schönen Zimmer, wo Gold und Silber um die Wette glänzten: aber mitten unter diesem Schimmer weinte sie. Träge nahte sich ihr, und brachte, um sie besser zu sehen, seine rechte Hand ganz nahe vor ihr Gesicht. Ihre Schönheit bezauberte ihn, und er sagte ihr das durch ein Kompliment, das er zwey Tage lang aus einem neuen Romane mühsam auswendig gelernt hatte. Dann bot er ihr seine Hand, um sie zum Tempel zu führen, wo sie, wie er sagte, sein Herz und seine Krone empfangen sollte. Sie aber stieß ihn sanft zurück, indem sie ihm betheuerte, sie werde niemals diese Ehre annehmen. Ihre Weigerung sezte ihn dergestalt in Erstaunen, daß er einige Augenblicke kein Wort vorzubringen im Stande war. Erst wie er sich wieder gefaßt hatte, versucht' er sie durch Bitten auf einen andern Entschluß zu bringen. Als aber alles fruchtlos blieb, gerieth er in eine solche Hitze und Bewegung, daß sein hölzerner Kopf, der nicht gut befestigt war, auf die Erde fiel, und

die Prinzessin sich entsezte, solch eine Art von Ungeheuer vor sich zu sehen.

Dieser unglückliche Zufall vermehrte noch den Zorn des Prinzen. Er sagte ihr eine Menge beleidigender Dinge, und kündigte ihr an, daß er ihr nur acht Tage Bedenkzeit gäbe: wenn sie auch dann sich noch weigerte, so sey es um ihr Leben gethan. So verließ er sie, über seine Drohungen wenig erschrocken, aber desto mehr beschäftigt mit dem Undankbaren, den sie noch immer liebte.

Die bestimmten acht Tage vergiengen, ohne daß sie nur einmal über das Schicksal nachgedacht hätte, das ihr angekündigt war. Kaum war diese Frist verstrichen, so kam König Träge wieder, und fragte nach ihrer jetzigen Stimmung für ihn. Sie antwortete wie vorher: und er befohl sogleich, sie in den schwarzen Wald zu führen. Man nennte diesen Wald so, weil ihn nie ein Sonnenstrahl durchdrung. Ein dicker Nebel bedeckte ihn vom ersten bis zum lezten Tage des Jahres. Kälte herrschte da unaufhörlich, und der Wind tobte so ungestüm, daß er oft die stärksten Bäume, die nur ein gelbes, welkes Laub trugen, umriß. Ueberall krächzten Eulen und brüllten reissende Thiere. Eine hundert Fuß hohe Mauer

schloß

schloß ihn ein, und machte den Ausgang unmöglich.

In diesen Wald wurde Constanze eingesperrt: und doch fand sie sich hier glücklicher als in dem Palaste, aus dem man sie verwieß; denn er war düster und schauervoll und gemacht ihren Schmerz zu verbergen. Jeden Augenblick fürchtete sie den Wölfen oder andern Raubthieren zur Beute zu werden. Freylich war ihr das Leben zum Ekel geworden: aber sie schauderte doch bey der Ahndung die sie verfolgte. Zitternd suchte sie die unzugänglichsten Gegenden auf, um den fürchterlichen Thieren auszuweichen und einen sanfteren Tod zu erwarten, der bey ihrer Schwäche und Erschöpfung nicht lange ausbleiben könnte. In diesem Gedränge von Gedanken und Ahndungen sahe sie einen ungeheuren Löwen auf sich zukommen, dessen wilder, drohender Blick ihr keine Hoffnung sich zu retten übrig ließ.

Sein Anblick trieb sie eilends in die Flucht: aber der Löwe, im Laufe geübter als sie, erreichte sie gleich an ihrem Gewande; sie sank ohnmächtig auf einen Haufen dürres Laub vom Winde zusammengeweht. Doch der Löwe war nicht so grausam als sie gefürchtet hatte und that ihr nichts zu Leide: im Gegentheil, er

hohlte

hohlte Wasser in seinem Rachen, und spritzte ihr das Wasser ins Gesicht. Diese unversehene Hülfe brachte sie wieder zu sich: sie öffnete ihre schönen Augen, und sah mit Verwunderung, wie der so sehr gefürchtete Löwe ihr die Hände leckte, und Thränen darauf fallen ließ. ¡Welch ein Wunder! rief sie aus; unter den reissenden Thieren find ich Erbarmen; unter den Menschen fand ich nichts als Grausamkeit! ¿Aber warum hat er mich nicht verschlungen? So wäre doch nun mein Leiden vorüber, so nagte mich doch nicht mehr der Gedanke, daß ein Undankbarer den Schwur ewiger Liebe vergißt, daß er sich bey einer andern in Freude berauscht. Bey diesen Worten zerfloß sie in Thränen, und ohne Zweifel hätte sie sich selbst entleibet, wäre nicht der Löwe so freundlich, so besorgt, so tröstend gewesen. Es rührte sie, daß ein Thier so viel für sie that; sie streichelte ihn, so tief sie auch bekümmert war, sie dankte ihm sogar, als wäre sie gewiß von ihm verstanden zu werden. Zwey fürchterliche Bären die plötzlich erschienen, entrissen sie vollends ihrem Vorsatze. Sie sprang auf um zu entfliehen, ohne daß es ihr einfiel welchen Vertheidiger sie hätte. Der Löwe hingegen, der immer neben ihr gelegen hatte, zog sie leise an ihrem Gewande, hob sie sanft auf seinen Rükken, und floh mit ihr leicht und flüchtig davon.

Con-

Constanze wußte nicht sollte sie fürchten, oder sollte sie hoffen. In dieser Ungewißheit brachte sie der Löwe an den Fuß eines Felsen den die Wogen des Meeres bespülten. Nur dieser Felsen lag nicht im Umfange der Mauer die den schwarzen Wald einschloß, weil er für sich unzugänglich war. Hier setzte sie der Löwe sanft im Sande nieder: dann hohlt' er ihr Muscheln und Austern, und bot sie ihr freundlich dar. Sie aß davon, und trank dazu mit Wohlbehagen von dem Wasser einer nahen Quelle, das ihr der Löwe in einer großen Muschel geschöpft hatte. Nach diesem leichten Mahle führt' er sie in eine Felsenhöhle, gieng mit ihr hinein, und verwahrte den Eingang der Höhle mit einem großen Steine.

So freundlich, so hülfreich der Löwe gewesen war, so bebte sie doch sich mit ihm in der finstern Höhle allein zu sehn. Die Höhle war groß, und bekam ein mattes Licht blos durch einige Risse, die ein Werk der Zeit waren. Einige Haufen dürrer Blätter schienen zum Tische und zum Lager bestimmt zu seyn; und sie waren es auch. Die Höhle gehörte dem Löwen der sie dahin gebracht hatte, um sie des Nachts gegen die reissenden Thiere zu schützen.

Constanze, die schon den Tag sich neigen und ihren Löwen so friedlich sah, verstand ihn vollkommen. Sie setzte sich also auf die dürren Blätter; nicht um zu schlafen, denn dazu war sie zu beunruhigt, sondern blos um auszuruhn. Traurig legte sich der Herr der Höhle neben sie; bald seufzt' er, bald leckt' er ihr die Hände. In ihre Augen kam lange kein Schlaf: unaufhörlich beschäftigte sie die Geschichte ihres Lebens. Warum der Löwe so freundlich gegen sie sey, und warum so traurig, beydes war ihr ein Räthsel. Unter diesen Erinnerungen, und Betrachtungen verstrich der größere Theil der Nacht. Endlich schlief sie dennoch ein; und als sie erwachte, war es schon hoch am Tage.

An ihrer Seite war kein Löwe mehr. Sie erstaunte, und stand auf um zu sehen, ob er irgendwo in der Höhle sey; sie fand ihn aber nicht. Unruhig sich von ihrem Vertheidiger verlassen zu sehen, eilte sie aus der Höhle, von deren Eingange der Stein verschoben war, um zu sehen ob er vielleicht am Ufer wäre: auch da fand sie ihn nicht. Es wurde ihr immer bänger; sie hatte sich schon an seine Gesellschaft und an seinen Schutz gewöhnt. Aus Furcht vor den reissenden Thieren wollte sie in die Grotte zurükkehren, als sie zwischen den

Bäu-

Bäumen einen Mann wahrnahm der sich mit einem ziemlich starken Stocke gegen einen ungeheuern Eber wehrte. Sie entsezte sich, aber sie floh nicht: es kam ihr gleich der Gedanke, auch das sey vielleicht ein Unglücklicher, wie sie zum ewigen Aufenthalte im Walde verdammt. Sie hoffte, der Mann würde des wilden Thieres Sieger, und vielleicht ihr Befreyer werden können: sie lauschte also in der Entfernung auf den Ausgang des Gefechtes. Dieses währte nicht lange; der Eber bekam verschiedene Hiebe auf den Kopf, und zwar mit solcher Kraft, daß er todt niederfiel: doch hatt' er erst seinem tapfern Feinde eine Wunde versezt. Dieser hatte viel Blut verloren, und lehnte sich jezt kraftlos an einen Baum. Constanze konnt' ihn nicht sehen ohne ihm helfen zu wollen: sie lief zu ihm um ihm das Blut zu stillen. ¡Welch ein Anblick! es war Zartbraun; bleich, niedergeschlagen, mit dem Tode ringend, und doch noch schön. ¡O was empfand sie nicht! Sie vergaß allen Groll, und fragte ihn nur mit bebender Stimme und thränenden Augen, ob er sie noch kenne, ob ihm der geringste Dienst lieb seyn würde, den sie ihm anböte. Unverwandten Blicks sah er sie an: aber, ohne nur ein Wort zu antworten, entfernt' er sich, so schwach er war, mit solcher Schnelligkeit,

daß

daß sie ihn sehr bald aus dem Gesichte verlor. —

¡Ha! er flieht mich! rufte sie ihm verzweifslungsvoll nach; mein Anblick ist ihm abscheulicher als die grimmigsten Thiere, als der Tod selbst. ¡So tief von ihm verachtet! ¿Und ich könnte noch leben? Nein, sterben will ich; sonst ist für mich keine Rettung. Mit diesen Worten lief sie ans Gestade, und stürzte sich ins Meer.

Unvermeidlich hätte sie hier ihren Untergang gefunden: aber der Löwe, der indessen wiedergekommen war, sah sie fallen, und stürzte sich ihr nach. Seine Sorgfalt brachte sie ins Leben zurück. Er trug sie wieder in die Höhle, legte sie auf das Lager von Laub, schlug mit zween Steinen Feuer, zündete damit Zweige an, und erwärmte die Unglückliche von neuem. Sie wollte schon klagen, daß er ihr beystünde, als eine Stimme erscholl: willst du deiner Leiden Ende sehen, so suche die Thür, die hier ist. Diese Stimme gab ihr die verlohrnen Kräfte wieder; dem Löwen schien sie große Freude zu machen.

Beyde fiengen nun an die Thüre zu suchen, selbst in solchen Gegenden der Höhle die so finster

ster waren, daß sie befürchten mußten, sich ganz zu verirren. Durch ein Ohngefähr fand endlich die Prinzessin die gewünschte Thür. Sie trat fehl und wollte sich am Felsen halten: aber eben dadurch berührte sie die Thür, die von dem Stoße aufgieng. Sie zeigte ihre Entdeckung dem Löwen und stieg mit ihm eine Treppe hinauf, die nicht so dunkel als die Höhle war. Zehntausend Stufen mochten sie beyläufig gestiegen seyn, als sie endlich einen großen Rasenplatz oben auf dem Felsen erreichten.

Dieser Rasenplatz lag so erstaunlich hoch, daß die grösten Bäume unten im Walde nicht höher als einen Fuß hoch erschienen. Man konnte blos auf der Treppe dahin gelangen, die Constanze entdeckt hatte. Sie behielt keine Zeit sich über die Höhe des Rasenplatzes zu wundern; denn sie erblickte hier ein junges Frauenzimmer, mit Ketten an einen Pfahl gebunden, und in voller Anstrengung zu verhindern, daß eine Kiste von Stahl, auf einem schwachen Zapfen ruhend und ganz nahe an der Jähe des Felsen, nicht in einen Abgrund fallen möchte. In dem Blicke des Mädchens mahlte sich Heiterkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit, und sie flößte Achtung und Ehrerbietung ein. Auch die Prinzessin fühlte sich davon durchdrun-

gen, und eilte, mit Rührung, einen Versuch zu ihrer Befreyung zu wagen. Doch kaum war sie mit ihrem unzertrennlichen Begleiter, dem Löwen, ihr näher gekommen, so fielen der Gebundenen die Fesseln ab.

Schon lange, sagte sie zu der Prinzessin mit einem Blicke voll Dankbarkeit und Würde, schon lange bedauere ich Ihr Schicksal, Sie hier zu sehen. Wundern Sie sich nicht; Jahrhunderte sind es schon, daß ich im Buche des Schicksals las, Sie wären bestimmt, mir die Kraft wiederzugeben, die ich seit langen Zeiten her verloren hatte. So jung ich zu seyn scheine, so manches Jahrhundert sah ich doch schon verfließen. Ich bin es, deren Stimme durch den Felsen drang, um Sie aufzufodern, die Thür zu suchen, die Sie hieher geführt hat.

Mein Name ist Tugend. Ich herrschte einst in der Welt: Könige und Völker liebten und verehrten mich. Nur die einzige Lasterfülle beneidete das Glück, dessen die Sterblichen durch mich genossen. Sie erfüllte ihre Herzen mit Abneigung gegen das Gute, und die Welt mit Lastern. Als ich mich einst in ein Land entfernte, das mir allein bekannt ist, benuzte sie meine Abwesenheit. Bey meiner

Wie-

Wiederkunft vertrieben mich ihre Kinder, die Laster, und beraubten mich des Glanzes, der mich umstrahlte. Ich werde nun überall verkannt und verlassen. Da war kein König mehr, der mich schützen wollte: und das machte meinen Verlust vollkommen; denn ich kann über kein Volk mehr herrschen, wenn nicht der Fürst mich achtet und liebt.

Nicht zufrieden, mich meines Ansehns entsezt zu haben, fesselte mich Lasterfülle an diesen Felsen, damit ich nicht ihre neue Herrschaft stören könnte. Doch hat ihre Uebermacht mich nie verhindern können, zwey Tage im Jahre meine Fesseln abzuwerfen. In diesen beyden Tagen habe ich den ganzen Erdboden durchwandert, um diejenigen zu besuchen, die mich nicht ganz vergessen. Aber öfters habe ich meine Wanderung vollendet, ohne nur Einen zu finden, der sich meines Namens noch erinnerte.

Einmal jedoch, als ich die Staaten Ihres Vaters berührte, fand ich an ihm eine Stimmung nach meinen Wünschen: seitdem habe ich ihn alle Jahre besucht. Bey Ihrer Geburt war ich unter der Gestalt einer alten Frau zugegen, und beschenkte Sie mit allen Gaben, die zur Vollkommenheit eines Mädchens gehö-

ren. Ich befragte das Schicksal über die künftige Geschichte Ihres Lebens, und fand, daß eine lange Reihe von Unglücksfällen Ihrer wartete: aber ich fand auch, Sie würden alles überstehen, Sie würden mich aus meiner unwürdigen Sclaverey befreyen, Sie würden mir meinen verlornen Glanz wiedergeben. Zufrieden dieses zu wissen, kehrte ich nach dem Willen des Schicksals auf meinen Felsen zurück. Seitdem habe ich Sie mehrmal gesehen, ohne Ihnen sichtbar zu werden.

Einstmals als ich hier meine Fesseln wieder angelegt hatte, kam Lasterfülle in einem Feuerwagen, mit der Kiste, die Sie hier sehen. Sie enthielte, sagte sie zu mir, einen meiner wärmsten Freunde, der den Augenblick ins Meer stürzen würde, wenn ich die Kiste fahren ließe. Mit diesen Worten sezte sie die Kiste auf jenen schwachen Zapfen an der Jähe des Felsen, und entfernte sich wieder, in der Meynung, daß ich sie nicht lange halten könne, und sie bald hinabstürzen lassen müßte. Doch ich bin stark genug gewesen, sie noch bis jezt zu erhalten. Ich habe sie mehrmals zu öffnen versucht, aber jedesmal vergebens: jezt, da ich frey bin, will ich diesen unglücklichen Freund auch befreyen. Seyn Sie nur nicht gleichgültig

tig

tig gegen mich, und Sie sehen bald die Würkung meiner Macht.

Sie sprach einige Worte, und die Kiste that sich auf: sie enthielt den guten König Klug in Fesseln. ¡Welch ein Erstaunen für ihn, das Licht des Tages wiederzusehen, und zugleich eine Tochter, deren Verlust er beweint hatte! ¡Welch Entzücken für diese Tochter, einen Vater wiederzusehen, für den so manche Thräne geflossen war! ¡Welch eine Freude für die Fee Tugend, beyde glücklich machen zu können!

Völlig von seinen Ketten befreyt, unter wechselseitigen Umarmungen erzählte König Klug, wie, seit der Entführung aus seinem Garten, er beständig in diesem Kasten eingeschlossen gewesen sey, wo Hunger und Verzweiflung sein Leben geendet haben würden, hätte nicht die boshafte Fee, um sein Leiden zu verlängern, ihn wider Willen durch einen gewissen Saft erhalten.

Bis jezt war der Löwe ruhiger Zuschauer gewesen: jezt aber nahte er sich dem Könige und dann auch der gütigen Fee, mit einem Blicke, der zu sagen schien: ¿soll ich allein unglücklich bleiben? Sie, die Allvermögende,

verstund ihn: es ist billig, erwiederte sie ihm, daß ich auch Sie für die Anhänglichkeit an meine Lehren belohne. Empfangen Sie Ihre natürliche Gestalt wieder, und zwar auf immer. Lieblich und sanft war ihre Stimme als sie das sprach, und zugleich seine Stirn berührte. Verschwunden war der Löwe und an seiner Stelle erschien Prinz Zartbraun.

Sein erstes Wort war Dank an seine Retterin: dann warf er sich der Prinzessin zu Füssen, um eine Verzeihung zu erhalten, die sie ihm, ohne ungerecht und grausam zu seyn, nicht versagen könne. Sie fühlte sich ausserordentlich bewegt, als sie ihn so zärtlich und schön zu ihren Füßen sah. Ihr Herz sprach zwar für ihn, weil er sie noch liebte, aber dagegen drängte sich ihr die Erinnerung an die Scenen in der Laube und im Walde so lebhaft zu, daß sie beschloß, ihm nie zu verzeihen. Sie wandte den Blick von ihm ab, und sagte, sie wolle ihn nicht mehr sehen, nichts mehr von ihm wissen; er hätte sie zu empfindlich beleidigt.

Fee Tugend, die sahe, wie sehr die Antwort der Prinzessin den Prinzen betrübte, bat sie um Schonung; sie sagte, er habe sie immer geliebt, und liebe sie noch; sie möchte ihm nur Gehör

geben,

geben, und sie würde gewiß überzeugt werden. Nach einiger Weigerung willigte Constanze endlich ein, seine Rechtfertigung anzuhören; und voll Vergnügen begonn er nun die Erzählung von der Geschichte seines Elends seit ihrer Trennung.

Mein Aufenthalt auf der Roseninsel, fuhr er fort, wird Ihnen nicht mehr strafbar vorkommen. Zwang war es, was mich dahin brachte, und Zwang, was mich da festhielt; Zauberwerk von Lasterfülle. Unter der Gestalt einer jungen Schönheit, der man den Namen Güte gab, wurde mir Hülfe angeboten, um zu Ihnen zu gelangen: aber zu ihr sollte ich gelockt werden, zu ihren trügerischen Reizen. In dieser Absicht sendete sie mir ein Halsband, als Gegenmittel gegen alle Bezauberung. Aber dieses Halsband war nichts anders als ein Talisman, der in kurzer Zeit jeden, der ihn trug, mit blinder Leidenschaft für die Schenkerin erfüllte. Ich fühlte seine Wirkung bald; ich liebte die Fee bis zum Wahnsinne. Sie, meine Constanze, vergaß ich wider meinen Willen: und im Wahnsinne dieses Zaubers hielt ich, meiner ärgsten Feindin zu gefallen, für mein schönstes Glück. Nach meinem Wahne war nichts vollkommeneres in der Natur. In diesem Wahne wär ich vielleicht noch lange ge-

geblieben, ohne die Begebenheit einer schlaflo=
sen Nacht.

Ich hörte nämlich im Garten ein Geräusch von Stimmen, und sahe unter meinen Fenstern ein helles Licht von Fackeln, beydes ungewöhn=
lich. Neugierig zu wissen was es sey, stieg ich auf, und trat, ohne an das Verbot der Fee zu denken, ans Fenster. So wie ich es auf=
machte, erblickte ich in der Luft und in den Gängen des Gartens eine große Menge scheuß=
licher Gestalten, zum Theile mit Laternen, zum Theil mit Fackeln, und alle auf dem Wege nach dem Boskett, wo ich die Fee zum ersten=
male gesehn hatte.

Dieses sonderbare Schauspiel brachte mich auf den Entschluß, an die Laube nachzuschleich=
en. Ich schlüpfte also ganz leise aus meinem Zimmer, durch die düstersten Stellen des Ge=
hölzes. Es reute mich bald, diesen dichtbewach=
senen Weg gewählt zu haben; denn indem ich einige Zweige, die mir den Weg versperrten, auf die Seite beugen wollte, blieb das Zauber=
Armband daran hängen; ich verlohr es, und in der Dunkelheit war mir es wiederzufinden unmöglich. In dem Momente damals betrüb=
te mich dieser Verlust: doch hielt er mich nicht ab meinen Weg fortzusetzen. Ich kam endlich

an

an die Laube; und da sahe ich mit Entsetzen meine Fee mitten unter jener Schaar von Ungeheuern.

Es waren ihre Kinder, die Laster. Flucht war mein erster Gedanke; aber ich folgte ihm nicht: stärker war die Neugier, die mich trieb, diese furchtbare Gesellschaft zu belauschen. Lasterfülle erzählte ihnen, durch welche Kunstgriffe sie mich getäuscht, auf welche Art sie das geheimnißvolle Armband gemacht, wie sie sich dadurch in meinen Augen verschönert, wie sie mir das Oeffnen der Fenster in den vier Nachtstunden verboten habe, um ihre Zusammenkünfte vor mir zu verheelen: kurz, ich erfuhr ihren Betrug und mein Elend. In dem Augenblicke verschwand der Zaubertaumel meiner Sinnen; ich dachte wieder an Sie, geliebte Constanze, und fühlte mich unaussprechlich elend.

Unterdessen gieng die nächtliche Gesellschaft auseinander. Ich kehrte auf mein Zimmer, mit dem Vorsatze, zurück, mir nichts davon merken zu lassen, daß ich die Entdeckung gemacht hätte, um mir nicht die Gelegenheit zur Flucht zu benehmen. Es war noch frühe; ich legte mich wieder zu Bette. Beym Entkleiden fand ich das verlorne Armband an einer

von meinen diamantnen Beingürtelschnallen. Ich freute mich sehr, es wieder zu haben, weil ich mich doch von seiner Wirksamkeit überzeugen wollte.

Kaum war es Tag, so legt' ich es wieder an; und Dame Güte erschien mit einem liebenswürdigen Gefolge. Ihr Anblick würde mich entzückt haben wie gewöhnlich, hätte ich nicht in dem Augenblicke den mächtigen Zauber von mir abgestreift. So wie ich das that, verschwunden augenblicklich die Schönheiten alle, und statt ihrer sah ich Lasterfülle und ihre Töchter in ihren scheußlichen Gestalten. Ungeachtet ich mich zwang, ihr zu schmeicheln, so merkte doch die Fee, daß es nur Verstellung war. Sie blickte mich argwöhnisch und steif an: ich war verlegen. ¿ Tragen Sie das Armband noch? frug sie heftig. Ich verstummte; sie sahe mir nach dem Arme und fand es nicht. Schäumend vor Wuth sprung sie dreymal in die Höhe, und verwandelte mich auf der Stelle in einen Löwen. Alle Mächte der Hölle, schrie sie, will ich anrufen, damit ich dich in eben dem Grade hassen könne, wie ich dich geliebt habe. Sie schickte mich darauf zu ihrem Freunde, dem König Träge; dieser sollte mich an seinem Geburtsfeste mit andern Löwen kämpfen lassen. Ehe ich dahin gebracht wurde, erfuhr

fuhr ich noch manches von meinem künftigen Schicksale. In jenem Walde, kündigte mir die Fee an, würde ich alle Tage eine Stunde meine natürliche Gestalt wiederbekommen, um vertheidigungslos gegen die reissenden Thiere zu seyn; Wunden könne ich bekommen, aber nie dadurch das Leben verlieren; selbst solle ich mir es nicht nehmen können, denn ich sollte lange leben, um lange zu leiden; so lang' ich jedesmal wieder Mensch wäre, sollt' ich nicht reden dürfen, und bey der Annäherung eines jeden menschlichen Geschöpfs fliehen müssen. Alle Aussprüche meiner Verfolgerin giengen in Erfüllung. Ich kämpfte mit zwölf Löwen in Gegenwart des Hofs. Sie waren unwillkühr-lich Zuschauerin dabey: ich hatte die Freude, Sie zu sehen, aber auch den nagenden Kummer, meine Noth nicht klagen zu dürfen. Ich wurde darauf in den schwarzen Wald gebracht. Hier entdeckte ich die Höhle, die Sie nachher aufnahm, und wählte sie mir zur Wohnung. Einige Tage darauf begegnete ich Ihnen, und es war mir unbeschreibliche Wollust. Doch sie währte nicht lange diese Freude; denn ich konnte mich Ihnen nicht zu erkennen geben, und aller meiner Sorgfalt ungeachtet, blieben Sie von tausend Gefahren umringt. Das machte mich traurig und erpreßte mir Thränen, die Sie bemerkten. Ich hörte mehrmals Ausrufungen

fungen von Ihnen, die mir bewiesen, daß ich Ihnen noch lieb war. Mit dem innigsten Vergnugen sah ich Ihre warme Theilnehmung an meinem Kampfe mit dem Eber. Nie hatte ich die Bosheit der Fee so schmerzhaft empfunden, als da ich gezwungen war, vor Ihnen zu fliehen, und eben in dem Augenblicke zu fliehen, da Sie mir Ihre Hülfe so liebreich anboten. Kurz, bisher war ich der unglücklichste Mensch; es steht nur bey Ihnen, mich zum glücklichsten zu machen. Ich hoffe, Ihr Vater, von meinen Leiden gerührt, wird Ihnen nicht widersprechen.

König Klug bestätigte ihm sogleich diese Hoffnung; und Constanze, die ihn so treu wiederfand, sicherte ihm von neuem ewige Liebe zu. Die Fee Tugend meinte, die Verbindung des edeln lieben Paares müsse ohne Verzug geschehen; nur sey hier nicht der Ort für ein solches Fest. Schöner noch und reizender als die Roseninsel sey die Insel Ruheland, und dort solle ihr Aufenthalt immerwährender Genuß seyn. Indem sie noch sprach, erschien ein prächtiger Wagen, und senkte sich auf einer glänzenden Wolke vor ihnen nieder. Auf diesem Wagen führte sie ein leises Lüftchen nach dem Orte Ihrer Bestimmung.

In

In jenem Wonneaufenthalte floß die Quelle der Jugend. Von dieser gab die Fee Tugend dem Könige Klug zu trinken, und er blühte wieder auf wie ein Jüngling.

Prinz Zartbraun, der immer seines Vaters gedachte, wie ein guter Sohn, bat die Fee auch ihn hierher zu versetzen, damit er auch von dem Wunderwasser trinken könne. In zwo Stunden war ihm sein Wunsch gewährt, und der Vater wieder bey dem Sohne, voll Entzückens über das Wiedersehn. Auch er trank von dem Jugendwasser, und seine Züge und Kräfte verjüngten sich.

Nach einigen Ausruhetagen wurde das liebende Paar zum Tempel der Ehe geführt. Tugend machte Beyde und ihre Eltern unsterblich, und versprach sie nie zu verlassen. Die Einwohner der Insel freuten sich der Beherrscher die ihnen Tugend gegeben hatte. Alle waren Kinder von ihr, hatten sie immer geliebt; und deswegen hatte Tugend sie alle auf der Ruheinsel vereinigt.

Bald nach der Verbindung der Liebenden lud die Fee Tugend sie ein, mit ihr eine Reise durch die Welt zu machen. Sie nahmen die

die Einladung mit Vergnügen an, und jedes bestieg einen weißen Adler.

Ihr erster Besuch war auf der Roseninsel. Hier wohnte sonst die Fee Lasterfülle, aber jezt war sie auf ihren Berg zurückgekehrt. Sie suchten sie dort auf, und fanden sie beschäftigt, in einem großen Kessel eine Menge Spinnen und Ottern mit Quecksilber zu einem Zauber zu kochen. Lasterfülle schrie fürchterlich auf, als sie den Prinzen Zartbraun und Constanzen wiedersahe, und zitterte beym Anblicke ihrer Begleiterin. Sie wollte entfliehen und sich verbergen, aber Tugend rufte ihr zu: bleib auf diesem Berge bis an das Ende der Zeiten, und nie sey es dir wieder zu schaden vergönnt. Das sey die Strafe für deine Thaten. Aber noch mußt du mir die kleine Büchse ausliefern, die du bey dir führst.

Ohnmächtig gegen Tugend, mußte sie gehorchen: sie überlieferte die Büchse, und blieb bewegungslos an ihren Kessel gefesselt. Die Fee Tugend stieß den Kessel um, zerriß ihre Zauberbücher, und ließ sie allein an diesem Schreckensorte, den sie mit fürchterlichem Geheul erfüllte. Sie öffnete hierauf die Büchse, und sezte den kleinen Zauberer Thuewohl von der Insel Tintarinos, der bisher in der Büchse

se eingeschlossen gewesen war, in Freyheit. Er freute sich über die Wiedervereinigung mit seinen Freunden, und bat die Fee Tugend, ihnen überall folgen zu dürfen. Sie willigte mit Vergnügen ein; und nun durchwanderte sie mit ihren angenehmen Gefährten verschiedene Königreiche, wo die Laster herrschten. Es wäre ihr leicht gewesen diese zu verjagen, wenn sie gewollt hätte. Allein die Menschen deren sie sich bemeistert hatten, waren so verderbt, daß sie beschloß sie zur Strafe diesen Ungeheuern auf immer zu überlassen. Sie entsagte nun der Allein-Herrschaft, die sie vormals auf dem Erdboden behauptet hatte. Alles, was sie noch begehrte, war, zuweilen eine Wanderung über die Oberfläche der Erde zu machen, um aufrichtige Feinde oder Feindinnen der Laster auf ihre Insel zu versetzen. Dieß hat sie bisher gethan; und daher kömmt es auch, daß tugendhafte Menschen auf der Welt so selten sind.

Nach einer Wanderung über den ganzen Umkreis des Erdbodens, kam sie mit dem Prinzen, der Prinzessin und dem guten Zauberer von Tintarinos auf die Insel Ruheland zurück. Ihre Zurückkunft war ein Fest für den Kayser, den König und alle Einwohner.

Alle leben glücklich, in ungestörtem Genusse, in diesem unbekannten Theile des Erdbodens, weil sie den Kindern der Fee Lasterfülle keinen Zutritt vergönnen. Die Fee Tugend allein macht ihr Glück; sie ehren und lieben sie; und preißen nur denjenigen glücklich, den sie auf seiner Bahn durchs Leben begleitet.

Köni-

Königin Grille,

Ein

Feen-Mährchen

von

J. J. Rousseau.

Königin Grille.
Das einzige Feen-Mährchen von
J. J. Rousseau.

Es war einmal ein König, der sein Volk liebte. ¡Fängt sich das doch gerade an wie ein Feenmährchen! unterbrach ihn der Druide. — Und ist auch eins, antwortete Jalamir. Es war also einmal ein König, der sein Volk liebte, und folglich auch von seinem Volke angebetet wurde. Er hatte alles angewendet, um Minister zu finden, die eben so dächten als er selbst: aber er hatte endlich eingesehen, daß es Thorheit sey, dergleichen Männer zu suchen, und sich vorgenommen, alles, was er ihrer bösartigen Geschäftigkeit entziehen könnte, selbst zu thun. Er war einmal auf den seltsamen Einfall versessen, seine Unterthanen glücklich machen zu wollen, und that nun auch nach diesem Einfalle. Natürlich gab er sich dadurch bey den Großen einen unver-

löschlichen Anstrich von Lächerlichkeit. Das Volk seegnete ihn dafür: und am Hofe galt er für einen Narren. Uebrigens war es ein ganz guter Herr: auch hieß er König Phönix.

War König Phönix in seiner Art ausserordentlich, so war es seine Gemahlin nicht minder: lebhaft, unbedachtsam, eigensinnig, närrisch im Kopfe, im Herzen tugendhaft, gut aus Temperament, boshaft aus Laune. So war mit Einem Worte Königin Grille; ein berühmter Name, den sie von ihren Vorfahren weiblicher Linie geerbt hatte, und nach Würden behauptete. Diese so erlauchte, so vernünftige Prinzessin war zugleich die Freude und die Plage ihres lieben Gemahls; denn herzlich lieb hatte sie ihn in der That; vielleicht weil es ihr so leicht wurde ihn zu quälen. Ungeachtet ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit verlebten sie doch mehrere Jahre ohne eine Frucht ihrer Liebe zu sehen. Der König grämte sich darüber; die Königin gerieth darüber mehrmal in Anwandelungen von Ungeduld, die der gute König nicht allein zu empfinden bekam; denn der ganzen Welt ließ sie's entgelten, daß sie nicht Mutter wurde. Da war kein Höfling, vom alten Obermarschall an bis zum jüngsten Hofjunker, den sie nicht unbesonnen um ein Geheimniß befragte, wie sie's werden könne, und den sie nicht darüber ausfensterte, wenn es fehlschlug.

Die Hof- und Leibärzte wurden dabey nicht vergessen: denn sie hatte für diese eine ganz ungemeine Folgsamkeit. Nicht Ein Rezept wurde verschrieben, das sie nicht pünktlich in der Hofapotheke hätte machen lassen, nur um den Spas zu haben, wenn sie's nehmen sollte, es ihnen an den Kopf zu werfen. Auch an die Derwische kam die Reihe: da waren Gebete nöthig und Gelübde, vorzüglich aber Opfer. ¡Wehe den Dienern der Tempel, wohin Ihro Majestät Wallfahrten anstellte! Alles störte sie aus, und unter dem Vorwande, eine befruchtende Luft zu athmen, kehrte sie in den Zellen der Mönche alles um. Auch ihre Reliquien, alle ihre Herrlichkeiten, legte sie nach der Reihe an; bald eine weiße Schnur, bald einen ledernen Gürtel, bald eine heilige Kapuze, bald ein Skapulier. Keine Kloster- und Mönchsmummerey war zu erdenken, auf die nicht ihre Frömmeley verfallen wäre. Da auch unter diesen Verkleidungen ihr kleines munteres Gesichtchen sehr zu seinem Vortheil erschien, so legte sie keine von diesen frommen Verkleidungen wieder ab, ohne sich vorher darin mahlen zu lassen.

Endlich, nach so manchen wohlüberlegten Andachtsübungen, nach so manchen weislich verordneten Kuren, erhörten Himmel und — Erde

die Wünsche der Königin: und sie wurde schwanger, als man schon alle Hoffnung dazu aufgab. Man denke sich die Freude des Königs und des Volks darüber. Was ihre eigene Freude betrifft, so gieng sie, wie jede Leidenschaft bey ihr, bis zur Ausschweifung. Im vollen Entzücken zerschlug und zerbrach sie alles, was sie antraf, umarmte sie alles, was ihr vorkam, Männer und Weiber, Herren vom Hofe und Bedienten; wer ihr begegnete, lief Gefahr von ihr erdrückt zu werden. Sie wüßte sich, sagte sie, keine größere Seeligkeit als die Wonne, ein Kind zu haben, dem sie in ihren Anfällen von Mißlaune nach Herzenslust die Ruthe geben könne.

Man hatte so lange vergebens auf ihre Schwangerschaft gehofft: und sie golt daher für eine von jenen ausserordentlichen Begebenheiten, auf die alle Welt sich einen Anspruch zueignet. Die Aerzte schrieben sie ihren Arzeneyen zu, die Mönche ihren Reliquien, das Volk seinem Beten, und der König seiner Zärtlichkeit. Jedermann interessirte sich für das Kind, das man erwartete, als für sein eigenes, und alle thaten aufrichtige Wünsche für die Geburt des Prinzen; denn ein Prinz sollte es seyn: dahin trafen alle Wünsche des Volks, der Großen und des Königs zusammen; nur

nur die Königin, die es sehr übel nahm, daß man ihr bey ihrer Niederkunft das Geschlecht des Kindes vorschreiben wollte, deklarirte geradezu, sie wolle eine Prinzessin haben. Es käme ihr sonderbar vor, sagte sie, daß man ihr das Recht bestritte, über ein Gut zu schalten, das ganz unwidersprechlich ihr allein gehörte. Der König wollte ihr Vorstellungen darüber machen, allein sie sagte ihm geradezu, das gehe ihm nichts an, und schloß sich in ihr Boudoir ein und schmollte mit ihm; ihr Lieblingszeitvertreib, der ihr gewöhnlich wenigstens sechs Monate im Jahre wegnahm. Sechs Monate, sag' ich, aber nicht nach einander weg; das wäre doch Ruhe für den Gemahl gewesen; sondern in gehörigen Zwischenräumen, um ihn gehörig zu quälen.

König Phönix sahe wohl ein, daß die Grillen der Mutter das Geschlecht des Kindes nicht bestimmen könnten: es war ihm nur äusserst ärgerlich, daß sie ihre Verkehrtheiten dem ganzen Hofe zum Schauspiele gab. Alles auf der Welt hätt' er dafür gegeben, wenn auch allgemeine Achtung seine Liebe zu ihr gerechtfertigt hätte. Der Lärm, den er bey dieser Veranlassung schlug, war nicht die einzige Thorheit, zu welcher ihn die lächerliche Hoffnung, seine Frau vernünftig zu machen, verleitete.

Phönix wußte nicht mehr welchen Heiligen er sich empfehlen sollte: er wendete sich also an die Fee Discrete, seine Freundin und die Beschützerin seines Reichs. Sie rieth ihm zur Güte, das heißt, sie rieth ihm, die Königin um Verzeihung zu bitten. „Der einzige Zweck aller Weiberlaunen, sagte sie, geht blos dahin, den männlichen Ernst ein wenig irre zu führen, und die Männer zum schuldigen Gehorsame zu gewöhnen. Das beste Mittel, Ihre Gemahlin von ihren Wunderlichkeiten zu heilen, ist, eben so wunderlich zu seyn als sie. Hören Sie nur auf, ihren Grillenfängereyen zu widersprechen, und von dem Augenblicke an hat sie keine mehr. Um völlig klug zu werden, wartet sie nur darauf, daß Sie völlig närrisch geworden seyn sollen. Fangen Sie also die Sache gütlich an; zwingen Sie sich bey der gegenwärtigen Veranlassung nachzugeben; dadurch erhalten Sie bey einer andern was Sie wollen." Phönix gab der Fee vollkommen Recht. Um sich auch gleich ihrem Rathe folgsam zu zeigen, gieng er zur Assemblee bey der Königin, nahm sie auf die Seite, und sagte ganz leise zu ihr: es thue ihm sehr leid, zur Unzeit mit ihr gestritten zu haben; er werde sich bemühen, sein Versehen künftig durch doppelte Gefälligkeit wieder gut zu machen.

LB

Die Königin, welche besorgte durch die Sanftmuth ihres Gemahls möchte das Lächerliche dieses Vorgangs ganz allein auf sie fallen, antwortete ihm schnell: unter seiner ironischen Bitte und Verzeihung verrathe sich noch weit mehr Stolz als in seiner vorhergehenden Widerspenstigkeit und Zänkerey; weil aber doch das Unrecht des Mannes dem Unrechte der Frau nicht zur Schutzrede dienen könnte, so wolle sie unverzüglich auch bey dieser Gelegenheit nachgeben, wie sie's von jeher gethan hätte. Mein König und Gemahl, setzte sie laut hinzu, gebietet mir mit einem Prinzen niederzukommen, und ich kenne meine Schuldigkeit zu gut, als daß ich nicht gehorchen sollte. Ich weiß sehr wohl, daß wenn Seine Majestät mich mit Beweisen von Zärtlichkeit beehrt, es weniger aus Liebe zu mir, als aus Liebe zu seinem Volke geschieht, dessen Wohl ihm nicht weniger des Nachts als bey Tage beschäftigt. Ich will seine edle Gesinnung nachahmen, und mir vom Divan einen Aufsatz über die Anzahl und das Geschlecht der Kinder deren die königliche Familie bedarf, geben lassen; ein Aufsatz von Wichtigkeit für das Wohl des Staats, und für jede Königin eine Vorschrift, wie sie sich des Nachts verhalten soll.

Diese erbauliche Anrede wurde vom ganzen Zirkel mit großer Aufmerksamkeit angehört: aber auch, wie man leicht denken kan, mit manchem eben nicht fein versteckten Lächeln. ¡Ach! sagte König Phönix traurig und mit Achselzucken, ich sehe wohl, wer eine närrische Frau hat, wird unvermeidlich auch zum Narren!

Die Fee Discrete, deren Geschlecht und Name zuweilen mit ihrem Charakter drollicht genug kontrastirten, fand diese Zänkerey so spashaft, daß sie beschloß sie bis aufs Aeusserste zu treiben. Sie sagte also öffentlich zum Könige, sie habe die Kometen, die bey der Geburt der Fürsten am Firmamente präsidiren, zu Rathe gezogen, und könne ihm nun dafür stehen, daß er einen Prinzen bekommen werde: insgeheim aber versicherte sie der Königin, sie werde eine Tochter bekommen.

Dieser verstohlne Wink machte die Königin Grille auf einmal so vernünftig, als sie bisher wunderlich gewesen war. Mit unendlicher Sanftmuth, und Gefälligkeit nahm sie alle mögliche Maaßregeln den König und den ganzen Hof zu ärgern. Sie ließ in aller Geschwindigkeit ein prächtiges Kinderzeug machen, dem Ansehen nach so ganz für einen Knaben, daß es für ein Mädchen lächerlich gewesen wäre.

re. In dieser Absicht mußten verschiedene Moden geändert werden: aber das kostete ihr nichts. Auch ließ sie ein prächtiges Ordenskreuz von Brillanten machen, und bestund darauf, der König sollte zum voraus den Oberhofmeister und die Lehrer des jungen Prinzen ernennen.

Sobald sie sicher war, daß sie eine Prinzessin bekommen würde, sprach sie von nichts als von ihrem Sohne, und vergaß keines von den vergeblichen Vorsichtsmitteln, über die man die wirklich nöthigen gewöhnlich vergißt. Sie lachte laut auf, wenn sie sich vorstellte, wie erstaunt, wie einfältig die vornehmen Herren um ihr Wochenbett her stehen würden. „Mich dünkt, sagte sie zu der Fee in geheim, ich sehe auf der einen Seite unsern ehrwürdigen Reichskanzler seine große Brille aufsetzen, um das Geschlecht des Kindes mit Gewißheit zu erfahren; auf der andern aber Seine Majestät, den König, wie Er die Augen niederschlägt und stottert: ich glaubte — aber die Fee hatte mir doch gesagt — nu, es ist nicht meine Schuld — und andere dergleichen sinnreiche Sprüche, die sogleich von den Hofgelehrten aufgefaßt und in den Zeitungen durch ganz Indien werden ausgebreitet werden.

Mit hämischer Freude stellte sie sich vor, welche Unordnung, welche Verwirrung die Wunderbegebenheit in der ganzen Assemblee verursachen würde. Sie dachte sich zum voraus die unruhige Geschäftigkeit und das Streiten und Treiben der Hofdamen, um bey diesem unvermutheten Ereignisse die Rechte ihrer wichtigen Chargen in Anspruch zu nehmen, zu vereinigen, auszuüben, und den ganzen Hof in Bewegung zu setzen wegen — eines Kinderhäubchens.

Bey dieser Vorstellung ersonn sie auch die löbliche und spirituelle Ceremonie, dem neugebohrnen Prinzen durch die Magistratspersonen in Feyerkleidern und vollem Prunke eine Standrede halten zu lassen. König Phönix stellte ihr vor, dieß sey doch eine alberne Erniedrigung der Magistratswürde, und gäbe dem ganzen Hofceremoniel ein lächerlichkomisches Ansehen, wenn so im vollständigen Schmucke einem kleinen Aeffchen ein solcher Schwulst vorgeplaudert würde, selbst ehe es noch hören oder nur ein Wort darauf sagen könnte. „¡Desto besser! erwiederte die Königin, desto besser für Ihren Sohn! ¿Wär' er nicht überglücklich, wenn alles dumme Zeug, das sie ihm zu sagen haben, lange schon erschöpft wäre bevor er es verstünde? ¿Möchten Sie denn, daß man ihm für sein Vernunftalter

ter solches Zeug aufsparte das vermögend wäre ihn närrisch zu machen? Lassen Sie doch, ums Himmels willen, die Leute Reden halten so viel sie wollen, da er noch nichts davon versteht, und folglich keine Langeweile dabey hat; man kömmt wie Sie wissen nicht immer so gut davon. „Es mußte also dabey bleiben; und auf Befehl Ihrer Majestät begonnen nun die Präsidenten der Kollegien und Akademien im Reiche zu komponiren, zu studiren, und aus Leibes-Kräften aus ihrem Baumoriere und Demosthenes zu kompiliren; und das alles um einen Embrio zu haranguiren.

Es erschien endlich der kritische Augenblick. Die Königin empfand die ersten Kindeswehen mit einem Entzücken das bey dergleichen Gelegenheiten eben nicht gewöhnlich ist. Sie klagte sich so artig, und weinte so freundlich, daß man hätte glauben sollen ihr größtes Vergnügen sey eine Niederkunft. Im Palaste aber gabs einen fürchterlichen Lärmen und Unruhe. Manche liefen nach dem Könige, andere nach den Prinzen und Ministern, einige nach dem Senate; die meisten aber liefen um zu laufen, rollten ihre Tonne wie Diogenes, und hatten weiter kein Geschäft als sich ein sehr geschäftiges Ansehn zu geben. In dem Eifer so viele nothwendige Personen zusammenzubringen hatte

te man nur Einen Mann, den Accoucheur, vergessen. Der König, in der äussersten Verlegenheit hierüber, verlangte aus Versehen eine Hebamme; ein Versehen das unter den Damen ein unmässiges Gelächter erregte. Dieses Gelächter und die gute Laune der Königin machten die Niederkunft zu der lustigsten von der man jemals gehört haben mag.

So gut die Königin das Geheimniß der Fee zu bewahren gesucht hatte, so war es doch unter ihre Damen ausgekommen, und diese bewahrten es auch wieder so sorgfältig, daß drey Tage schon vor der Niederkunft der Königin, die ganze Stadt sich damit trug; wobey denn lange Zeit der König der einzige war der nichts davon wußte. Jedermann war also aufmerksam auf die Scene die gespielt werden sollte. Unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls konnten sich die Neugierigen auf Kosten der königlichen Familie lustig machen; und es war ihnen ein Fest das Benehmen Ihrer Majestäten zu belauschen, und zu beobachten, wie die Fee, bey ihren zwey widersprechenden Zusagen sich heraushelfen und ihren Kredit behaupten würde. —

Nun, sagte Jalamir, indem er sich selbst unterbrach, zum Druiden, nun müssen sie doch ein=

einräumen, daß es blos auf mich ankömmt Sie nach allen Regeln der Kunst ungeduldig zu machen. Denn Sie sehen wohl, hier wäre der Ort zu Digressionen, Schilderungen und allen den andern Herrlichkeiten die jeder Autor von Geiste an den interessantesten Stellen zur Ergözlichkeit seiner Leser ohnfehlbar einschiebt. — ¿Wie kanst du dir nur einbilden, versetzte der Druide, daß es solche Narren gebe, die dergleichen geistreiche Sachen lesen sollten? Laß dir sagen daß jeder Leser Verstand genug hat solch Zeug zu überschlagen; und dann ist der Herr Autor mit seiner Schauwaare bald genug abgefertigt. ¿Und du, Schwätzer, denkst du wohl dein Plaudern sey besser als der Geist der anderen? Meynst du wohl, um dem Vorwurfe einer Albernheit auszuweichen sey es genug zu sagen, es hätte blos von dir abgehangen sie vorzubringen? Wahrlich, so etwas nur sagen, heißt es zugleich beweisen. Ich aber habe nicht einmal den Trost deine Albernheiten überblättern zu können.

Nur ruhig! sagte Jalamir, das werden andere für Sie thun, wenn diese Geschichte jemals gedruckt wird. Bedenken Sie indessen, daß jezt der ganze Hof im Zimmer der Königin beysammen, daß eben jezt die beste Gelegenheit ist, so viele Erlauchte Originale zu mahlen,

die einzige vielleicht für Sie, sie kennen zu lernen. — ¡Mag dich der Guckuck anhören! versezte scherzend der Druide; ich kenne sie nur zu gut aus ihren Handlungen. Laß sie also nur machen, wenn's in deiner Geschichte nöthig ist, aber sag mir kein Wort von ihnen, wenn sie unnütz sind; ich will keine andern Schilderungen als Thatsachen. — Nun, erwiederte Jalamir, da es denn nicht möglich ist, meine Erzählung durch ein wenig Metaphysik aufzustutzen, so will ich schlechthin den Faden wieder anknüpfen. Aber erzählen, blos um zu erzählen, ist ein langweiliges Ding: Sie wissen nicht, wie viel Schönes Sie verlieren. Helfen Sie mir nur wieder zurecht: das Wesentliche hat mich soweit abgeführt, daß ich nicht mehr weiß, wobey ich stehen geblieben bin.

Zum Henker, bey der Königin, sagte der Druide ungeduldig, die du so viel Mühe hast zu entbinden, und mit der du mich nun schon eine ganze Stunde hinhältst. — O, versezte Jalamir, denken Sie denn, die Königskinder werden nur so gelegt wie die Drosseleyer? Sie sollen sehen, ob es nicht der Mühe werth war zu peroriren.

Nach manchen Leiden und Freuden also, zog endlich die Königin die Neugierigen aus der

der Erwartung und die Fee aus der Verlegenheit; denn sie gebahr Zwillinge, einen Prinzen und eine Prinzessin, schöner als die Sonne und der Mond, und eins dem andern so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden konnte; daher sie auch in der Folge überein gekleidet wurden. In dieser so sehnlich gewünschten Stunde legte der König die Majestät ab, überließ sich ganz der Natur und begonn so viel wunderliches Zeug, das er zu einer andern Zeit der Königin selbst nicht würde gestattet haben. Die Freude, Kinder zu haben, machte ihn selbst so kindisch, daß er auf einem Balcon des Schlosses aus vollem Halse rief: freut euch alle, meine Freunde, mir ist ein Sohn geboren und euch ein Vater, und meiner Gemahlin eine Tochter. Die Königin, die sich zum erstenmale in ihrem Leben bey einem solchen Feste befand, wußte noch nicht einmal wie viel Arbeit sie geliefert hatte. Die Fee, die ihre Launen kannte, kündigte ihr also, nach ihrem Wunsche, blos eine Tochter an. Die Königin ließ sich die kleine Tochter bringen und umarmte sie zwar zärtlich, zum Erstaunen der Zuschauer, aber auch mit Thränen im Auge, mit einer Wehmuth, die mit ihrem bisherigen Benehmen gar ni[illegible] zusammenstimmte. Ich habe schon gesagt, daß sie ihren Gemahl aufrichtig liebte: die Unruhe, die zärtliche Besorg-

 niß,

niß, die sie während ihres Leides in seinen Augen las, hatte sie gerührt. Sie hatte, freylich in einer sonderbar gewählten Stunde, Betrachtungen darüber angestellt, wie grausam es sey, einen solchen Mann zu ärgern. Jezt, da man ihm die kleine Tochter in die Arme gab, dachte sie sich blos, wie unangenehm es ihrem Gemahl seyn würde, keinen Sohn bekommen zu haben. Die Fee, die vermöge des eigenen Scharfblicks ihres Geschlechts und ihrer Feenkunst, ohne Mühe in den Herzen las, durchsah in Einem Augenblicke, was in der Seele der Königin vorgieng; und da sie nun keine Ursach mehr hatte, die Wahrheit zu verheelen, ließ sie den kleinen Prinzen bringen. Nach der ersten Verwunderung fand die Wöchnerin den Ausweg der Fee so lustig, daß sie in ein Gelächter ausbrach, das in ihren Umständen gefährlich war. Sie wurde ohnmächtig: man brauchte viele Mühe sie wieder zu sich zu bringen; und hätte nicht die Fee für ihr Leben gut gesagt, so würde die Freude im Herzen des Königs und auf den Gesichtern der Hofleute in tiefen Schmerz verwandelt worden seyn.

Nun zeigte sich erst das eigentlich Sonderbare bey dieser Begebenheit. Durch die aufrichtige Reue der Königin, ihren Gemahl so geplagt zu haben, entstund bey ihr eine wärmere

Liebe zu dem jungen Prinzen als zu seiner Schwester; der König hingegen, der die Königin anbetete, verrieth eine ähnliche Vorliebe für die Tochter die sie gewünscht hatte. Dadurch nun, daß beyde Gatten ihren Lieblingsneigungen auf verdeckte Art schmeichelten, verwandelte sich jene Vorliebe sehr bald in Leidenschaft; die Königin konnte eben so wenig ohne ihren Sohn, als der König ohne seine Tochter seyn.

Diese doppelte Begebenheit verursachte große Freude bey dem Volke; sie benahm ihm wenigstens auf einige Zeit die Besorgniß ohne Herrn zu bleiben. Die starken Geister die über die Zusagen der Fee gespottet hatten, wurden nun wieder ausgespottet. Allein sie gaben sich noch nicht überwunden: nicht einmal der Fee wollten sie das Vorrecht der Unfehlbarkeit bey einer Unwahrheit zugestehn. Andere, die sich auf jene Vorliebe gründeten die schon sichtbar zu werden anfieng, waren dreist genug zu behaupten, dadurch daß die Königin einen Sohn, der König aber eine Tochter bekommen hätte, sey die ganze Prophezeyhung zur Lügnerin geworden.

Während der Anstalten zur Taufe der Neugebohrnen, während der Zubereitungen des menschlichen Stolzes an den Altären der Göt-

ter in aller Demuth zu glänzen — Halt guter Freund! Einen Augenblick! unterbrach ihn der Druide; du machst mich ganz schrecklich verwirrt. Sag' mir nur, wo wir sind. Erst, um die Königin schwanger zu machen, führst du sie unter Kapuzen und Reliquien umher; dann versetzest du uns auf einmal nach Indien; jezt sprichst du von Taufe und von Altären der Götter. ¡Beym großen Thamiris! ich weiß nicht, ob wir bey der Ceremonie zu der du Anstalt machst, Jupiter, die heilige Jungfrau oder Mahomet verehren sollen. Mir, als einem Druiden, liegt freylich wenig daran, ob deine beyden Kinder getauft oder beschnitten werden: aber das Costume muß doch beobachtet werden; du mußt mich doch nicht dem Irrthume aussetzen, einen Bischof für den Mufti, und das Missal für den Koran zu halten. ¡Das wäre wohl ein großes Unglück! versetzte Jalamir; eben so feine Köpfe wie Sie, könnten sich eben so gut darinne irren. ¡Behüte der Himmel alle Prälaten, die Serails haben, und das Latein im Brevier für Arabisch halten! Behüte der Himmel alle ehrlichen frommen Moslims die so unduldsam sind wie der Prophet von Mekka die immer bereit sind zur Ehre des Schöpfers seine Menschen andächtiglich zu morden! Aber besinnen Sie sich nur, daß wir in einem Feenlande sind, wo man

keinen Menschen zum Wohl seiner Seele in die Hölle schickt; wo man nicht an Besichtigung der Vorhaut denkt, um Leute zu verdammen oder selig zu sprechen; wo die Bischofsmütze und der grüne Turban eins wie das andere die geweihten Köpfe bedecken, damit sie in den Augen der Weisen zum Kennzeichen, und in den Augen der Thoren zum Schmucke dienen mögen.

Ich weiß wohl, nach den Gesetzen der Geographie die alle Religionen in der Welt ganz genau angeben, sollten die beyden Neugebohrnen Muselmänner seyn. Allein, da nur die Knaben beschnitten werden, und doch meine Zwillinge zu einer Kirche eingeweyht werden müssen, so müssen Sie erlauben, daß ich sie taufe. ¡Thu' das! thu' das! rief der Druide; auf Priesterwort! ich habe nie gehört, daß eine Wahl durch bessere Motiven bestimmt worden wäre. —

Die Königin, fuhr Jalamir fort, die sich eine Freude daraus machte, alle Etikette über den Haufen zu werfen, geruhte schon am sechsten Tage das Wochenbett zu verlassen, und am siebenden auszugehen, weil sie, wie sie vorgab, sich wohl befände: auch säugte sie ihre Kinder selbst. Alle Damen stellten ihr die schädlichen Folgen eines solchen Beyspiels nachdrücklich vor. Sie

aber, die sich vor Milchzufällen fürchtete, behauptete dagegen: für die Freuden des Lebens wäre keine Zeit mehr verloren als die Zeit die nach dem Tode kömmt; der Busen einer todten Frau müsse nicht weniger vergehen als der Busen einer Amme; und dann, setzte sie mit einem Duennagesichte hinzu, könne in den Augen eines Ehemannes kein Busen schöner seyn, als der Busen einer Mutter, die ihre Kinder selbst säuge. Ueber diese Einmischung der Männer in ein Geschäft das sie so wenig angienge, fanden die Damen nicht wenig zu lachen; die Königin, die überdieß zu reizend war, als daß sie's ungestraft hätte seyn dürfen, kam ihnen nunmehr, ihrer Launen ungeachtet, fast eben so lächerlich vor, als ihr Gemahl, den sie nur spottweise den Bürger von Vaugirard nennten. —

Ich seh' dich kommen fiel ihm der Druide hier ein, du möchtest mich gern eine Schah-Bahamsrole spielen lassen, und mir die Frage ablocken, ob es denn auch ein Vaugirard in Indien gäbe, so wie ein Madrit im Bois de Boulogne, eine Oper in Paris, und einen Philosophen am Hofe? Doch fahre nur fort in deiner Rhapsodie, und lege mir keine solche Schlingen mehr; denn da ich weder Ehemann bin noch Sultan, so lohnt es nicht der Mühe ein Thor zu seyn.

End-

Endlich, fuhr Jalamir ohne dem Druiden zu antworten fort, als alles bereit war, wurde der Tag festgesetzt, an dem den Neugebohrnen die Himmelspforte aufgeschlossen werden sollte. An diesem Tage begab sich die Fee ganz früh in den Pallast, und eröfnete dem königlichen Paare, sie wolle den beyden Kindern jedem ein Geschenk machen, das der Geburt der Kinder und ihrer Freundschaft würdig sey. Ehe, sagte sie, das magische Wasser, sie meinem Schutze entzieht, will ich sie mit meinen Geschenken bereichern, und ihnen Namen geben die kräftiger seyn sollen als alle platte Kalender-Heiligennamen; denn sie sollen die Eigenschaften ausdrücken womit ich sie zu gleicher Zeit aussteuern will. Da Sie aber besser als ich wissen müssen, welche Eigenschaften zum Glücke Ihrer Familie und zum Wohle Ihres Volks die zuträglichsten seyn mögen, so wählen Sie selbst. Sie thun dadurch, vermöge eines einzigen Ausspruchs Ihres Willens, so viel als zwanzig Jahre Erziehung nur selten an der Jugend vermögen, oder die Vernunft im reifern Alter leistet.

Darüber entstund nun großer Streit zwischen dem königlichen Ehepaare. Die Königin verlangte ausschließlich das Recht den Charakter ihrer Kinder nach ihrer Laune zu bestimmen: der gute König hingegen, der die Wichtigkeit

einer solchen Wahl fühlte, mogte sie nicht gern dem Eigensinne einer Frau überlassen deren Thorheiten er mit Nachsicht ansah, aber niemals mit ihr theilte. Phönix wünschte sich Kinder die einmal vernünftige Menschen würden: Königin Grille wollte lieber artige Kinder haben; glänzten sie nur schon im sechsten Jahre, so lag ihr wenig daran ob sie im dreyssigsten Narren wären. Vergebens bemühte sich die Fee beyde Majestäten Eines Sinnes zu machen: es währte gar nicht lange, so war jene Veranlassung zum Streiten nur noch der Vorwand, und es kam nicht darauf an wer Recht hätte, sondern wer von beyden das andere zurechtweisen könnte.

Endlich fand die Fee doch ein Mittel zum Vergleiche, ohne einem von beyden abzulegen. Ihr Mittel bestund darin, daß jedes von ihnen über das Kind seines Geschlechts sollte schalten können. Dem Könige gefiel dieser Ausweg, der doch das Wesentlichste berichtigte, indem die Fee dadurch den Thronerben gegen die wunderlichen Wünsche der Königin in Schutz nahm. Er eilte also, wie er die beyden Kinder auf den Knien ihrer Aufseherin sah, sich des Prinzen zu bemächtigen: auf die Tochter warf er nur einen Blick des Mitleids. Die Königin hingegen, doppelt trotzig, je weniger sie Ursach dazu hatte, lief wie im Wahnsinne nach der Prinzessin

und

und nahm sie auf die Arme. ¡Ihr vereinigt euch alle, mich rasend zu machen! rief sie aus; aber der Eigensinn des Königs soll dennoch, wider seinen Willen, einem von seinen Kindern vortheilhaft werden. Ich sage also öffentlich, daß ich für das Kind, das ich hier auf dem Arme halte, just das Gegentheil von dem wünsche, was er für das andere verlangen wird. ¡Wählen Sie nun! sagte sie zum Könige, im Tone des Triumphs: und da Sie's doch angenehm finden, alles lenken zu wollen, so bestimmen Sie durch ein einziges Wort das Schicksal ihrer ganzen Familie. Vergebens bemühten sich der König und die Fee, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, der den König in eine ausserordentliche Verlegenheit sezte: sie wollte nicht davon ablassen. Sie freue sich, sagte sie, über diesen Ausweg, durch den ihre Tochter alle die Vorzüge bekommen würde, die der König seinem Sohne nicht würde zuwenden können. Ha! versezte der König mit Verdrusse, Sie haben Ihre Tochter niemals leiden mögen, und Sie zeigen das jezt in der wichtigsten Stunde ihres Lebens. Aber, fügte er hinzu, in einer Aufwallung von Zorne, über die er nicht Herr war, um sie wider Ihren Willen vollkommen zu machen, wünsche ich, daß dieses Kind Ihnen ähnlich werden möge. ¡Desto besser! erwiederte die Königin lebhaft, desto

besser für Sie und für das Kind! ich werde gerochen und Ihre Tochter Ihnen ähnlich seyn. Kaum war beyden in einer ausserordentlichen Hitze diese Erklärung entfahren, so hätte der König, über seine Unbesonnenheit verdrüßlich, die seinige gern zurückgenommen: allein geschehen war geschehen; jedes von den beyden Kindern war nun unwiderruflich so begabet, wie es die Eltern gewünscht hatten. Der Knabe bekam den Namen Prinz Eigensinn, die Tochter hieß Prinzessin Vernunft; ein seltsamer Name, den sie so berühmt gemacht hat, daß ihn nachher keine Person weiblichen Geschlechts mehr zu führen gewagt hat.

So war denn nun der künftige Thronfolger mit allen Eigenschaften einer artigen Dame geschmückt; die Prinzessin hingegen, seine Schwester, zum Besitze aller Tugenden eines Biedermannes und aller Eigenschaften eines guten Königs bestimmt. Freylich schien diese Austheilung eben nicht am besten getroffen zu seyn; die Sache ließ sich aber nicht mehr ändern. Und nun das drollichste dabey! die wechselseitige Zärtlichkeit der beyden Ehegatten wirkte in diesem Augenblicke mit aller der Stärke, die sie immer, aber oft zu spät, durch die wichtigsten Veranlassungen erhielt; mit ihr wirkte auch jene Vorliebe zu ihren Kindern:

jedes

jedes von ihnen fand also das Kind, das ihm ähnlich werden sollte, am übelsten bedacht. Ach! sagte der König, indem er seine Tochter auf den Arm nahm und zärtlich drückte, was würde dir sogar die Schönheit deiner Mutter helfen, wenn du es nicht wie sie verständest sie gelten zu machen! Du wirst zu vernünftig seyn um jemanden den Kopf zu verdrehen. Königin Grille hielt mit ihren Gedanken über die Weisheit des künftigen Königs mehr zurücke: aber die traurige Miene, mit der sie ihn liebkoste, ließ leicht vermuthen, daß sie im Grunde keine hohe Meynung von dem Loose hegte, das ihm beschieden war. Der König sahe sie mit einer Art von Verwirrung an, und machte ihr dabey einige Vorwürfe wegen des Vergangenen. Ich fühle mein Unrecht, sagte er, aber es ist Ihr Werk: unsere Kinder würden weit besser geworden seyn als wir; Sie sind schuld, daß sie uns ähnlich werden. — Wenigstens, versezte die Königin, ohne sich zu besinnen und mit einer Umarmung, wenigstens bin ich gewiß, daß sie sich so lieb haben werden als möglich. Phönix fühlte sich durch den Zusatz von Zärtlichkeit gerührt, die wirklich in diesem Ausbruche von Laune lag; und tröstete sich durch die Betrachtung, zu der er so oft Gelegenheit fand, daß natürliche Güte der Empfindung des Herzens jeden Fehler gut machen könne.

Das

Das Uebrige, fiel hier der Druide ein, errathe ich so gut, daß ich wohl das Mährchen für dich auserzählen möchte. Dein Prinz Eigensinn wird aller Welt die Köpfe verwirren, und es seiner Mutter zu gut nachmachen, als daß er nicht ihre Plage werden sollte. Indem er das Reich wird verbessern wollen, wird er es umkehren. Mit der besten Absicht, seine Unterthanen glücklich zu machen, wird er sie aufs Aeusserste bringen, und immer wird er seine Versehen auf Andere schieben. Er wird ungerecht seyn, weil er unvorsichtig war; Reue über seine Fehler wird ihn zu neuen Fehlern verleiten. Weil ihn nie Weisheit führt, so wird das Gute, das er wird thun wollen, das Böse, das er schon gestiftet hatte, noch vermehren. Kurz, wiewohl er im Grunde gut, gefühlvoll und edel ist, so werden ihm doch seine Tugenden selbst nachtheilig werden, und blos sein Mangel an Ueberlegung, mit Macht verbunden, wird ihn verhaßter machen als kaltblütig überdachte Bosheit. Auf der andern Seite wird deine Prinzessin Vernunft, eine neue Heldin aus der Feenwelt, ein Wunder von Weisheit und Klugheit seyn. Ohne daß sie Anbeter hätte, wird sie das Volk so anbeten müssen, daß ein jeder Wünsche thun wird, von ihr beherrscht zu werden. Ihr gutes Benehmen wird aller Welt und ihr selbst nützlich, und

blos

blos ihrem Bruder nachtheilig seyn; denn unaufhörlich wird man seine Verkehrtheiten mit ihren Vorzügen vergleichen, und der allgemeine Wahn wird ihm alle die Fehler beylegen, die sie nicht hat, wär' er auch vollkommen frey davon. Es wird darauf ankommen, die Ordnung der Thronfolge abzuändern, die Kappe der Kunkel nachzusetzen, und das Ohngefähr der Vernunft. Mit hohem Schwunge werden die Rechtsgelehrten das Gefährliche eines solchen Beyspiels zeigen, und beweisen wollen, es sey besser, daß das Volk blindlings dem Regenten gehorche, den das Ohngefähr zu seinem Herrn macht, als daß es sich selbst vernünftige Oberhäupter wählte; daß, wiewohl man einem Narren die Verwaltung seines eigenen Vermögens nimmt, es dennoch gut sey, ihm die höchste Gewalt über unser Vermögen und Leben zu lassen; daß der sinnloseste Mann doch noch immer besser sey als das geistvolleste Weib, und daß, wäre auch der Erstgebohrne ein Affe oder ein Wolf, nach ächter Staatskunst eine Heldin oder ein weiblicher Engel, wenn sie jünger ist als er, ihn dennoch als Gebieter anerkennen müsse. An Einwürfen wird es nicht fehlen, aber auch nicht an Verantwortungen von Seiten der Mißvergnügten. Weiß der Himmel, wie alsdann deine Beredsamkeit in vollem Glanze erscheinen wird! Ich kenne dich: vornämlich in

Läste-

Lästerungen über das, was geschieht, ergießt sich deine Galle mit Wohlbehagen; deine bittere Freymüthigkeit scheint sich über die Bosheit der Menschen zu freuen, sie würde sonst nicht so viel Vergnügen daran finden, sie ihnen vorzuwerfen.

¡Seht doch, Vater Druide, wie Ihr warm werdet! sagte Jalamir ganz verwundert; ¡wie Euch das vom Munde strömt! ¿Woher nehmt Ihr nur alle die schönen Sprüchelchen? So gut habt Ihr in euerm Leben noch nicht im heiligen Walde gepredigt, wiewohl Ihr auch dort nicht im geringsten mehr die Wahrheit sagtet. Ließ ich Euch gehen, Ihr würdet mir bald mein Feenmährchen in eine politische Abhandlung verwandeln, und man fänd' einst in den Fürstenkabinetten Blaubart anstatt Machiavell. Aber macht nur nicht so viel Aufwand an Scharfsinn, um den Ausgang des Mährchens zu errathen. Um Euch nun zu zeigen, daß es mir nöthigenfalls gar nicht an Entwickelungen fehlt, so will ich Euch mit vier Worten eine sagen, die wohl nicht so gelehrt als die eurige ist, aber vielleicht nicht minder natürlich, und zuverlässig unvermutheter.

Wisset also: da die beyden Zwillinge, wie schon gesagt, sich einander so ähnlich sahn, und noch

dazu überein gekleidet waren, so hielt der König, in der Stunde der Bezauberung, nicht, wie er glaubte, seinen Sohn, sondern seine Tochter auf dem Arme; eben so hatte die Königin, durch die Wahl ihres Gemahls getäuscht, ihren Sohn für ihre Tochter gehalten; die Fee hatte sich also den doppelten Irrthum zu Nutze gemacht, um jedes der beyden Kinder so zu begaben, wie's beyden am angemessensten war. **Eigensinn** hieß also die Prinzessin, **Vernunft** der Prinz, und der Launen der Königin ungeachtet, befand sich alles in seiner natürlichen Ordnung. Auf dem Throne seines verstorbenen Vaters machte sich Prinz **Vernunft** sehr verdient und wenig Aufsehen. Mehr auf Erfüllung seiner Pflichten als auf Ruhm bedacht, unternahm er weder Krieg mit den Auswärtigen, so oft man ihn auch drein ziehen wollte, noch Gewaltthätigkeiten gegen seine Unterthanen; Seegenswünsche bekam er mehr als Lobreden. Alle Entwürfe der vorigen Regierung wurden unter der seinigen ausgeführt. Bey dem Uebergange von der Herrschaft des Vaters unter die Herrschaft des Sohnes glaubten die doppelt glücklichen Unterthanen, ihren Herrn nicht geändert zu haben. Prinzessin **Eigensinn** hingegen brachte eine Menge liebenswürdiger und zärtlicher Unterthanen ums Leben oder um ihren Verstand, bis sie endlich ihre Hand einem benach=

benachbarten Könige vorzugsweise deswegen gab, weil er den längsten Bart trug, und am besten auf einem Beine hüpfen konnte.

Königin Grille starb an einer Indigestion von einem Ragout von Rebhühnerfüßchen; denn sie war auf den Einfall gekommen, es noch zu essen ehe sie zu Bette gieng, wo der König, auf ihre freundliche Einladung, schon ewig lange auf sie wartete.

Ende.

Inhalt
des ersten Bandes.

Charles Perrault.

I. Rothkäppchen . . . S. 3
II. Die Feen. . . . — 7
III. Blaubart . . . — 13
IV. Die schlafende Schöne . . — 21
V. Die gestiefelte Katze . . — 39
VI. Fräulein Aschenbrödel, oder das Glas-Pantöffelchen . . . — 47
VII. Ruprecht mit der Kuppe . . — 58
VIII. Der kleine Däumling . . — 70
IX. Abentheuer der Prinzessin Sinnreich — 81
X. Eselshaut . . . — 127

Frau von Lintot.

I. Kornblümchen . . . — 153
II. Prinz Offenherz . . . — 186
III. Zartbraun und Constanze . . — 221

J. J. Rousseau.

Königin Grille. . . . — 275

28.12.78 Enth. 1 Titelkupf.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Blaue Bibliothek aller Nationen

Bd.: 1

(1790)

Coburg, Landesbibliothek -- C I 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918979-5